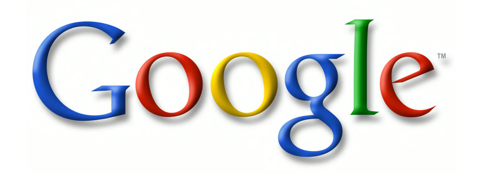



Deutscher Sagenschatz





Deutscher Sagenschatz
Herausgegeben von
Dr. Paul Zaunert



v. 13

Deutsche Natursagen
1. Reihe
Von Holden und Unholden



Mit 4 Holzschnitten
von Marie Braun

Herausgegeben von Paul Zaunert

Verlegt bei Eugen Diederichs / Jena 1921

Meiner Frau
der treuen Gefährtin auf allen Wanderungen
im Sagen- und Märchenlande
zugeeignet

Zur Einführung

Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber
nicht als ein Mensch, sondern als Natur.
Goethe, „Die Natur“

Ein Zwerg gab einmal einem Mädchen einen Rocken voll Flachs und sagte ihr, daran hätte sie ihr Lebenlang genug; aber sie dürfte ihn nie ganz abspinnen.

Jahraus, jahrein spann sie davon; endlich wollte sie doch wissen, was noch unter dem Flachs säße, und spann und spann, bis zuletzt das Ende des Fadens kam — aber darunter saß nichts.

Gleichsam als ein zweites Motto stelle ich diese Sage an den Anfang. Wer da meint, die Sagen unseres Volkes ganz abspinnen, in unsere Verstandessprache übersetzen zu müssen, um zu ihrem Wesenskern zu gelangen, der wird zuletzt nichts mehr darunter finden; ihr Wesen und Leben sind ihm schon durch die Finger geglitten; sie waren in jedem einzelnen Zuge der Sage. Wer sie in ihrer ganzen Tiefe fassen will, muß erst wieder ein ganzer Mensch werden, wie die waren, mit denen sie wuchs, ein Mensch von frischen Sinnen, starkem Fühlen, lebendiger Phantasie.

Keine Erklärungen will ich daher im folgenden versuchen, nur Hindernisse wegräumen.

Wir reden bei der sagenbildenden Volksphantasie gern von Naturbeseelung; mit einem nicht ganz klaren und treffenden Ausdruck. Leicht denkt man dabei: es wird etwas in die Dinge hineingelegt, eigentlich ist es nicht darin; es ist eine bloße Extratour der Phantasie. Aber ist es nicht merkwürdig, daß die Gestalten und Erlebnisse der Sage einmal Wirklichkeit für die Menschen waren? Wir geschichtlich gebildeten Menschen von heute, die wir noch unter dem Banne des Entwicklungsgedankens stehen, gehen nur zu leicht über diese Tatsache hinweg, tun sie damit ab, daß wir sie als eine überwundene Kulturstufe bezeichnen.

Und wenn wir selber den Eindruck, den Dinge und Vorgänge in der

Natur auf uns machen, möglichst deutlich und treu wiedergeben wollen, drängt unsere Sprache immer wieder dazu, den Dingen, wenigstens vorübergehend, eine Art solchen Lebens zu geben; wir können gar nicht anders. Selbst in die Sprache der Wissenschaft dringt diese „Belebung des Unbelebten". Die Völkerkunde etwa, wenn sie uns klarmachen will, wie der Mensch zuerst von dem Feuer Besitz ergriff und es sich dienstbar machte, spricht von ihm als von einem empfindlichen und scheuen Tier, das er einfing und sich nun dauernd zu halten, zum Haustier zu machen suchte. Und die Sprache des Volkes ist ja voll solcher Wendungen. Das Feuer schläft unter der Asche, es leckt mit seinen Zungen; es fliegt als roter Hahn aufs Dach, wenn ein Haus angesteckt wird. Wenn eine Sturzsee über den Schiffsbord schlägt, sagt der Matrose: Rasmus kiekt öwer de Reeling. Die See wird zur Person gemacht und als alter Bekannter von dem Seemann gemütlich mit einem Namen (Rasmus, familiäre Abkürzung von Erasmus) begrüßt.

Damit ist noch nicht gesagt, daß der gemeine Mann sich die See heute noch als lebendiges Wesen denkt. Die Masse ist heute gleichgültig oder unfähig zu eigener Entscheidung in diesen Dingen, sie denkt von sich aus gar nichts dabei; wie die Mehrheit der Gebildeten. Wenn man einen fragt, wird man meist ein Stück Schulweisheit vorgesetzt bekommen. Aber unter der Decke des Aufkläricht, der verstandesmäßigen Naturerklärung, die sich über das schöpferische Denken und Dichten des ganzen Volkes gelagert hat, schlummert da nicht noch immer unaustilgbar das Empfinden: da in den Elementen, überall in der Natur ist eigentlich Leben, ein uns irgendwie Verwandtes? Und wo das Volk nicht vernünftelt und repetiert, springt da nicht noch zuweilen, bei starken Eindrücken, urplötzlich der alte schöpferische Trieb hervor?

Solche Wendungen in der Volkssprache, die eine Naturerscheinung zeitweise und teilweise verpersönlichen, sind noch keine Sagen, aber Sagenkeime; ich habe sie gelegentlich mit aufgenommen. Die Phantasie überspringt immer wieder die Kluft, die unser Verstand in der Natur sieht, die Trennung von Werdendem und Beharrendem, von Leben und Tod. Hier berührt sich eine Strömung, vielleicht die Hauptströmung unserer Philosophie mit einem alten Grundzuge unseres Volksgeistes. Die Philosophie mag den Gedanken von der Einheit alles Seins nicht aufgeben, eine absolute Zweiheit in der Natur nicht zugeben; nur Gradunterschiede, die allerdings so stark sein können, daß sie einem völligen Anderssein und Fürsichsein gleichkommen, daß es aussieht, als wenn hier eine wirkliche scharfe Grenze zwischen zwei

Reichen wäre, dem der belebten und der unbelebten Natur. Und der gewöhnliche Menschenverstand nimmt diese begriffliche Scheidung für seine Arbeit als durchgängig und unbedingt an, und darf und muß es auch, soweit er eben arbeitet, sich in seinem ihm ursprünglich zukommenden Wirkungsbereich bewegt.

In der populärwissenschaftlichen Sprache hat sich der Ausdruck „Naturkräfte" eingebürgert, ein rechtes Kautschukwort, bei dem man nach Geschmack und Bedarf die Natur entgöttern, entseelen, entpersönlichen, oder wieder etwas Geist einschmuggeln kann.

Eine Sage, die schon dem frühsten Germanentum angehört, faßt die Welt herzhafter an, setzt an den Anfang aller Dinge als Urwesen gleich eine riesenhafte Person.

Urzeit war es,
Da Ymir hauste:
Nicht war Sand noch See
Noch Salzwogen,
Nicht Erde unten
Noch oben Himmel,
Gähnung grundlos
Doch Gras nirgend.

Aus Ymirs Fleisch
Ward die Erde geschaffen,
Aus dem Blute das Brandungsmeer,
Das Gebirg aus den Knochen,
Die Bäume aus dem Haar,
Aus der Hirnschale der Himmel.

Ob dieser oder jener Einzelzug hier auf Rechnung der eddischen Dichter oder Mythologen kommt, fällt in diesem Zusammenhang für uns nicht so sehr ins Gewicht; die Grundvorstellung ist urgermanisch: Am Anfang war ein riesisches Wesen, ohne Gestalt, ohne Grenzen, es war alles und überall; aus ihm entstand unsere Welt.

Dazu stellen wir den Bericht des Tacitus über eine Stammsage unserer deutschen Vorfahren, daß sie nämlich ihren Ursprung herleiten von dem erdgebornen Gotte Twisto; dessen Sohn sei Mannus gewesen. Der erste Mann also war ein Kind des „Zwitter", eines mannweiblichen Gottes, der wiederum ein Kind der Erde war. Später nennt Tacitus diese Mutter Erde Nerthus; der Name entspricht genau dem nordischen Njördh. Von diesem aber wissen wir ziemlich sicher, daß er ebenfalls zweigeschlechtig war. Der erdentsprossene Twisto und die mannweibliche Erdgottheit, sein Erzeuger, waren wohl ursprünglich eins. Wir haben ja in der Mythenbildung oft diese Spaltung der ursprünglichen Einheit in Vater und Sohn. Wir hätten dann also als Urform die Sage: Die Erde ist ein Riese und der ist zugleich männlich und weiblich; er — oder sie — erzeugte den ersten Mann, den Menschenvater.

Den modernen Kulturmenschen mutet das alles zyklopisch an. Außerdem hat er dafür längst die Formel Anthropomorphismus; das All wird — so meint man — in dieser Sage nur ein ins Ungeheure ausgereckter Mensch; wie überhaupt die ganze nachfolgende Götterwelt den Umriß der Dinge ins Menschliche oder Tierische zu verziehen und umzudeuten scheint. Der eitle Mensch spiegelt sich eben in allem. In die Tierseele hinein dichtete er Jahrtausende lang menschliches Denken und Wollen; erst wir fangen an, das Tier um seiner selbst willen zu erforschen. Und tierisch-menschliches Leben dichteten Mythus und Sage Jahrtausende lang dem ganzen All an, in diesen engen Kreis zwängte man alles. Da ist nichts mehr für uns zu holen; das Bewußtsein, daß wir einsam sind im All, wird uns dadurch nur verschärft. So sagt man.

Aber die Betrachtung der Sage führt nicht notwendig diesen einen Weg in den Käfig unseres menschlichen Ich hinein, sie kann uns umgekehrt aus der Enge unseres bewußten Lebens und begrifflichen Denkens in die Weite des Geistes, des Allebens führen, in die Sphäre, in die unser Bewußtsein ohne feste Grenzen übergeht, aus der es sich nur zu einem Sondersein heraus zusammengeballt hat.

Eine altgermanische Sage, die uns ebenfalls in der Edda überliefert ist, erzählt:

. . . drei Asen	Nicht hatten sie Sinn,
Aus dieser Schar,	Nicht hatten sie Seele,
Stark und gnädig,	Nicht Lebenswärme
Zum Strand kamen:	Noch lichte Farbe;
Sie fanden am Land,	Sinn gab Odin,
Ledig der Kraft,	Seele Hönir,
Ask und Embla	Leben Lodur
Ohne Schicksal.	Und lichte Farbe.

Ask ist Esche und Embla wohl Ulme. Zwei Bäume also — roh, oder zu Menschenbildern schon zugehauen? — werden von den drei Göttern gefunden, werden von ihnen belebt und beseelt und werden so zu Menschen. Besagt das zunächst auch weiter nichts, als daß der primitive Mensch, wie er selbst aus Holz Bilder schnitzt, sich so auch die ersten Menschen aus Holz *gemacht* denkt — sehr nahe liegt es doch, anzunehmen, daß auch die Germanen ursprünglich einen Mythus hatten, nach dem die ersten Menschen als Bäume aus dem Boden *gewachsen*, oder aus lebendigen Bäumen entsprossen seien; einen Mythus, wie wir ihn bei anderen Gliedern der arischen Völkerfamilie in alter Überlieferung und auch bei Naturvölkern noch bis in die Neuzeit finden. Solche Vor-

stellungen führen uns zurück in eine Zeit, in der sich der Mensch noch ganz eins fühlte mit der Natur, in der er Menschenleben und Pflanzenleben als wesensgleich ansah. Ein Rest oder Nachklang solchen Gemeinsamkeitsgefühls ist ja noch in unserm Sprachgebrauch; wenn wir von Blühen und Welken auch beim Menschen sprechen; wenn Verliebte sich nicht genug tun können, die Liebste mit den schönsten Blumen zu vergleichen.

Und wie die Sage der Urzeit tierisch-menschliches Leben aus dem Pflanzenleben hervorgehen läßt, in Baum und Blume geschwisterliches Leben sieht, so läßt auch noch bis in unsere Tage die Volkssage uns überall in der Natur, in Luft und Wolke und Wasser, in Berg und Wald ein Verwandtes finden. Ein neues Gemeinschaftsgefühl zum mindesten kann sie wecken oder großziehen helfen, das alle Kreatur mit umfaßt. Sie kann uns lehren, unsere Geschwister von Urtagen her wiederfinden. Freilich wird nicht immer die Hand, die wir bieten, gleich genommen. Scheu sind sie, nicht jedem nahen sie sich vertraulich. Daher gibt es ganze Zeiten und Länder, die das Dasein solcher Wesen überhaupt leugnen. Selbst ihren Lieblingen geben sie sich nicht ganz, ein Rätsel bleibt in ihnen, das uns immer weiterlockt, ihr Bestes, ihr größtes Geheimnis, ihr Letztes behalten sie für sich (und soll das nicht auch der Mensch? Der Himmel beschere uns wieder recht viele scheue, keusche Saligen unter unsern Frauen).

Auch in alten Tagen, da die Gestalten der Sage noch wirklich unter den Menschen wandelten, verdichteten sich nicht für jeden die Naturerlebnisse zu solchen leibhaften Nixen, Saligen, Wichteln und „wilden Männern". Nur bevorzugten Menschen, Sonntagskindern zeigten sich die Naturgeister so, und solche seltenen Abenteuer des Ahnherrn wurden als kostbares Erbgut Kindern und Kindeskindern weitergegeben. Die große Masse sah von der Natur nicht mehr als die Menschen heutzutage; nur eben, man wußte, es waren noch solche geisthaften Wesen dahinter.

Und unerschöpflich ist ja die Sage gerade auch in solchen Zügen, die das Anderssein der Naturwesen betonen, und ihre Art von der des Menschen abrücken. Die schöne Wasserfrau, die den Freier holdselig anlächelt, zeigt dabei ihre grünen Zähne; oder sie hat nur ein Nasenloch. Oder man denke an die Bosheiten der Kobolde, die den Menschen in immer wechselnder Gestalt äffen, und deren Tücke unsere Techniker und Chemiker, Finder und Erfinder immer noch erleben wie die Bergleute der Sage, in den Gefahren und oft vergeblichen Mühen ihrer Arbeit. Ewiger Friede, die große Weltrepublik, die Mensch und Natur vereint für immer, ist nur ein schöner Paradiestraum; ein notwendiger



Traum. Krieg und Friede, zwischen Mensch und Natur, wie innerhalb der Natur, ist das Wirkliche; das weiß auch schon unsere Sage und eben für dies freundlich-feindliche Verhältnis, dies Sich-anziehen und -abstoßen, diese Mißklänge, die in die Idylle hineinbrechen, findet sie wundervollen, wahren Ausdruck.

Und nicht immer bloß in menschen- oder tierähnlicher Gestalt erschienen diese Elementargeister. Die Waldfrau verwandelt sich in einen Baum, der Wassergeist, der den Fischer äfft, löst sich beim Näherkommen in Nebel auf, Haus- und Bergkobold zeigen sich als schieres Feuer. Gerade in diesem Flüchtigen, Proteushaften der Sagengestalten ist ihr Leben, ihre Naturwahrheit; ihre Darstellungen in der bildenden Kunst, wie auf der Bühne, wirken daher oft unangenehm deutlich und unwahr; die Naturnähe der Sage spüren wir oft viel mehr in der einfachen Volkssage, die uns das Geschehen selbst vermittelt, den Schleier leicht und für einen kurzen Augenblick lüftet.

Man muß sich das Naturgeschehnis und -erlebnis, das der Sage zugrunde liegt, nicht deutlicher machen wollen, als die Sage es tut. Man darf nicht zu jedem einzelnen Zuge der Sage ein Seitenstück in der Natur suchen, wenn man nicht den schönsten Farbenschmelz an der Sage zerstören will. Wie die Natur selbst, ist die Sage eine große Künstlerin, die immer neu schafft und frei schaltet mit ihrem Stoff. Aber auch wo sie sich in scheinbarer Willkür von der Natur entfernt und ihre eigenen Wege geht, wo sie mit den von der Natur empfangenen Urbildern zu spielen scheint — spüren wir doch immer die innere Verwandtschaft mit der Natur, ein Schaffen in deren Geiste. Es ist wie bei der Musik. Nicht die, welche in naturalistischer Tonmalerei Natureindrücke äußerlich nachzuahmen sucht und den Philister durch täuschende Ähnlichkeit verblüfft, offenbart uns Schöpfungsgeheimnisse der Natur, sondern die Musik eines Beethoven, die nur freie Schöpfung der großen Menschenseele, der Künstlerseele ist, und die eben darum aus der Seele des Alls, aus dem Herzen der Welt quillt. Und man kann einen Beethovenverehrer verstehen, der behauptet, wenn auch die ganze Welt zugrunde ginge samt allen Kosmogonien der Philosophen und Religionen, und nur Beethovens Musik bliebe übrig, so ließe sich aus ihr eine Welt wieder schaffen, die gar nicht übel wäre.

Wir saßen in unserer Zivilisation wie in einem Glaskasten, den wir für ganz wettersicher hielten, und aus dem wir die Natur nur noch beguckten als Sehenswürdigkeit, als Gegenstand ästhetischer oder wissenschaftlicher Betrachtung. Jetzt sind die Scheiben zerbrochen, und

wir sitzen in Wind und Regen; am besten, wir begeben uns ganz ins Freie. Im Freien, im Leben und Kampf mit der Natur empfing der Menschengeist die Sage. Sie ist nicht bloß Denken und Anschauen, sie ist auch Tun und Leiden; ihre Anfänge liegen ja im Mythus, im Religiösen, sind die Widerspiele der Menschenseele auf die Einwirkung der Mächte, die sie in Natur und Leben umgeben. Auch für uns hat die Sage nicht bloß eine ästhetische Seite, sondern zum mindesten noch eine ethische.

Wenn uns erzählt wird, daß früher die letzten Flachshalme, die letzten Kornähren, das letzte Büschel Grummet auf dem Felde blieb, daß man die letzten Äpfel hängen ließ für das Hulzfral, d. h. das Holzfräulein, den weiblichen Vegetationsgeist im Walde, oder für Frau Holle oder sonst welche Bauerngötter, so sind das Reste von alten Opferbräuchen, oder man dachte sich die Früchte des Feldes und Baumes in noch engerem Zusammenhang mit dem Wald- oder Felddämon, geradezu als ein Stück seines Lebens; man durfte das Naturwesen nicht ganz entblößen, berauben und verstümmeln. Oft kehrt in der Sage der Zug wieder, daß die Gier der Menschen, oder ihre Roheit, ihre zudringliche Neugier den Naturgeist verscheucht, gereizt und zum Feinde der Menschen gemacht hat.

Die Sage und mit ihr das ursprüngliche Naturgefühl sind in dem Maße aus unserm Bewußtsein und Volksleben geschwunden, wie der Nutzen unser ganzes Denken unterjochte und unser Verhalten gegen die Natur bestimmte, und wir uns daran gewöhnten, sie nur noch als die unerschöpfliche Vorratskammer von Rohstoffen zu betrachten, oder vielleicht noch als schöne Dekoration, als Kulisse, vor welcher der moderne Mensch einsam seine Tragödie oder Komödie herunterspielt.

Vielleicht ist jetzt, wo so vielerlei Erneuerung gefordert und gepredigt wird, auch die Zeit eines neuen Naturgefühls gekommen. Und zu einem solchen geläuterten Naturkultus, der gereinigt wäre von Sentimentalität und Koketterie und nicht mehr ins Gedränge käme durch Raubbau und Gewaltherrschaft des Zweckgedankens, könnte vielleicht auch unsere Volkssage mithelfen.

Niemand wird sich einreden wollen, wir hätten nun hier in der Volkssage den Mythus, den abhanden gekommenen, gebrauchsfertig vor uns; wir brauchten von dieser Naturgötterwelt, die sich in der Volksüberlieferung vor uns auftut, einfach Besitz zu ergreifen. Aber wohl können wir an der Sage erproben, ob unser Naturgefühl noch einer Wiedergeburt fähig ist. Ob wir uns noch mit der Kraft und Lebenslust jener

sagenschaffenden Geschlechter dem großen Naturleben entgegenwerfen, mit ihm ringen können in Lieben und Hassen, uns umfluten lassen können von seinen Wonnen und Schrecken, seinen Koboldslaunen und Unbegreiflichkeiten, seinen Grausamkeiten und seiner Schönheit; ob unsere Augen und Ohren, die abgestumpft sind durch eine raffinierte erklügelte Kunst, sich noch wieder gewöhnen können, Musik und Rhythmik der Natur zu belauschen, wieder die Zeichensprache der Natur in ihren Farben, Formen, Lauten, Bewegungen zu verstehen; ob unser Hautsinn Natur zu fühlen und zu atmen fähig sein wird.

Es ist ja schon fast eine Binsenwahrheit geworden, daß wir an einem Wuchern des Intellekts kranken, daß unser Verstand gar nicht ursprünglich ein Organ zur Erkenntnis der Wirklichkeit, sondern nur ein Werkzeug unseres Handelns, unseres tätigen äußeren Lebens, zur Bearbeitung der Materie ist. Daß wir das Ebenmaß in der Entwicklung unserer gesamten menschlichen Anlagen verloren haben, ganze Provinzen unseres geistig-sinnlichen Seins haben verkümmern lassen; daß diese Provinzen jetzt aufsässig sind usf. Aber eben dies Bewußtsein einer geistigen Krise legt uns auch die Verpflichtung zu doppelter Wachsamkeit auf. Wenn denkfaule und müde Geister sich jetzt kopfüber in uferlose Pseudomystik stürzen, so sollen unsere Sagen dem nicht Vorschub leisten und keinerlei Geisterseherei züchten helfen. Für alle Fälle sei also gesagt: Diese wie die weiter folgenden Erneuerungen unserer Volkssage sind kein Bekenntnis zu irgendwelchem Glauben, daß hinter den Naturerscheinungen sich irgendwelche Geister verbergen, die erst das eigentliche Wesen der Dinge ausmachen, und wohl gar gelegentlich hervortreten können. Solche Vorstellungen finden aber auch immer wieder einen Nährboden in gewissen „naturphilosophischen" Rückständen wissenschaftlich gebildeter Leute, die immer noch gern Haller zitieren:

> Ins Innre der Natur
> Dringt kein erschaffner Geist —

und die wohl gar meinen, das sei von Goethe, und glauben, damit die Naturanschauung unserer Klassiker zu besitzen; daß also das Wesen der Natur in den Erscheinungen, die sich unsern Sinnen darbieten, wie in einem Etui sitze, zu dem wir bloß den verborgenen Druckknopf nie finden werden. Deutsche Naturanschauung ist das nicht; vielmehr nur ein Beweis, daß uns die klassische deutsche, die Naturanschauung Goethes, noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist:

„Ins Innre der Natur —“
O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist.“
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig! wem sie nur
Die äußre Schale weist!“
Das hör ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

Ihr folgt falscher Spur,
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Da haben wir zugleich ein klassisches Zeugnis für den Glauben der Sage, daß in der Natur ein dem Menschen Verwandtes lebe.

Wir glauben also: in allem, was wir mit unsern Sinnen betasten, rühren wir schon an die Seele der Dinge — vorausgesetzt, daß wir selber Kern, Seele sind, daß unsere Sinne nicht den Geist leugnen und unser Geist nicht die Sinne für Betrüger hält.

Auch in der Natursage begegnen wir schon der Empfindung dafür, daß das Äußere der Naturdinge nicht bloß Hülse sei, die sich vom Wesen und Leben trennen lasse: Wer einen Baum driebt oder schält, geht der Baumseele oder Waldseele ans Leben (vgl. S. 89); wer eine Tarnkappe, einen Nebelmantel der Erdgeister faßt, hat einen von den Unterirdischen selbst in seiner Gewalt.

Eine andre Frage ist: werden wir nicht, wenn wir uns ernsthaft mit unserm alten Volksglauben einlassen wollen, in Widerspruch geraten mit christlichen Grundanschauungen? Der Wassermann kann keinen Christen riechen; die Zwerge hassen die Glocken und ergreifen die Flucht vor ihrem Klang; die Hünen werfen mit Steinen nach den Kirchen; der Kobold kann nicht beten.

Darauf ist zu sagen, daß wir uns die Sache zu schwer machen mit unserer Neigung, an die unbedingte Gültigkeit unserer Begriffe zu glauben; das gilt auch von der Idee des Einen Gottes, oder den verschiedenen Wandlungen dieser Idee, auch ihrer Übersetzung ins Pantheistische: Deus sive natura, Gott-Natur, der Einheit alles Seins, mit der sich diese Vielzahl von Naturgöttern nicht recht vertragen will. Unser Denken muß wieder elastischer werden; wir waren nicht immer so hölzern. In einer Zeit, in der unser Volk am leidenschaftlichsten um wahren christlichen Geist gerungen hat, konnte noch Sebastian Münster sagen: „Gleichwie der Himmel Gottes Wohnung / also ist das Erdreich der Menschen und Tiere Behausung ja ihre Mutter. Denn es empfahet uns so wir geboren werden / es ernähret und trägt uns dieweil wir leben / und zuletzt empfaht es uns in sein Schoß / behält unsern Körper bis zum jüngsten Tag / da er samt der Seele in Himmel genommen wird / hat er anderst in dieser Zeit nach seiner Art erkennt seinen Schöpfer und Erlöser.

„Ich sprich, daß das Element des Erdreiches sei als ein früntliche Mutter gegen den Menschen / erzeigt keinen Zorn gegen ihn wie die andern Element. Dann das Wasser geußt abher Schlagregen / es gebiert Hagel / richt sich auf in ohngestüme Wellen / es bringt Güß denen niemand widerstohn mag. Aber der Luft verändert sich in dicke Wulken / daraus grausame Donner kommen. Deren keines tut das Erdreich / sondern es dienet jedermann. Was bringt es nit? Was truckt es nit gut willig aus ihm zu des Menschen Nutz? Wohlriechende Ding / schmackhafte Speis / allerlei guter Saft / seltsame Farben / und wo ihm etwas vertraut wird / gibt es wieder mit Wucher. Wer mag genugsam aussprechen seinen Reichtum? Wer mag ermessen seine Fruchtbarkeit?"

Hier ist doch wohl mehr als humanistische Rednerei; wenn wir es unbefangen lesen, spüren wir die echte Erdenlust und Blutwärme eines aus der Väterzeit, der noch fest im Diesseits stand und seinen gesunden Sinnen traute, und dabei doch ein guter Christ war. Sobald wir Ernst machen mit dem guten Vorsatz, auch mit unsern Sinnen zu leben und uns aus der Begriffswelt in die blühende farbige Endlichkeit da draußen um uns herum begeben, merken wir, daß der starre Begriff der Einheit nicht mehr recht paßt. „Kein Lebendiges ist eins, immer ists ein Vieles." Die lebendige Natur ist das Mannigfaltige der Berge, Felsen, Wälder, Felder, Gewässer; eine Mannigfaltigkeit, die wir aber wiederum nicht mit dem bloßen Begriff der Vielheit einfangen können. Also lassen wir auch den allzubilligen Begriffsrahmen „Polytheismus" einstweilen

beiseite und wenden wir uns den Sagen und den einzelnen Gruppen, in denen sie sich uns darbieten, selbst zu.

Die Sagen, die in diesem ersten Bande zusammengefaßt sind, geben uns zunächst ein Bild des deutschen Landes im ganzen, in großen Zügen; Hoch- und Mittelgebirg, Flach- und Fruchtland, mit ihrem mannigfaltigen Gewässer, bis zum Meer. Man hätte geradezu versuchen können, die Dreiteilung der deutschen Landeskunde bei der Anordnung des Sagenstoffes anzuwenden. Aber andere Gesichtspunkte waren wichtiger, vor allem der, jede Sage zu möglichst eindringlicher Wirkung zu bringen, die einzelnen Sagen und Sagengruppen möglichst sich gegenseitig selbst auslegen zu lassen. So wird man die — von neueren Mythologen und Sagenforschern oft recht stiefmütterlich behandelte — Frau Holle erst recht verstehen, wenn man die vorhergehenden Kapitel von den Wald- und Feldgeistern, vom Nachtjäger und von den Wetter- und Wolkenwesen kennt. Nachdem auch die Volkssage so vielfach wissenschaftlich durchgearbeitet ist, wäre es ja anderseits ein Leichtes gewesen, den Stoff streng systematisch zu ordnen, wie es etwa bei den Sächsischen Sagen von Meiche, bei der Schlesischen Sammlung von Kühnau geschehen ist, also z. B.

A. Elbensagen
- I. Hausgeister
- II. Erdgeister
- III. Wald- und Feldgeister
- IV. Wassergeister

B. Dämonensagen
- I. Tierdämonen
- II. Bergdämonen
- III. Winddämonen
- IV. Riesen usw.

Aber jeder, der sich eingehend mit der Sage beschäftigt, wird bald gewahr, wie leicht man mit solcher Klassifikation bald dieser, bald jener Sage und Sagengestalt Gewalt antut. —

Schon bei einem flüchtigen Überblick über den Inhalt dieses Bandes fällt der Reichtum unserer Waldsage auf; ein Deutschland ohne Wald ist gar nicht zu denken, und in den Zeiten, in denen sich die Sage bildete, war es noch vielmehr Waldland als jetzt. Der Wald hat einen Hauptanteil an der Entstehung der deutschen Art, des deutschen Dichtens und Denkens; der Wald — und das Wasser. Der Sagenkreis von

den Wassergeistern ist nicht so umfangreich, aber nicht geringer an Wucht. Wie gewaltig das Meer in die Kindheit und Jugend unseres Volkes hineingerauscht hat, sieht man unter anderm daran, daß der Oberpfälzer mitten im deutschen Binnenland noch bis in die neueste Zeit hinein vom „Meerfral", dem Meerfräulein, erzählte; es ist zum mindesten nicht unmöglich, daß seine Vorfahren die Sage aus der Urheimat am Meere mitbrachten, und hier nicht erst spätere Sagenwanderung oder literarischer Ursprung vorliegt.

Das Bild der deutschen Landschaft wäre unvollständig ohne den Himmel darüber, den wolkenreichen, der uns die spärlich bemessenen blauen Tage um so tiefer genießen läßt. Im alten Germanien war, bei der größeren Wald- und Moorfläche, die Bewölkung noch stärker; Wolken und Nebel, die auf- und nieder schweben und weben zwischen Himmel und Erde und Wasser, dichteten auch manche unserer Sagen.

Wie ein Nachklang aus Urzeiten, in denen das deutsche Land mit Gebirgen und Tälern geformt wurde, mutet die Riesensage an, die zumeist in ferne Vorzeit verlegt wird. Den Urriesen selbst, aus dem die Welt gebildet wurde, kennt unsere Volkssage nicht mehr, wohl aber ist in einzelnen Sagenzügen noch etwas von der zugrundeliegenden Anschauung zu spüren; so wenn der in der Dämmerung heimkehrende Tiroler Bauer, ohne es zu merken, in das Nasenloch eines Riesen hineinfährt, oder dem schlafenden Hünen ein „Zaunigel" in den Bart krabbelt. Wir würden aber fehlgehen, wenn wir die Gleichung Riese = Berg nun durchführen, oder auch in jedem Märchenriesen die Verkörperung von einem Stück Naturleben erblicken wollten; oder etwa annehmen, es gibt a) Bergriesen, b) Wetterriesen usw. Diese Einteilungen hat jedenfalls die Sage nicht gemacht. Das Wirkliche ist gerade der Zusammenhang von Erde, Berg, Wetter, Wolken, Wasser, Wind; ein Herüber- und Hinüberwechseln aus einem Element ins andere; so auch in der Sage. Die Riesen in den Bergen schalten zugleich in Wind und Wetter; sie gehen bisweilen in Waldgeister über; die wilden Leute sind ihnen verwandt, deren kleine zwergenhafte Abart, die Holz- und Moosmännerchen und -weibchen, dann anderseits wieder sich den Erdmännchen, den Unterirdischen nähern.

Wer die letzteren Sagengruppen zum ersten Male durchgeht, wird sich vielleicht wundern, daß unsere Sage schweigt von den Blumenelfen und verwandten Wesen, von denen es in unserer neueren Literatur wimmelt. Es wäre zu wünschen und ist mit eine Aufgabe dieser Sagensammlung, daß diese zum Teil recht bleichsüchtigen Gewächse

der Salon- und Opernromantik durch die urwüchsige Rasse ihrer Vettern und Basen aus unsern Wäldern und Bergen überflüssig gemacht würden oder zum mindesten durch sie eine gründliche Blutauffrischung erführen. Aber in einen kulturgeschichtlichen Zusammenhang läßt sich diese Elfenromantik auch einordnen und deutet gewisse Entwicklungsrichtungen an.

In unserer Sage herrscht noch der Wald als ein Ganzes, in dem meist der einzelne Baum und natürlich noch mehr die Kräuter und Blumen mit aufgehen. Selbstverständlich beschäftigen sich Volkssage und -Glaube daneben auch noch mit der einzelnen Pflanze, wissen von ihren heilenden, schädlichen und Zauberkräften, beobachten oft gut die äußere Erscheinung der Pflanze und geben danach Deutungen und Namen, und lassen diese lieblichen und wundersamen Gebilde sich herumranken um die Gestalten der Sage und Legende; kaum aber bekommt die einzelne Blume schon eigenes Leben und Seele. Im Fortgange unserer Kultur hat sie aber immer mehr Bedeutung und Persönlichkeit gewonnen und das ist eine der Richtungen, in denen unser Naturgefühl noch weiterer Entwicklung fähig ist. Man hält uns manchmal den Blumenkultus der Asiaten, z. B. der Japaner, als Muster vor. Ich glaube, wir können auch hier an die eigene Überlieferung anknüpfen. Zunächst einmal werden wir über den Blumen nie den Baum vergessen, der Garten kann uns nie den Wald ersetzen. Wie einzelne Bäume geradezu ein Stück Leben von uns selber werden können, dafür wird jeder in seinem Umkreise Beispiele finden. Einen klassischen Beleg dafür haben wir in den „Leiden des jungen Werthers". Da man „Werther" jetzt kaum noch liest, darf die Stelle wohl angeführt werden (aus dem ersten Buch, unterm „1. Julius"): Werther besucht mit Lotte den Pfarrer von St..., einem Örtchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt... „Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Haustür... der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. — ‚Den alten', sagte er, ‚wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat, einige sagen dieser, andre jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt wie meine Frau, im Oktober fünfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und



strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Male hier in den Hof kam'" — Und dann weiter, 14 Monate später, unterm 15. September 1772: „Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St... mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Äste waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll er gewesen sein, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran tat... Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers — unser alter ist auch gestorben..."

Aber auch für Blumenkultus finden wir schöne und reiche Ansätze. Die Grundlage, die selbstverständlich sein sollte, aber es bei uns nicht mehr ist, deutet folgendes kleine Beispiel aus dem Bauerngarten an. Der Gegenstand des Gesprächs ist die Pantoffelblume, bei den alten Griechen Cypripedium, Venusschuh geheißen, woraus später bei uns in Deutschland ein Marienschuh wurde, ein Liebfrauenschucherl. Die auffallende Blume kommt in verschiedenen Gegenden Deutschlands vor, ist aber überall ziemlich selten, und wurde früher — wird auch wohl noch jetzt gern von den Bauern ausgegraben, in den Garten verpflanzt und in hohen Ehren gehalten. Ein Bauer im Salzburgischen hatte davon ein paar besonders schöne im Garten; da guckte einmal ein Stadtmensch über den Zaun und fragte, wo er die her hätte. „Die Blume wächst am Untersberg" (dem Kyffhäuser der Salzburger also), sagte der Bauer; „aber die Stelle sage ich nicht. Sonst kommen die Herren aus der Stadt und reißen alles ab."

Statt weiterer Erläuterungen und Predigten über dies Thema will ich lieber noch von einer alten friesischen Frau erzählen; die mir recht gefallen hat. Sie lebte in einem Dorfe auf Föhr, in einem kleinen bescheidenen Backsteinhäuschen mit grauem Strohdach, unter dem es nur

vier Räume gab, eine Wohn- und Staatsstube, ein Schlafkämmerchen, eine noch winzigere Küche und eine Polterkammer. Wie es bei ihr aussah, wie sauber gescheuert die Dielen, wie rein geputzt die Tische waren, wie schön lackiert der Ofen, wie blitzblank die messingnen Geräte und Uhrgewichte, und wie sie sich selber darin herumbewegte, tätig und rüstig, und an sich selbst stets ebenso sauber und adrett, wie alle ihre Sachen, das ließe sich besser malen als beschreiben. Und ebenso blank und frisch wie alles bei ihr waren auch die Blumen vor ihren Fenstern; sie wischte sie zu Zeiten Blatt für Blatt mit einem feuchten Schwamme ab, damit der Staub nicht in die Poren kam. Blätter und Blüten ihrer Pflanzen wetteiferten mit den gemalten in ihren Wandschränken, wo sie allerlei Teller, Tassen, Gerät und sonstiges Gerät und Andenken bewahrte, wie es bei diesem Schiffervolk wohl aus aller Herren Länder zusammenkommt; desgleichen hatte sie solche Raritäten noch in ein paar alten Koffern, von denen einer reich geschnitzt war. Von allen diesen Herrlichkeiten hatte sie bloß zweierlei preisgegeben. Das eine war ein alter Fächer; sie hatte alle elfenbeinernen Rippen und Stäbchen daran auseinandergenommen und kleine Hecken daraus gemacht, mit denen sie die Blumen vor ihren Fenstern einhegte und stützte. Das andere waren ihre Perlenschnüre, mit denen hatte sie die Spitzen dieser Hecken verbunden. Sie pflegte aber nicht bloß die eigenen Blumen, sie ermahnte auch alle Nachbarn, ihre in gutem Stande zu halten, und ging selbst zu ihnen und sah nach. Kam sie in ein Nachbarhaus, so war es immer das erste, daß sie die Blumen da nachsah, die trockenen Blätter abnahm, die dürren Zweige herausschnitt und mit dem Finger nachfühlte, ob die Erde noch feucht genug war. Im Dorfe war ein alter Schulmeister, der hatte dieselbe stille Leidenschaft wie sie; er verkehrte zum Teil bei denselben Leuten, aber sie gingen sich aus dem Wege, sie konnten sich nicht vertragen. Wenn er hereinkam und sich zu einen Schwätzchen niederließ, wanderten seine Blicke immer gleich nach den Blumen, und er merkte es jedesmal, wenn die Alte sich daran zu schaffen gemacht hatte. „Sicher ist die Wabe Tetens[1] wieder dagewesen. Die hat eine wahre Wut, die Blumen zu beschneiden," sagte er dann, „warum leidet ihr das? Sie wird euch noch alles verderben." Kam dann Wabe Tetens wieder und man erzählte es ihr, dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Er ist wohl sonst ein gelehrter Mann; aber von der Blumenzucht versteht er garnichts." —

[1] Der Name ist erdichtet. In Wirklichkeit hieß sie anders; Badegäste brauchen also nicht nachzufragen.



Desselben Geistes Kinder scheinen mir Künstler wie Kreidolf, Pfadfinder für unsern Blumenkult, deren Phantasie immer wieder diese lieblichen Geschöpfe umwirbt, immer bemüht, ihre Seele zu erlauschen, ihrem Wesen nah und näher zu kommen.

Unsere Pflanzensage ist auf einer andern Stufe einstweilen stehen geblieben. Sie soll daher mit den Sagen, die das Tier zur Hauptperson haben, in einem besonderen Bande behandelt werden. In dem vorliegenden Sagenbuch tritt das Tier bloß gelegentlich als Nebenfigur auf, oder als eine der Gestalten, welche die Geister annehmen können. So erscheinen die in Luft und Wolken als Wölfe, Hunde, Rosse und Stiere; die wilden Frauen der Wälder und Berge als Geier und Wildkatzen; die Unterirdischen als Frösche und Kröten, in derselben Gestalt auch die Wassergeister, oder auch als Fische und „Ottern"; die Kobolde als Katzen, Hühner, Mäuse. Man könnte denken, diese Geister wählen mit Vorliebe die Gestalt solcher Tiere, die in ihrem Element und Revier leben.

Aber die Kröten, wie die manigfachen tierischen Erscheinungsformen des Kobolds sind Seelentiere, d. h. in diesen Vermummungen erscheint oft eine Menschenseele nach dem Tode — oder auch schon bei Lebzeiten bisweilen. Das wird beim erstmaligen Lesen überhaupt auffallen, wie vielfach die Seelensage hinüberspielt in unsere Natursagen. Im Winde fährt das Nachtvolk, das Totenseelenheer und der gebietende Seelendämon, Wode, der Wütende, der wilde Jäger; die Geister des Waldes gelten manchen als arme Seelen, Bäume als Sitz von Schutzgeistern; die Zwergensagen scheinen vielfach eine Weiterbildung der Sage vom Totenvolk unter der Erde und im Berg. Dies Übergreifen des Seelenglaubens in die Natursage mag manchen Leser vielleicht zunächst stören. Man würde als moderner Mensch säuberliche Scheidung der Begriffe und Gruppen vorziehen und es stilvoller finden, wenn diese Sagengestalten, diese Zwerge, Wald- und Wassergeister und ihre ganze Sippe, nur reine Verkörperungen von Naturgestalten, und nichts weiter, wären.

Für das mythische Denken besteht diese scharfe Grenzlinie zwischen Natur und Menschenseele noch nicht; das Wesen der „Elemente", Erde und Stein, Luft, Wasser und das Leben der Pflanze, des Tieres, des Menschen erscheinen urverwandt.

Die Sagen vom Seelenheer und vom wilden Jäger, wie die Koboldsage, zeigen sich daher in diesem Zusammenhang vorerst nur von ihrer einen Seite, eben in der Hauptsache nur, soweit sie in die Natur hineinspielen; es ist hier noch nicht vom Hackelberg die Rede, und wenig vom

Bergmönch, und von den Kobolden als Familiengeistern; diese Sagengruppen werden sich uns erst ganz erschließen in einem andern Bande, der den Seelenglauben in der deutschen Volkssage behandeln wird. Bei dieser engen Verknüpfung von Natur- und Seelensage wird man vielleicht fragen, ob es dann nicht besser gewesen wäre, beide Gruppen zusammenzulassen. Aber gerade in dieser getrennten Darstellung werden die vielen Fäden erst recht sichtbar, die in unserer Sage hinüberführen von der Seele zur Natur, und wird man genötigt, über diese für uns sehr merkwürdige und aufschlußreiche Tatsache einmal nachzudenken; bei der üblichen zusammenfassenden Behandlung liest man leicht darüber weg.

Ebenso gibt Stoff zum Nachdenken die Beobachtung, daß aus dem Zwergenreich eine Spur zurückführt in das Totenreich. Das ist nicht so zu verstehen, daß das Zwergenvolk eigentlich und ursprünglich das Totenvolk ist. Wir wollen vielmehr das Hauptgewicht legen auf die Umbildung, auf das, was die Sage nun aus diesem Totenvolk gemacht hat; darauf, daß diese Unterirdischen nun zu den geheimnisvoll schaffenden, lebenwirkenden Gewalten in der Erde werden. Und ist es wohl bloß eine plumpe äußerliche Verknüpfung, bloß die primitive Gedankenverbindung, daß eben Züge des Totenvolks auf die Erdgeister übertragen wurden, weil beide in der Erde sind; oder genauer gesagt, daß die Totenseelen da unten nach und nach allerlei Erdgeisterverrichtungen mit übernahmen, als Erklärung für allerhand Naturvorgänge im Erdreich und unter der Erde dienten, bloß weil sie auch da unten waren? Daß hier also Motive miteinander zusammengekuppelt wären, die ihrem Wesen nach nicht zusammenpaßten? Wenn hier ein Widerspruch ist, so doch kein andrer als in der Wirklichkeit selbst, die auch Tod und Leben unlöslich aneinanderbindet, wie steigende und fallende Welle im Rhythmus des Weltgeschehens. Und ein moderner Dichter würde wohl allerlei hineinzulegen wissen in die Sage von dem Menschenkinde, das da unten bei den unheimlichen Nachbarn des Totenreichs war und viel schöner und klüger und reicher daraus wiederkehrte.

An verschiedenen Stellen in unsern Natursagen sodann wird man deutlich spüren, wie starken Anteil der Traum, der älteste Poet, an der Sagenbildung hat. Das hätte sich leicht noch mehr herausschälen lassen; doch habe ich darin absichtlich zurückgehalten. Wenn man z. B. die Sagen von den Liebschaften und Ehen zwischen Menschen und Saligen (S. 73 f. u. 76 ff.) vergleicht mit den Truden- und Mahrtensagen, die sich aus dem Alptraum entwickelten und die in einem

der nächsten Bände behandelt werden sollen, so fällt ja ohne weiteres die Verwandtschaft auf. Aber auch hier werden wir behutsam verfahren müssen, wenn wir uns nicht das eigentliche Leben der Wildfrauen- und Saligensage zerstören wollen; wir werden sie also nicht als eine Art Mahrtensagen ansehen; sondern auch hier wird uns die Hauptsache sein, was nun der Älpler in seiner Hochgebirgs- und Waldnatur für Träume gehabt hat.

Träume also, diese luftigen, trügerischen Gespinste, die bei leisestem Druck irgendeines Zufalls sich endlos wandeln oder zerflattern, die sollen uns der Natur näher bringen, uns wohl gar zu tieferer Erkenntnis führen? Nun, wir brauchen nicht nach Indien und China zu pilgern, um des Rätsels Lösung zu finden. Unsere deutschen Weisen lehrten uns schon lange, daß es eine Natur-Erkenntnis, die einfach in unserm Geiste ein Spiegelbild, Abklatsch, eine Wiederholung der Außenwelt wäre, überhaupt nicht gibt; was wir Erkenntnis nennen, ist Wirkung der Natur auf uns, in uns, ein Glied in der Kette des großen Wirkens und Werdens, ein Neues gegenüber den Außendingen, Fortgang der Schöpfung, Weiterarbeiten der Natura naturans im Menschen; Erkenntnis ist nur eine Erlebnisform. Und in diesem Erleben der Natur mit unserm ganzen geistig-leiblichen Menschen hat auch die Sage mit ihren Träumen Raum.

Deutsche Natursagen

Erstes Buch

Urzeit / Riesen

In den ältesten Zeiten, ehe Christus auf Erden ging und ans Kreuz genagelt wurde, haben Riesen die ganze Welt beherrscht.

Wie sie Berge und Täler machten und nach dem Himmel warfen

Als die Erde neugeschaffen und noch weich war, da haben sie, wenn sie darauf herumgegangen sind, mit ihren Fußtritten die Täler und Berge gemacht; so groß und schwer sind sie gewesen. — Der Himmel war zuerst ganz ohne Sterne; nur die Sonne und der Mond schienen. Da warfen die Riesen mit Kugeln nach der Sonnenscheibe und durchlöcherten dabei den Himmel. Aus diesen Löchern sieht nun das Licht des inneren Himmels. Die Löcher sind die Sterne.

Später, als die Steine zu wachsen aufhörten und hart wurden, haben die Riesen immer noch an der Erde geformt und gebaut. In Kärnten heißen sie die hadischen oder hadnischen (heidnischen) Leute. Die mächtigen Felsen im Hochgebirge haben sie übereinandergeschoben und -geschichtet; da waren ihre Wohnungen, die Had'ng'schlösser, oder sie saßen in Höhlen, den Had'nluck'n. Sie haben dann aus mancher kahlen Höhe eine grüne Alm gemacht; die besten Bergweiden haben sie geschaffen. Das Wasser, das sich über die Almgründe ergoß, führten sie durch tiefe Gräben, leiteten Seen ab; kurz, die ganze Hochgebirgswelt ist ihr Werk.

Auch durch Mittel- und Norddeutschland führen die Spuren der Riesenfüße und -hände. Die Basaltmassen auf der Bramburg in der Oberwesergegend sind nichts als die Trümmer einer Riesenburg, die durch ein Erdbeben zerstört worden ist.

Neben solchen Riesenschlössern nimmt sich manches, was sich bei uns schon Berg nennt, recht winzig aus. Als die Riesen noch auf der Bramburg wohnten, kehrte die Riesenfrau alle Morgen den Fegedreck aus und schüttelte ihn dahin, wo jetzt der Weg von Adelebsen nach Bödingsen geht; das gab einen richtigen Hügel, und das ist der Stapelberg. — Bei Evesen am Elm ist einmal ein Hüne bei Regenwetter eine lange Strecke in dem schweren Erdreich gegangen, und da konnte er zuletzt

kaum von der Stelle. Drum strich er den Lehm von der Sohle ab, und das ist der Berg bei Evesen. — Als die Riesen den Brocken bauten, holten sie sich die Bausteine dazu vom Strand der Nordsee; das kleine Gerümpel packten sie zu unterst und darüber die Felsblöcke. Aber der Boden ihrer Schubböcke hielt nicht dicht, und unterwegs rieselte ihnen der Meerkies und das dünne Steingeröll durch die Ritzen; und als sie den Brocken fertig hatten, da waren durch den Grand, den sie unterwegs verloren hatten, auch die Weserberge entstanden.

Vor langer Zeit lebte auf Rügen ein gewaltiger Riese. Den verdroß es, daß das Land eine Insel war und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern auf das feste Land wollte. Er ließ sich also eine ungeheure Schürze machen, band sie um und füllte sie mit Erde; denn er wollte sich einen Erddamm aufführen von der Insel bis zur Feste. Wie er nun aber mit seiner Tracht bis über Rotenkirchen gekommen war, da riß plötzlich ein Loch in die Schürze, und es fielen neun Haufen Erde heraus. Das sind die neun Berge bei Rambin. Als er das Loch zugestopft hatte und bis Gustow gekommen war, kriegte die Schürze einen neuen Riß, und es fielen nun die dreizehn kleinen Berge hinaus, die bei Gustow liegen. Mit der noch übrigen Erde ging er ans Meer und schüttete sie hinein. So entstand der Prosnitzer Haken und die niedliche Halbinsel Drigge. Aber es blieb noch ein schmaler Zwischenraum zwischen Rügen und Pommern, und der Riese ärgerte sich darüber so, daß er plötzlich vom Schlage gerührt wurde, hinstürzte und starb. Und so ist denn sein Damm leider nie fertig geworden.

Die „Findlinge“, mächtige Blöcke, die im norddeutschen Flachland mitten auf freiem Felde liegen, haben in alten Zeiten einst die Riesen dahin geschleudert. Mit solchen Steinen haben sie Ball gefangen; oder um die Wette geworfen, wenn es galt, die Hand einer Riesentochter zu gewinnen; oder es hat mal einer von ihnen seine Mahlzeit da gehalten, und es ist ihm davon was in den Zähnen sitzengeblieben, das hat er dann herausgestochert und ausgespuckt.

Riesen kochen und backen

Wir können die Berge, wie die weite Heide, nicht denken ohne die Luft über ihnen; ohne Wolken, Wind und Wetter. Nebel, der da aufsteigt, Gewölk, das von Berghaupt zu Berghaupt zieht, lassen auf einen Riesenhaushalt schließen; da wird gekocht, gebacken, gebraut in riesigen Kesseln, Trögen und Öfen; große Spindeln voll Flachs werden abgesponnen und das Gespinste gewaschen in Flüssen und Seen.

Und man scheint da untereinander gute Nachbarschaft und Gemeinschaft zu halten. Wenn die einen buken und die andern wollten ein Brot mit gar haben, so warfen sie es nur herüber. Wenn sie mittags Brei gekocht hatten, so reichten sie sich davon mächtige Löffel voll, noch heiß und dampfend, herüber und hinüber.

So machten es auch die beiden letzten Hünen in Westfalen, die auf dem Osning wohnten, der eine auf der Sparenburg bei Bielefeld, der andere auf dem Ravensberge. Sie buken auch zusammen; denn sie hatten bloß einen Backtrog.

Einmal hörte der Sparenburger Riese vom Ravensberge her ein gewaltiges Geräusch, das kam ihm so vor, als wenn der andere den Backtrog ausschrappte. „Jetzt hat der gebacken und mir nichts gesagt!" dachte er; „warte, du Racker, das will ich dir versalzen!" und mit drei Sprüngen war er drüben. Aber sein Nachbar lag am Berge und hielt seinen Mittagsschlaf und kratzte sich den Bart; es krabbelte ihm ein Zaunigel drin herum. Da ärgerte sich der Sparenburger, daß er so angeführt war, nahm den Backtrog, stülpte ihn sich als Hut auf den Kopf und machte sich leise fort. Unterwegs zwischen Werther und Halle wurde ihm sein hölzerner Hut unbequem, und er stülpte ihn oben auf einen Berg. Da erstickten alle Buchen, und seit der Zeit will da nichts mehr recht gedeihen.

Riesenspinnerinnen und -wäscherinnen

In Oberkatza und im Werragrund hat man früher viel von unmenschlich großen Leuten erzählt, die drüben auf dem Dolmar und hüben auf der Geba gewohnt haben und eine so starke Stimme gehabt, daß sie von einem Berge zum anderen sich haben zurufen können. Und die Weiber der Unmenschen wären fleißige Spinnerinnen gewesen. Das Garn hätten sie in der Werra ausgewaschen, dabei mit einem Bein hüben, mit dem anderen drüben gestanden und während des Auswaschens einen solchen Heidenspektakel im Wasser gemacht, daß sogar die Fische mit herausgespritzt wären. —

Kegelschieben

Bei einem Gewitter sagen wir wohl: da oben schieben sie Kegel. Eigentlich sind es nicht die Engel oder Petrus, sondern die Wetterriesen, hoch oben in den Bergen. Da kegeln sie mit sechs goldenen Kugeln und neun goldenen Kegeln, und bei jedem glücklichen Schub erheben sie ein ungeheures Jauchzen.

Ein schwäbisches Märchen erzählt von drei Riesenbrüdern, Blitz, Donner und Wetter; die hatten tief im Walde eine Kegelbahn. Sie taten so gewaltige Würfe, daß ihre Kugel weit übers Ziel hinausflog und in den Felsen drang. Dabei hatten diese Kugeln die wunderbare

Eigenschaft, daß sie immer wieder von selbst zurückkamen; dazu brauchten sie aber zwei volle Stunden, denn die Kegelbahn war eine Stunde lang. —

Als einmal die jungen Burschen von Selzach (in der Solothurner Amtei Leberberg) auf ihrer Kegelbahn spielten, kamen drei fremde bärtige Männer und boten ihnen ein Wettkegeln an. Die Selzacher nahmen es an, jeder Wurf sollte eine Maß Wein gelten. Sowie die drei Fremden erst warm geworden waren, schienen sie sich aufzurecken zu übermenschlicher Größe und Stärke. Kugel um Kugel warfen sie mit solcher Wucht, daß die Leute im Tal glaubten, es donnerte. Die Kugeln fuhren weit über die Dorfbahn hinaus und den Jura hinan; die einen wieder zurück, die andern fort über den Berg durch die Tannenwälder bis ins jenseitige Tal. Noch heute sieht man an der Bergwand von Betlach bis Grenchen die langen schnurgeraden Felsrisse, die sind von dem Lauf der Kegelkugeln. Die Selzacher mußten das Spiel bezahlen. Als aber aller vorhandene Wein ausgekegelt und vertrunken war, begaben sich die drei langbärtigen Hauptkegler zur Ruhe. Woher sie kamen und wo sie geblieben sind, weiß man nicht. —

Riesenstreit

Wenn in den Bergen ein Wetter losgebrochen ist, dann lesen wir wohl am nächsten Tage in der Zeitung: „Eine schauerliche Nacht war die vom Sonntag auf Montag. Schon in den Abendstunden heulte der Sturm, Blitze zuckten, und stundenlang mußte man das elektrische Licht entbehren. Einstürze von Schuppen, Bergrutsche am X-weg, an der Y-straße usw. haben Schaden verursacht. Mehrfach sollen auch Bahndämme eingerutscht sein. Vielfach hat der orkanartige Sturm Dächer abgedeckt und Bäume entwurzelt usw." — Die Bauern wußten das früher besser: da haben die Riesen dahinten im Walde was miteinander auszufechten gehabt. Denn bei aller Gutmütigkeit gab es oft Zank und Streit zwischen ihnen. Was für Stimmen! Was konnten die Weiber schimpfen! Und raufen, wenn es zu Tätlichkeiten kam; sie nahmen ihre Strumpfbänder und schmissen Steine damit. Und die stärksten Bäume riß man aus und schlug aufeinander los. Wenn einer den andern verfolgte, sprangen sie im Laufen über Dörfer weg und es kam vor, daß sie die große Zehe an der Turmspitze ritzten, das Blut im Bogen spritzte und es eine große Lache gab.

Nach einer Weile wird es stille, sie scheinen sich ausgetobt zu haben; sie vertragen sich, jeder setzt sich nieder auf seinen Berg und sie bekräftigen die Versöhnung mit einem Trunk. So geht es eine Weile friedlich; sie zechen wacker miteinander und stoßen über das Tal herüber mit ihren Gläsern

an. Der Unkundige sieht von weitem nichts als zwei runde randvolle Gewitterwolken, die von den Bergen her aufeinander los ziehen. Auf einmal ein Blitzen und Krachen; dem einen ist sein Glas zerbrochen; das hat der andere mit Absicht getan, denkt er. Nun geht der Streit von neuem an, und sie schlagen so lange aufeinander los, bis einer tot liegen bleibt.

Bei Barneize jenseits der Aller liegt der Lericken- oder Lerchenberg und etwa drei Stunden davon bei Brelingen ebenfalls ein Berg; auf denen standen einmal zwei Riesen und zankten sich. Da nahm der eine in der Wut das Beil und warf es nach dem andern, daß es dem ins Bein fuhr. Da wurde der andere ganz wild und nahm alle Steine, die auf dem Lerickenberg lagen und schleuderte sie nach dem Riesen auf dem Brelinger Berg; das sind die mächtigen Steinhaufen, die jetzt noch daliegen. —

Windriesen

Vor vielen hundert Jahren hausten in der Lüneburger Heide drei unmenschlich große Riesen; ausgerissene Tannen waren ihre Spazierstöcke. Wenn sie die etwas unsanft an ein Bauernhaus stellten, dann bebte es bis in die Grundmauern. Sie hatten oft einen ganz gefährlichen Hunger, und dann ging es besonders den Müllern und Bäckern schlecht: den Windmüllern packten sie in die Mühlenflügel, daß das Gewerk plötzlich stille stand; den Wassermüllern legten sie sich quer durch den Mühlengraben und dämmten mit ihren Leibern das Wasser ab, und nicht eher wurden beide die Plagegeister los, als bis sie all ihr Mehl verbacken ließen und das Brot den Riesen gaben. Ebenso machten die drei es mit den Bäckern, wenn sie nicht gleich herausrückten mit ihrem Brot. Die Riesen legten ihre zarten Hände auf die rauchenden Schornsteine und bliesen auch wohl von oben hinein und räucherten so den armen Bäcker mit Frau und Kind aus seinem eigenen Hause; und wenn er dann seinen Vorrat von Eßwaren herausgab, so fraßen sie alles und zogen lachend von dannen.

Die Fresser

Als ein schlimmer Fresser begegnet uns der Wind ja auch in unsern Märchen. Der Bruder, der auszieht, die entrückte Schwester zu suchen, oder sonst ein Märchenheld kommt auf seiner Weltwanderung im wilden Berg und Wald an eine einsame Höhle oder Hütte. Er klopft an, eine alte Mutter macht auf. Er bittet um ein Nachtlager. „Ach,“ sagt sie, „ich wollte dich wohl übernachten, aber wenn mein Sohn Wind kommt, der zerreißt dich wie ein Krauthaupt.“ Der Wanderer hält aber so dringend an, daß die Alte ihn einläßt und versteckt. Nun kommt der Wilde nach Hause und fängt gleich an zu schnüffeln: „Ich wittre, wittre

Menschenfleisch." Aber er läßt sich beschwatzen oder überlisten, oder er hat mal seinen guten Tag. Das Menschlein bleibt ungefressen und erfährt wohl gar wichtige Dinge, denn der Wind kommt weit in der Welt herum.

Ungeheuer

Bisweilen rückt die Sage das Wesen der Riesen dem Menschlichen näher, um es dann wieder von allem auch nur Menschenähnlichen um so mehr zu entfernen. Sie gibt uns einen Begriff vor allem von der Größe der Riesen, von ihrer gewaltigen Stärke, von ihrer mächtigen Stimme, ihren Launen, ihrer Wildheit; ihre Gestalt müssen wir uns formen aus den Elementen, in denen sie lebten; aus Berg, Fels und Gletscher, Schneesturm, Lawine, Föhn und Gewitter, dem wilden Meer und den unterirdischen Gewässern und Feuern. Und aus all dem wächst und schwillt es oft mehr wie ungeheure Tiergestalt.

Drache

Bei dem Kärntner Ort Rangersdorf im Mölltal liegt ein Hügel, der Zechner-Burgstall. Rings herum war früher der Weißensee, der reichte bis zu den Anhöhen von Heiligenblut. Darin hauste ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Drache. Als das einmal nichts zu fressen fand, biß es den Berg durch, der bei dem heutigen Orte Zlapp den See abschloß. Die Wasser ergossen sich über die Ortschaft St. Peter und begruben viele Bauernhöfe unter Geröll, Schlamm und Schutt. Nur wenige Bewohner kamen mit dem Leben davon. Vor zwei- bis dreihundert Jahren pflügte ein Bauer Johannes Göritzer, vulgo Freithöfer, der in der Gegend einen Acker besaß, eine Turmglocke heraus. Daran sahen die Leute, daß früher dort ein Dorf gewesen war.

Aus den Seen der Alpen, aus dem Meere steigt ein Ungeheuer, das frißt Menschen und Vieh; meist ist es ein Drache oder drachenähnlicher Unhold. Er sitzt aber auch im Innern der Berge, frißt das Erz, das schmilzt in seiner Glut zu reinem Gold; pures Gold ist auch sein Lager. Er nagt aber auch am Gestein und bereitet den Menschen damit Unheil.

Bei Reutte im Urisee haust ein Drache, der fliegt des Nachts zuweilen feurig hinüber zum jenseitigen Frauensee. Er soll sieben Köpfe haben und sich zuweilen am sandigen Ufer sonnen; andere wollen ihn schon gesehen haben, daß er aussah wie ein geschundenes Roß.

Lauitier und Rüfe

Die Lawine wird zuweilen „Lauitier" genannt; ein verwandter Unhold im Hochgebirg ist die Rüfe (Bergrutsch).

Vor mehr als hundert Jahren wurde das Dorf Lenz in Graubünden von einer furchtbaren Rüfe überschüttet. Zur selben Zeit hauste hoch über dem

Dorf im Gebirge, wo die Rüfe losbrach, eine Hexe, ein Rüfebutz. Kurz vor dem Unglück hörte man oben im Gebirge ein wüstes Lärmen und Gezänke, daß weithin die Tobel und Schluchten davon widerhallten. Die Hexe wetterte und schimpfte so fürchterlich, weil sie die Rüfe bereden wollte, einmal loszufahren und das ganze Dorf drunten einzubetten. Die Rüfe widerstand lange Zeit und wollte das Dorf schonen, soviel es ging, aber endlich brach sie doch los und begrub der Hexe zu Gefallen das halbe Dorf in Schutt und Steinen. Unschuldige Kinder sahen die Rüfe-Hexe voll Ingrimm auf einem entwurzelten Eichenstrunke sitzen und mitten in dem wilden Rüfenwasser und zwischen kopfüberstürzenden Felsblöcken durch das Rinnsal hinabfahren.

Rollibock

Im Aletsch hauste früher der Rollibock. Der sah aus wie ein Bock mit großen Hörnern und feurigen Augen, und sein ganzer Leib war statt mit Haaren mit Eisschollen behängt; wenn er dahergerannt kam, klirrten und klingelten sie, daß es nicht zum Anhören war. Erde, Steine und Tannen hat er mit seinen Hörnern aufgerissen und hoch in die Luft geschleudert. Wenn jemand ihn herausforderte und über ihn spottete, brach er plötzlich aus dem Aletsch hervor, und auch der Schnellste konnte ihm kaum entfliehen. Nur wer in eine Kapelle oder in ein Haus floh, in dem gesegnete Sachen aufbewahrt wurden, war gerettet; wer aber vorher eingeholt wurde, den zermalmte er wie den Staub an der Sonne.

Die Totenkopfspinne

In der Wildgfahrhöhle am Naturnser Sonnenberg lebt die Totenkopfspinne. Sie ist sehr groß und hat lange Füße, und der Leib sieht ganz aus wie ein Totenkopf. Einmal hat sich ein Bauer in die Höhle gewagt; da ist die Spinne gleich auf ihn eingefahren und hat Fäden gesponnen so stark und fest wie Pferdeschweifhaare. Der Bauer schlug drei Kreuze gegen sie, da mußte sie von ihm ablassen, und er rannte zurück und stieß sich dabei so heftig an ein Felsstück an, daß er einen Purzelbaum schlug und ein gut Stück abwärts kugelte. Der Schrecken fuhr ihm so in die Glieder, daß er lange wie zerschlagen war. All sein Lebtag ist er nicht wieder ist die Höhle gegangen.

Von Wetter und Wolken

Tiergestalten

Über dem Hallwiler See im Aargau liegt ein Hochwald, der Häbri. Von dort her kommt manchmal mitten im Hochsommer ein Wirbelwind. Dann horchen die Leute auf, die auf den Bergäckern arbeiten, und sagen: „Da oben brüllen sie am hellen Tage wieder wie die Stiere." Dann fliegen die Heuschober hoch und die Tennentore springen auf. Ein

Gewitter kommt, der ganze Himmel ist eine Wolke, es war finster „wie in ere Chue ine“. Das Wetter läßt allmählich nach, „es zieht die Hörner ein“.

Dem Menschen der Vorzeit jagten wohl im Sturm und Wetterwolkenzug wütende brüllende Stiere, schnaubende Rosse vorüber; vielleicht auch heulende Hunde und Wölfe und wilde Eber. Denn die tiergestaltigen Geister, die im Felde, im Korn wohnen, der Roggenwolf, der Roggenhund, der Korneber und andere, sie wirken ja zugleich in Wind, Regen und Tau. Streicht der Wind sacht durch die Halme, dann befruchten sie sich gut, treibt er es aber zu arg, so verweht er den Blütenstaub, es gibt eine magere Ernte, „der Wind hat das Korn gefressen“.

Auch dem Stadtmenschen von heute ist noch der Ausdruck Lämmer oder Schäfchen geläufig für die kleinen weißen flockigen Wolken, die eine wie die andere, dicht gereiht am Himmel hinziehen. Ein altes Rätsel lautet: Eine schwarzgefleckte Kuh ging über eine pfeilerlose Brücke, und kein Mensch konnte sie aufhalten. Der Tiroler Hirt sieht abends auf fernen Hügeln goldene Kälber weiden mit rotem Seidenband um den Hals. Dem Sennen liegt es ja nahe, den Wolkenhimmel als eine riesige Vieh- und Milchwirtschaft zu betrachten. Wenn der Regen strömt, so „schütten sie da oben aus den Wolken mit allen Kübeln und Gelten“. Bei feinem Sprühregen „lassen sie es durch Seiher und Siebe rinnen und spritzen die Nelkenstöcke“. Letzteres klingt so zart, als wenn Frauenhände dabei wären. Und so ist es auch. Die Riesen und Sturm- und Wolkentiere haben dort oben das Reich nicht allein.

Die Schwanenfrau

Ein Jäger oder Wanderer, der sich weit genug aus dem Alltag heraus in die Wunderwelt der Heiden und Wälder verlaufen hat, sieht wohl abends über einem Wasser einen schneeweißen Schwan herabschweben; der läßt sich am Ufer nieder; nun ist es kein Schwan mehr, sondern ein Weib, so wunderschön, daß er fast erschrickt vor dem Anblick. Nicht lange, so entschwindet das schöne Frauenbild und ein Schwan fliegt auf und fort. Es war die Wolkenfrau im Schwangefieder; ein Schimmer ihrer Schönheit leuchtet wieder auf, wenn die Sonne durch den Regen scheint, dann kämmt sie ihr Goldhaar.

Riesen und Menschenreich

„Das sind unsere Vertreiber“

Je mehr die Zivilisation Platz griff, um so mehr wichen all diese Naturgewalten zurück, im Bewußtsein und der Erinnerung des Volkes wie in der deutschen Landschaft. Die Menschen und ihre Werke und Geräte nehmen sich neben den Berg- und Wetterriesen, die auf sie herabschauen,

so klein und putzig aus und sind doch die Bezwinger und Verdränger der Riesen geworden.

In Rietz bei Brandenburg war einmal eine Hüne, der waren die Schweine auf der Weide zu weit auseinandergelaufen, und alles Rufen war vergebens, sie konnte sie nicht wieder zusammentreiben; da riß sie schließlich einen gewaltigen Eichbaum aus, kam damit hergestürmt, trieb sie glücklich zusammen und kehrte nach Hause zurück. Unterwegs aber, so eilig sie es auch hatte, blieb sie noch einmal stehen. Da krabbelte was auf dem Felde, das hatte sie noch ihre Lebtage nicht gesehen: ein Bauer, der hinter dem Pfluge ging. Vorsichtig hob sie das Ding auf und packte es samt Ochsen und Pflug in ihre Schürze. Damit kam sie nun zu ihrer Mutter gelaufen und sagte: „Sieh mal, Mutter, was ich da für Erdwürmer gefunden habe!“ Die Mutter aber sprach: „Geh flink zurück und trage alles wieder an Ort und Stelle, denn das sind unsere Vertreiber, die nach uns kommen!“ Gleich packte das Hünenmädchen die unheimlichen Dinger wieder zusammen, ging zurück, nach der Gegend von Brandenburg zu, wo sie den Pflüger gefunden, und setzte alles wieder hin. Darauf schüttete sie einen Berg auf, damit die Vertreiber nicht allzuschnell nach Rietz kommen könnten; das ist der Rietzer Berg, der liegt noch bis auf den heutigen Tag da.

Natürlich haben die Riesen den Menschen nicht gutwillig die Herrschaft über die Erde eingeräumt. So wird in der Oberpfalz erzählt: Als der alte Riese zum Riesenfräulein sagte: „Das sind unsere Nachfolger, die werden uns vertreiben“, da schrie das Fräulein ganz wild vor Zorn: „Nein, die will ich vertreiben“, ging hinaus, faßte den Bauer mit seinem Gespann und zerdrückte alles in ihrer Schürze. —

Ein solches wütiges Riesenweib war auch die Riesin Runze, von der uns die Dietrichsage erzählt: wie eine Lawine fuhr sie die Berglehne herab und fegte mit einer Hand eine ganze Burg weg.

Riesen im Dienst der Menschen

Die Menschen sind im Kampf mit den Urweltriesen nicht bloß Sieger geblieben, sie haben es auch verstanden, deren ungeheure Kraft sich dienstbar zu machen. Kolossale Bauten der Vorzeit, Burggemäuer aus großen schweren Blöcken, Kirchen von altertümlich wuchtiger Form, schreibt das Volk gern den Riesen zu — oder dem Teufel, der manchmal in der Sage die Erbschaft der Riesen übernommen hat. Die drei uralten Kapellen bei Sachsenheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen wurden von Riesen erbaut; die großen, schweren Steine trugen sie in Schürzen heran. Als die erste Kapelle fertig war, warf der Riesenbaumeister seinen Hammer durch die Luft; wo er niederfiel, sollte der



zweite Bau beginnen. Der Hammer fiel zwei Stunden weit zu Boden, und da wurde nun das zweite Gotteshaus errichtet. Dann warf der Riese abermals, und baute wieder zwei Stunden weiter weg die dritte Kapelle. In der bei Sachsenheim wird eine große Rippe des Baumeisters aufbewahrt.

Riesen als Kirchenfeinde

Oft aber haben die Riesen, als Heiden, auch einen großen Haß auf die Kirchen gehabt, und viele Steine haben sie danach geworfen. Eine halbe Stunde vom pommerschen Dorfe Zarrentin, in der Gegend von Loitz, liegt ein ungeheuer großer Stein, darin sind fünf runde Vertiefungen. Man nennt ihn in der Gegend den Riesenstein. In früherer Zeit, als das Christentum hier eingeführt wurde, war das Land von Riesen bewohnt. Die mußten vor dem Christentum an den Strand der Ostsee zurückweichen. Darüber ergrimmten sie denn gegen die christlichen Kirchen, die überall im Lande gebaut worden. Besonders hatten sie es auf den hohen Kirchturm des Dorfes Sassen abgesehen, und sie beschlossen, ihn von der Gegend von Stralsund her, wo sie sich damals aufhielten, fünfthalb Meilen von Sassen, mit einem großen Steine einzuwerfen. Einen tüchtigen Stein hatten sie bald; damit aber auch der Wurf nicht mißlänge, fütterten sie dazu eigens die stärksten unter ihnen eine Zeitlang; den einen mit Rindfleisch, den andern mit Schweinefleisch und den dritten mit Hammelfleisch. Dem, der mit Rindfleisch gefüttert war, gelang der Wurf. Er traf den Turm, daß er einstürzte, und der Stein flog doch noch viel weiter, bis nahe vor Zarrentin, wo er noch jetzt liegt. Der Riese hatte den Stein so fest angepackt, daß seine Fingerspitzen sich tief darin abdrückten, und das sind die Löcher, die man noch sieht.

Die alte Sage ist voll von Kämpfen der Helden mit den Riesen, zumal die Dietrichsage. Wie die Urwälder und die Ungeheuer darin werden sie allmählich ausgerottet; jetzt heißt es daher meist in der Volkssage: sie lebten in alten Zeiten. Oft haben sie sich auch gegenseitig in ihren ewigen Kämpfen vernichtet — oder eine höhere, überriesische Gewalt hat sie in Fesseln gelegt.

Begrabene Riesen

Unter dem Kopf des Hohenack im Elsaß liegt ein ungeheurer Riese begraben, dessen Atmen und Stöhnen hört man oft weithin über die Berge und in die Täler hinab. Der Gipfel des Berges heißt darum auch das Riesengrab.

Vor Zeiten, als es noch Riesen gab, wohnten zwei in der Gegend von Reichenbach, der eine auf dem Felsberg, der andere auf dem Hohenstein. Einst bekamen sie Streit miteinander und warfen sich in ihrer Wut mit

ungeheuren Felsblöcken. Dazumal war der Felsberg noch ziemlich kahl, auf dem Hohenstein aber lagen Felsstücke in Menge, so daß der Riese, der da wohnte, gegen seinen Feind im Vorteil war. Er warf auch so heftig auf ihn los, daß der Felsberger in kurzer Zeit unter den Blöcken begraben wurde. Noch jetzt, wenn man hart auf den Boden des Felsberges auftritt, dann brüllt der begrabene Riese drunter. — Daher kommt es, daß es auf dem Hohenstein so kahl ist an Felsblöcken. Das einzige, was man noch da sieht, ist eine Wand von des Riesen Haus. —

Bei Heidersdorf in der preußischen Oberlausitz steht ein hoher spitzer Felsen, weithin sichtbar; der Spitzberg, das Volk nennt ihn auch die Riesenkeule. Als in der Gegend noch die heidnischen Riesen hausten, kam einst ein christlicher Priester von einer Pilgerfahrt ins Heilige Land zurück und trug ein Kästchen mit Reliquien für die kleine Christengemeinde im Lande. Da begegnete ihm ein wilder Riese, der verhöhnte den Priester und wollte das Kästchen haben, um seinen Spott mit den Gebeinen des Heiligen zu treiben. Aber der Priester erwiderte, er wollte lieber sterben, als die Heiligtümer in die Hände des Heiden geben. „Das kannst du haben", schrie der Riese und schwang seine Keule. Aber der Pilgrim stand ruhig da, faltete seine Hände und betete inbrünstig zur heiligen Maria. Da fuhr der Blitz hernieder, die Erde tat sich auf, und der Riese versank; aber seine Keule wurde nicht mit begraben und steht noch heute aufrecht aus seinem Grabe heraus. Manchmal zur Nachtzeit bewegt sie sich hin und her wie ein Baum im Sturmwinde.

Gibt es noch Riesen?

Nur wo Natur noch in ihrer ursprünglichen wilden Majestät sich behauptet oder das Regiment wieder nimmt, da leben auch heute noch die Riesen. So auf den Strömen des norddeutschen Flachlandes, wo mächtige Nebel bisweilen der Schiffahrt, besonders den Dampfern und Schleppzügen gefährlich werden. Diese Nebelschwaden heißen den Oderschiffern Nebelriesen: Die rücken manchmal in ganzen Geschwadern aufeinander los und liefern sich förmliche Schlachten. Wenn sie sich dann stundenlang abgekämpft haben, kommt der Wind und jagt sie in die Flucht.

Der Wind ist ein launenhafter riesischer Geist, das wissen die Schiffer und Fischer auf der Oder ganz genau, und suchen sich deshalb mit ihm gut zu stellen. Wenn sie Windstille bekommen, so legen sie sich mit gekreuzten Armen über den Bord des Schiffes, flöten aus Leibeskräften und rufen dann mit gewichtigem Ton: „Brîs kumm! Brîs kumm!" Einige gebrauchen dabei noch eine besondere Vorsicht. Weil niemand wissen kann, ob der Wind nicht gar zu stark werden wird, so sagen sie



ihm zwischen dem Pfeifen Schmeichelworte: „Kumm, olt Bröderken! Kumm, olle Junge!"

Ältere Schiffer brauchen gar nicht einmal zu pfeifen, um den Wind zu locken. Sie sind mit ihm schon bekannter, stellen sich nur ans Steuer und rufen ein paarmal: „Kûl up, oll Vadder! Kûl up! Kûl up!" Binnen einer Viertelstunde erscheint dann der gewünschte Wind. Sie dürfen aber nur halblaut und in schmeichelndem, vertraulichem Tone rufen, sonst könnte er leicht zu gewaltig kommen.

Wer es versuchte, den Leuten das auszureden, der bekam im günstigsten Fall ein spöttisches Kopfschütteln zur Antwort; leicht konnte es ihm passieren, daß er derber abgefertigt wurde. Denn der Wind ist ein gestrenger Herr, und wie leicht konnte ihm das die Laune verderben, wenn da irgendein Grünschnabel sich mit so krassem Unglauben dick tat. Er wird ja sogar schon bei geringeren Anlässen böse; redet man z. B. von ihm, wenn er grade günstig weht, dann ärgert er sich und schlägt sofort um. Ebenso kann er es nicht vertragen, wenn jemand etwa ein bedenkliches Gesicht macht und meint, daß er wohl bald umschlagen würde. Wer aber im Vertrauen darauf, daß der Wind beständig bleiben wird, sich ausrechnet, wie bald er wohl am Ziele sein werde, der kann gewiß sein, daß er sich verrechnet hat und die doppelte Zeit zusetzen muß.—

Und dann besonders in den Hochalpen spürt man die Wetter- und Bergriesen noch zu Zeiten. In einer Höhle ob dem Gnadenwald wohnte der furchtbare Walder Riese. Einmal schlief er im Wald und schnarchte, daß die Bäume weit und breit zitterten. Da fuhr ein Bauer des Weges und dachte bei sich: das ist heute aber ein Sturmwind, daß die Bäume so sausen! Endlich kam er zu dem Riesen. Er glaubte, es wäre ein Hügel, und fuhr hinan. Als er zur Nase kam, dachte er bei sich: da gibts zwei Wege, ich fahre rechts; und fuhr in das rechte Nasenloch. Das kitzelte den Riesen, und er nieste so stark, daß das Fuhrwerk bis in die Gegend von Lans heraufflog.

Der schlafende Riese

Wie Dietrich und seine Gesellen, die dort so manches Abenteuer bestanden, in den Bergen die Riesen brüllen hörten, so vernimmt auch in unsern Tagen noch der Älpler bisweilen ihren gräßlichen Schrei. Dann bersten Felsen, beben die Häuser, Bergwände und Lawinen werden los. Darum sind auch die Riesen der Berge meist so schweigsam; denn sie fürchten mit ihrer Stimme ihre eigenen Häuser zu zerstören. Manche Leute glauben daher, sie seien ganz stumm.

Wenn er schreit

Der Winter

Einen grimmigen Wetterriesen aber haben wir alle wieder kennengelernt und wissen ein Lied von ihm „hinterm Ofen zu singen". Wenn

die Tage langen, kommt der Winter gegangen. „Es isch e chalte Ma' über Feld gange", sagen sie in der Schweiz. Kinder, die man nicht hinaus in Kälte und Schnee lassen will, warnt man dort: „'s isch e chalte Ma' vor der Tür; de chalte Ma' hängt üch den Husten a." Wenn es schneit, schüttelt er seinen Bart aus. Im Scherz nennt man ihn den gefrorenen Gärtner, Herrn Weiß, den Dachdecker von Winterthur. „Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus beim Nordpol an dem Strande —"

Die Eisriesen

Am Eismeer auf einer Insel hausen die Eisriesen, ihrer zwölf an der Zahl, an fünfzig Ellen lang. Der Mond ist der Eismänner Sonne. Die Sonne hassen sie, sie wollen nur Nacht; in der herrschen sie, und vom Eismeer geht alle Finsternis aus. Die Riesen, die mit ihrem König gegen die Sonne stürmten, sind alle im Kampf gefallen bis auf die Zwölf. Von ihnen kommt das Gift der Sonnenfinsternis. Sie sind das Gift der Natur.

Bei ihnen ist der Eiswolf; der steigt von Zeit zu Zeit als ein zweiköpfiges Ungeheuer aus dem Eismeer auf und bedroht den Mond oft so, daß dieser ganz finster wird. Auch die Sonne will er oft verschlingen, dann, wenn sie verfinstert wird. Aber sie kämpft ihn immer wieder hinunter.

Diese zwölf Eismänner bleiben bis zum Ende der Welt und müssen da den anderen Riesen, von denen sie allein noch übrig verblieben, Zeugnis geben dessen, was ihnen einst gesagt worden von ihrem König, was sie aber damals nicht vollbrachten. — So erzählte vor Jahrzehnten ein alter Rottmeister bei den Holzhauern in den oberpfälzischen Wäldern, wir aber wissen es nun besser, daß es auch noch anderswo Riesen gibt, und daß sie eben nur meist stumm sind — oder daß wir es nur verlernt haben, ihre Stimmen zu hören.

Welt-Ende

Stillgeworden zu sein scheint auch der andere Unhold, den die Sage so oft mit dem Riesen zusammen nennt, der Drache. Aber auch er ist nur scheintot. Er liegt zusammengerollt auf dem Grunde des Sees. Wenn er einst seinen Schweif schüttelt, dann wird der ganze Berg wie bei einem Erdbeben erschüttert werden, wird bersten und der See wird ausbrechen.

Solcher alte Glaube an große, Zerstörung drohende Gewässer im Innern der Berge besteht noch in manchen Gebirgsgegenden, besonders im Alemannischen und Bayrischen.

Irgendwo im Heuberg und Flußgebiet der Donau muß eine Höhle sein mit einem unterirdischen See, den hört man sieden und brodeln und zu Zeiten, wenn er viel Wasser hat, soll er brüllen. Darum nennen sie ihn dort auch den „Bröller". In Ertingen sagt man, dieser See wird einmal ausbrechen und alles im Donautal ersäufen. Spaßvögel ver-

breiteten einmal das Gerede: Der Bröller ist los. Da machten rasch ein paar Leute sich daran, ihre Sachen auf den Berg zu retten. Noch immer warten manche auf den Schreckensruf: „Der Bröller ist los, alles ist hin.“ —

Bei Ranigois in der Nähe von Döllach im Mölltal ist ein ungeheurer, fast senkrechter Felsstock, der Taxenplan. In seinem Innern soll ein großer See sein, aus dem die neun Brünn, neun Ausflüsse, kommen. In dem See haust ein Drache; der wird einst noch einem zehnten Brunnen einen Weg aus dem Felsen schaffen. Dann vereinigen sich alle zehn Quellen und wird Döllach ertrinken und Putschal versinken; der Jüngste Tag bricht an und die ganze Welt geht unter.

Der alte Gott

Wenn die Zeit der Eisriesen um ist und die ersten Lenzdonner rollen, dann „fährt unser Herrgott spazieren“, der alte Gott, der das wilde Riesengeschlecht und all die Ungeheuer fort und fort bändigt, die Ordnung in der Welt stiftete und erhält. Unsere Volkssage bringt ihn nicht mehr unmittelbar mit den Riesen in Verbindung; und das ist uns auch recht so. Er ist uns zu hoch gestiegen, um von ihm zu fabulieren. Aber das Bewußtsein des Volkes, so möchten wir glauben, ruht doch noch fest auf dem Grunde des heimlichen Wissens: Der alte Gott lebt noch. Und ein Widerschein solchen Glaubens ist auch die unerschütterliche Gemütsruhe und der gute Humor, womit unsere Volkssage auch die grimmigsten Unholde anschaut.

Zweites Buch

Die Nacht / Die Geisterzeit

Es gibt gewisse Zeiten, die gehören den Geistern allein; die haben sie sich vorbehalten, da wollen sie nicht von Menschen-Unruh und -Arbeit gestört sein. Da wollen sie das Reich allein haben. Das ist zunächst die Nacht.

Wer des Nachts noch wach im Bett lag, hörte ums Haus, im Stall, auf dem Boden, am Herd, in der Werkstatt allerlei Geräusch, das er sich nicht anders erklären konnte, als daß es von Geisterhand und Geisterfuß herkam. Frauen, die stundenlang bis in die Nacht hinein gesponnen hatten, hörten in ihre Träume hinein, wenn sie endlich schlafen gegangen waren, die Spindel in der Spinnstube noch weiter schnurren. Manche, die sich nicht genug tun konnten, nickten wohl gar über dem Spinnrad ein und bekamen dann Geisterbesuch.

Eine Bäuerin hatte die Gewohnheit, die Samstagnächte fleißig bei Mondschein zu spinnen. Da warf ihr der Mond einmal sechs Spindeln zu und gebot ihr, die binnen einer Stunde voll zu spinnen. Das Weib aber war klug und spann um jede Spindel nur einen Faden, und wie der Mond um 12 Uhr wiederkam, lagen die Spindeln mit einem Faden auf dem Boden. Der Mond hob sie auf und sagte: „Das ist dein Glück, daß du auf den Gedanken kamst; aber laß es dir gesagt sein! Der Tag gehört dein, die Nacht mein."

Ein Bauer in Tirol war mit seinen Leuten auf dem Felde beim Kornschneiden und arbeitete nachts im Mondschein noch weiter. Da ertönte aus dem Dunkeln derselbe Warnungsruf: „Der Tag ist dein, die Nacht ist mein!"

Besonders sind es dann die Nächte vor Festen, in denen man sich hüten soll, die Geister zu stören. Denn die Feste sind eigentlich ja nichts anderes als hohe Zeiten der Geister, d. h. aller jener Gewalten, die dem leiblichen Auge für gewöhnlich unsichtbar, über Menschen und Natur, oder richtiger in der Natur und Menschenwelt und zwischen ihnen, überall, im Freien draußen wie in Haus und Hof ihr Wesen treiben

können, zum Heil oder Unheil der Menschen. Diese Geister haben ihre Zeiten und Tage, an denen sie sich mächtiger rühren als sonst; da muß man sie besonders scheuen und verehren.

Das Nachtvolk und der wilde Jäger

Wind, Gewölk und Nebel, das allerbeweglichste, veränderlichste, wandlungsfähigste in der Natur, das zugleich den Menschen so vielfältig im Guten und Bösen seine Macht spüren läßt, segnend und zerstörend, schön und furchtbar, erfüllte sich dem Volksglauben schon in frühster Zeit noch mit einem besonderen, heimlichen, unheimlichen Leben.

In der Luft sind die Seelen der Toten. Seele ist ja Hauch, Atem; und wenn der Mensch stirbt, so fährt im letzten Hauch die Seele in die Luft aus und gesellt sich dem Heere der andern Seelen zu, das ruhelos im Winde dahinzieht. Überall in Deutschland kennt der Volksglaube diesen Totenzug unter den verschiedensten Namen: die wilde Jagd, das wilde oder wütige Heer, das wilde Geschrei, Nachtvolk, Nachtgload (=geleit) usw. Im deutschen Süden ist es oft ein Seelenschwarm, eine Seelenschar ohne einen Führer, im Norden zieht ihm Wode, der wilde Jäger, als furchtbarer strenger Gebieter voran, der alle Seelen für sein Heer heischt und jagt, manchmal jagt er auch allein mit seinen Hunden.

Allerseelenzeit

Er ist den Leuten schon zu allen Jahreszeiten begegnet, doch gibt es bevorzugte Zeiten. Die Zeit, der Jahreskreislauf unterwirft ja auch das scheinbare regelloseste und freieste, Wind und Wetter, einer gewissen Regel. Seine hohe Zeit hat der Wind im Winter, wenn alles Leben sonst draußen gefesselt und stumm ist.

Der Mensch jener Zeit aber, in der Sage und Volksglaube wuchsen, war im Winter in das enge düstere Haus gebannt; an allem Hausrat hingen, aus allen Winkeln erwachten da die Gedanken an die Ahnen, die verstorbenen Glieder der Familie; da hatte man Muße, an die zu denken; es war ja die Zeit der Erinnerungen, des Sinnens und Träumens; ja die Geister der Verstorbenen meldeten sich selbst, wenn draußen der Sturm ums niedere Dach tobte. So heißt es in der Oberpfalz: im Auswärts und im Herbst, wenn der Hafer geschnitten wird, fängt das wilde Heer an umzufahren; in der Umgegend von Schwerin: im Herbst zieht Wod ein, in den Zwölften (den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigabend) hält er seinen Umzug, in der ersten Maien-



nacht zieht er aus. Die zwölf Nächte sind demnach die Hauptfestzeit für das Heer der Seelen, in der es am meistem Gewalt hat.

Wie das wilde Heer sich hören läßt

Ehe das „Wilde Geheer", kommt, meldet es sich an; so hört man im Tannrieder Forst (Oberpfalz) vorher ein Getöse, wie wenn man mit einem großen Hammer auf leere Fässer schlägt. Nun kommt es näher, die Bäume fangen an zu krachen, Sand und Staub wirbeln auf. Ein wahres Treibjagen, so schreit und pfeift und klappert es; dazu ein Bellen, Winseln und Heulen, wie von einer Menge junger und alter Hunde; Vögel aller Art, mit fürchterlichem Gequäxe mischen sich drein. Zwischen Hallo und Peitschenknall klingt es wie Wehklage von Frauen. Dann wieder meint man Hörnerklang und andere wundervolle Musik, bald gewaltig wie von tausend Instrumenten, bald sanft, zu hören, die alle irdische Musik an Wohllaut übertrifft. Deshalb sagt man wohl auch von einem Musikanten, der's besser kann als andere, er sei bei den Toten selber in die Lehre gegangen. Das Seelenheer wird mehr gehört als gesehen; wenn man was sah, war's oft nur wie Schatten, die vorüberflogen, große und kleine; Farbe und Gestalt war nicht zu unterscheiden; bevorzugte wollen freilich auch allerhand Einzelheit erkannt haben.

Wode

Eine Büdnersfrau ging einmal an einem Abend mit ihrer Dirn von Bölkow nach Rosin. Da begegnet ihr „wat Unsichtbores". Der Hund heult ängstlich, die Pferde in der nahen Koppel rennen im Galopp in die Rosiner Hölzung; die Dirn aber wird plötzlich wie vom Schwindel ergriffen, ganz verwirrt, läuft weg und bleibt wie festgebannt vor einem kleinen Graben stehen und kann nicht hinüber. „Dat was de Waur" (Wode).

In Pölitz (ebenfalls im Mecklenburgischen) wurde erzählt, daß da früher „in dei Butensläg' ok de Waur jagt harr; wenn hei dor drœben jagt harr, wiren dei Schap, dei noch in Hürten lagen, dei Schepers ut dei Hürten braken, dat dei drœwer klagt harrn. Gefährlich Wirtschaft wir't west, vör allen, wenn hei dei Hunn'n anhißt harr, dei blauft un blekt harrn. — Hei röppt ümmer: Hollt'n Middelweg! hollt'n Middelweg! Denn daun di min Hunn' nix. Un sin Hunn', dei seggen ümmer „jiff! jaff! jiff! jaff!" Wenn men dit nu hürt, denn möt'n em jo nich napaug'n (nachäffen). Seine Fahrt geht meist durch Wälder und öde Heiden, in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Wenn man ihn kommen hört, muß man sich schnell mitten auf den Weg platt auf den Bauch werfen. Mancher hat dabei dann richtig gefühlt, wie ihm die Hunde über den Rücken liefen. Sehen läßt

er sich oft gar nicht, oder nur in einiger Entfernung und dann auch nur wie in Nebel gehüllt. Vornübergebeugt, im rasenden Galopp, saust er auf einem großen weißen Pferd daher — manche wollen gesehen haben, daß es nur drei Beine hat, andere, wie dem Tier die Funken aus den Nüstern sprühten — weiße Nebel fliehen vor dem Reiter her über Feld und Heide; sind es Seelen Verstorbener, auf die er Jagd macht, sind es Wassergeister, Waldgeister, Unterirdische, die des Nachts ihrem Reich entsteigen? Bisweilen begegnet er einem dann noch mal, mit seinem erbeuteten Wilde: eine weiße Frau hat er vor sich auf dem Pferde liegen, ihre langen Haare schleifen über den Boden. Oder man sieht nachher im Walde zwischen den Bäumen eine Leiche, zerrissen von den Hunden.

Ein Schäfer lag des Nachts wach in seiner Hütte und hörte den wilden Jäger; da stach ihn der Übermut und er machte den Ruf nach:

> Hau! hau! hau!
> Hullt den Middelweg!
> Denn daun min Hunn juch niks!

Auf einmal fuhr die Tür auf und es sauste was herein, der Schäfer sah ganz deutlich, es war ein Frauenbein. Und zugleich rief ihm Wode hoch aus der Luft herab zu:

> „Kannst du mit jagen,
> Kannst uk mit nagen!"

Der Schäfer hat sich so darüber entsetzt, daß man ihn drei Tage darnach auf den Kirchhof trug.

Der Nachtjäger fährt durchs Haus

Wenn der Nachtjäger kommt, darf man ja nicht die Vorder- und Hintertür vom Haus auflassen; sonst fährt die Wilde Jagd zur einen Tür herein und zur andern wieder hinaus, daß die Asche auf dem Herd hoch auffliegt, und der Nachtjäger nimmt mit, was er dabei im Fluge erhascht, besonders gern ungetaufte Kinder; und seine Hunde fressen alles, was im Hause ist.

Vör dissen güng ne Schneis' vant Baukholt bi Kunsterar (Consrade in Mecklenburg) den Barg hendal, un nasten kem en Damm, de güng bet an de Stör. Diss' Schneis' und dissen Damm tröck ümmer der Waur entlang. To irst kemen de groten Hunn', de bellten ümmer ganz groff „hau, wau! hau, wau!" Denn kemen de lütten Fixköters, de bellten ganz fin „jick, jack! jick, jack!" un achter an jögen ne ganze Haud Jägers in'n Galopp. Dicht an de Stör wir en Slagbom, dor hölln se still. „Upgemakt!" reep dat denn; denn dreiht sik de oll Slagbom rüm, dat man dat Knarr'n wit hürn künn. Un rœwer güng't œwer de Stör. Up disse Sid was en Damm, de noch hüt un dissen Dag de Profoß- (Parforce-)

Damm heit — dissen Damm güng't henlang, all wat sei lopen künn'n, na't Holt herin un denn so weg.

Bi enen Buern in Sukow heddens s'abends grad den Deig insüert, un de een oll Diern hadd jo voll de Rœkendör uplaten. Hei! wart dat en Larm — se kam'n herut, un all min Lew! sünd all de Hunn' bi den Backeltrog un freten den Deig up. Se jammern œwer den schönen Deig un de een Diern is so drist un fröcht: „Wat krig wi nu dor vör?" Dei een ut de Haud' seggt: „O kikt man för de grote Dör tau!"

As se all wegjagt sünd, gan se ok hen, un wat liggt dor? Eenen groten Hümpel Pirdmeß! Drum warden se argerlich un de een nimmt en Bein un stött dor wat von na de Del herup. As se den annern Morgen hengan, liggt dor en schönen Hümpel Geld. —

Nachtjägers zurückgelassener Hund

Wenn die Leute nicht aufgepaßt haben und haben die Tür nicht rechtzeitig geschlossen, besonders in den Zwölften, dann liegt am andern Morgen auf oder unterm Herd ein schwarzer oder grauer Hund; den hat der wilde Jäger dagelassen. Den Tag über ist er ganz still, aber des Nachts fängt er an zu wirtschaften in der Herdasche und im Kamin und winselt dabei dermaßen, daß man davon wach wird und oft nicht wieder einschlafen kann. Wenn man ihn aber totschlägt, so wird er am Tage zu einem Stein; und wirft man den weg, so kehrt er durch unsichtbare Gewalt ins Haus zurück, und verwandelt sich nachts wieder in einen Hund, der nun erst recht mit seinem Johlen einen zur Verzweiflung bringt. Er frißt nichts als Flugasche und wird doch dick und fett dabei. Erst wenn die Zwölften wiederkommen und sein Herr ihn draußen ruft, springt er auf und fort. —

Einem solchen Hund haben sie in Struckhausen mal alle Abend einen Napf voll Fressen an den Herd gesetzt. Den Tag über hat er still und ohne sich zu regen auf dem Herde gelegen, aber des Nachts muß er doch lebendig geworden sein, denn am Morgen ist der Futternapf immer leer gewesen. So ist das fast ein Jahr gegangen. Wie nun die Zwölften herankommen, wird der Hund unruhig; er geht vor die Niedentür, hält seine Nase hoch in die Luft und schnuppert; dann kehrt er wieder an seinen Herdplatz zurück und streckt sich hin. Und so macht er's weiter, bis das Jahr gerade voll rund ist, da tritt ein großer Mann in die Niedentür, der bedankt sich schön bei den Leuten, daß sie seinen Hund so gut versorgt haben; und sofort springt der auf und geht mit seinem Herrn wieder davon. Das Jahr darauf ist in dem Hause aber so viel Milch und Butter gewesen, daß der Bauer einer der reichsten in der ganzen Umgegend geworden ist.



Die wilde Jagd bringt ein gutes Jahr

Dieselbe wilde Jagd, die dem Bauern so unheimlich ist und so viel Unheil im Walde anrichtet, bringt also auch Glück und Gedeihen. In der Werragegend geht daher auch die Rede: Zeigt sich das wütende Heer recht wild, so gibt es ein gutes Jahr; und: wo es herzieht, sind besonders fette Streifen in der Saat und Wiese. Einer von dem wütennige Heer, das durch ein Haus ging, tauchte mal den Finger in das Säuerwasser; das Brot, das man davon gebacken hat, ist gar nicht alle geworden. An die Hauptumzugszeit des wütenden Heeres und Wodes knüpfen sich auch allerhand alte Wetterregeln. Wie das Wetter in den Zwölften ist, so ist es im ganzen Jahre; alte Hirten und andere Wetterpropheten machten danach einen Witterungskalender für das kommende Jahr; wobei jeder der zwölf Tage das Wetter des entsprechenden Monats voraussagte. Rauhreife in den Zwölften bedeuten ein gutes Jahr; Tropfen am Zaun ein gutes Flachsjahr; viel Nebel ein nasses Jahr, helle und klare Zwölften ein trockenes usw. — Wie man dem zurückgebliebenen johlenden Wind-Hunde einen Napf mit Futter hinstellen mußte, damit sein Herr den Acker in Sturm und Regen und Frost segnete, so ließ man auch für seine Wind-Rosse auf dem Felde ein Halmopfer stehen:

In Mecklenburg — so berichtet der Rostocker Prediger Nikolaus Gryse Ende des 16. Jahrhunderts — fand sick bi etlicken Ackerlüden noch en awergelowischer Gebruk. Tor Tid der Arne (Ernte) hebben da de Meiers (Mäher) dem Afgade Wode umme gud Korn angeropen; wenn de Roggenarne geendet, hefft man up den lesten Platz eins idern Feldes einen kleinen Ort unde Humpel Korns unafgemeiet stan laten, dat sulwe bawen an den Aren drefoltigen tosamende geschörtet unde besprenget, alle Meiers sin dar umme hergetreden, ere Höde vom Koppe genamen unde ere Seisen (Sensen) na dersulven Wode unde geschrenkeden Kornbusche upgerichtet, unde hebben den Wodendöwel dremal semplick lud averall also angeropen unde gebeden:

> Wode
> Hale dinen Rosse nu Foder,
> Nu Distel un Dorn
> Tom andern Jahr beter Korn! —

Das sind Opfer, die doch nicht mehr einfach den Seelen im Winde und ihrem Führer galten; sondern die sind als Wind- und Wetterwesen eben zugleich Spender von Wachstum und Fruchtbarkeit geworden.



Wandlungen des Nachtvolks

Tänze des Nachtvolks

Seelen Verstorbener — so erzählt man in der Oberpfalz — die noch nicht rein sind, tanzen auf Kreuzwegen wilde Tänze, Männer und Weiber für sich, und sehen einen traurig an. Sie tanzen im Mondschein, man sieht ihre gegürteten Hemden flattern, darauf spielen bei manchen weiße Lichtflecke; andere sind wie graue oder schwarze Schatten. Sind sie reinweiß geworden, lauter Mondlicht, so schweben sie zum Himmel auf. Je lichter ihre Farbe ist, um so näher sind sie der Erlösung. Von diesen Tänzen sind die Kreuzwege so fest und hart getreten. Die Mädchen ahmen dies Tanzen auf Kreuzwegen in heiligen Nächten nach, weil dann der Zukünftige kommt und mittanzt. Aber manche lag morgens tot auf dem Platz.

Ein Bursche wollte einmal nachts zu seinem Mädchen; er mußte aber warten und legte sich auf die Beunt unter eine Haselstaude. Auf einmal schlüpften kleine Geister aus der Erde und fingen an zu tanzen, und zugleich hörte er Musik, sah aber nicht, wer die Spielleute waren, sie kam von oben. Im Reihen sah er wunderschöne Mädchen; ohne sich viel zu besinnen, stand er auf und trat näher. Da winkte ihm eine, er konnte nicht widerstehen und tanzte mit ihr; in rasendem Wirbel, schneller, immer schneller ging's, bis er besinnungslos zu Boden stürzte. Am Morgen fand man ihn in tausend Stücke zerrissen, die wie verbrannt waren. — Die Spuren, wie von Füßen zweijährigen Kinder, von den nächtlichen Tänzen sind noch am Morgen auf der Wiese zu sehen; immer ist es ein runder Fleck. Waren es gute Geister, so ist das Gras wohl zertreten, aber es sind nur die Spitzen umgebogen, und in ein paar Tagen wächst es wieder nach und wird viel üppiger. Die bösen aber treten das Gras ganz ein, nehmen oft den Erdboden mit, die Stelle sieht am Morgen verbrannt aus und wird nach einigen Tagen rot. —

Manchmal aber verschwistert sich dies Nachtvolk mit dem Element, bei dem es zunächst nur vorübergehend im Quartier war, mit Mondstrahl, Wind und Nebel, mit Baum und Busch, mit allem Leben und Weben in Wald und Feld, und wird ganz eins mit ihm und scheint sich so wohl da zu fühlen, daß es gar keine Himmelssehnsucht mehr verspürt.

Ein alter Pfarrer aus Breungeshain in Hessen ging mal nach Burkhards; vor Tage, als der Mond noch voll am Himmel stand, ehe die Sterne verblichen. Als er unter dem Bilstein vorbeikam, sah er



auf einem kleinen Wiesenplatz einen weißen Rauch auf dem Erdboden schweben, der ging rundum, schneller und schneller. Er machte sich heran, das Ding näher zu betrachten; aber nun war der Nebel fort; statt dessen sah er auf dem Rasen eine unzählbare Schar wunderschöner weißer Jungfern, die hatten wechselweise ihre Hände gefaßt und tanzten lustig im Kreise auf und ab. Sie waren etwa so groß wie zweijährige Kinder, rosigen Angesichts, mit kleinen goldnen Kronen auf den Köpfen. Zugleich ließen sie einen feinen lieblichen Gesang hören, süßer wie Vogelstimmen. Eine Weile sah der alte Pfarrer verwundert dem Reigen zu, dann trat er näher und redete sie im Namen Gottes an. Alsbald wurde alles unsichtbar, und er hätte es für einen Traum gehalten, wenn er nicht auf dem feuchten Wiesengrunde noch die kleinen Fußstapfen ringsum vor sich gesehen hätte.

Wann kommen denn die Elfen dran?

Von Obermaiselstein im Allgäu gingen einmal Kinder zum Heidelbeerpflücken in den Wald. Da sahen sie plötzlich ein wunderschönes Knäblein in einiger Entfernung vor sich. Das Knäblein war so fein und schön gekleidet, daß sie es gar nicht fürchteten, sondern zu ihm hinspringen wollten, um es anzureden und mit ihm zu spielen. Allein wenn sie auf es zu liefen und ihm ganz nah waren, war es im Nu wieder weiter gerückt, so daß sie es nie erreichen konnten. Die Kinder erzählten daheim, was sie gesehen und verlangten an andern Tage wieder in den Wald. Jedes von ihnen nahm diesmal ein Stück Brot mit, das wollten sie dem fremden Kind geben. Richtig bekamen sie es auch wieder zu sehen; aber auch diesmal entschwebte es ihnen immer, wenn sie ihm nahe kamen. Nun trieb die Neugierde auch andere Kinder herbei; allein die konnten das Wunderknäblein nie sehen, und dabei blieb die Erscheinung den ersteren stets sichtbar. —

In früheren Zeiten erzählten die Alten oft von dem Hexenknable und dem Stanzacher Mädchen. Dem sein Vater war Gemeindehirt zu Stanzach und schickte es einmal des Morgens in aller Frühe hinaus zum Viehholen. Als aber das Mädchen lange nicht zurückkehrte und auch das Vieh nicht kam, vermutete man, es möchte ein Unglück geschehen sein, und es gingen Leute aus zu suchen. Alles Zurufen und Johlen blieb aber unbeantwortet, nirgends fand sich eine Spur von dem Mädchen. Da machte sich am nächsten Tage alles was nur konnte, auf die Beine, und nach allen Richtungen zogen Leute aus und riefen immer zu. Endlich antwortete es von einer ganz abgelegenen wilden Stelle her, und als man näher kam, rief das Mädchen entgegen, man solle doch keine Mannsleute zu ihr hinlassen, sie habe kein Fetzlein Gewand mehr am

Leibe. Da traten von der Schar die Weiber, die hierzulande ganz breite Schürzen tragen, zu ihr in das Gebüsch und gaben ihr solche Schürzen, damit sie nur etwas anbekam, und dann brachte man sie zu Tale. Das Mädel erzählte nun, sie habe das Vieh, das sehr weit auf der Weide umher zerstreut war, sammeln wollen, und da sei auf einmal ein wunderbares kleines schönes Knäble gekommen und habe ihr zugelacht, und dann sei es näher herangetreten, habe angefangen zu scherzen und habe sie an den Kleidern gezupft und gezerrt und sei halt überaus lieb und lustig gewesen. Da sei es ihr ganz wunderlich zumute geworden, und endlich habe der Knable sie gefaßt und sich mit ihr in die Luft erhoben. Es habe nun mit ihr um die Schrofen (Felswände) und Bergspitzen herumgetanzt, sie seien bis zum Nehren, zum schwarzen Wald und über allerlei Joche und Schneiden gekommen, und da habe sie an den zackigen Felsen ihr Gewand immer mehr zerrissen. Endlich habe sie nichts mehr von sich gewußt und könne auch nicht sagen, wie sie unter das Gestrüpp gekommen sei, unter dem man sie gefunden habe.

Niemand wußte das alles zu erklären, aber man hielt allgemein dafür, daß das ein Hexenknable oder Bergmännle gewesen sei.

Drittes Buch

Die Unterirdischen

Riesen waren es, die auf unserer Erde Berg und Tal schufen, ihr die erste rohe Form gaben. Aber im Innern der Erde regte sich nun tausendfältig ein heimliches neues Leben.

Zu der Zeit, da es noch Riesen am Harz gab, ist einmal einer in der Gegend von Grund spazierengegangen, den hat was im Schuh gedrückt. Da hat er ihn ausgezogen und ein paar Steine herausgeschüttet. Die liegen jetzt noch da, ein Doppelfelsen aus Kalkstein, an 120 Fuß hoch; dicht unter dem größeren Stein ist eine tiefe Höhle, in die geht's fast senkrecht hinunter, so tief, daß noch keiner gewagt hat, ganz hinabzusteigen. Die Klippe heißt der Hibichenstein; ein Zwergenvolk hat sie besiedelt; der König selbst, der Hibich, hat seine Wohnung in der Höhle gehabt.

Vom Hibichenstein

Von diesem Hibichenstein ging die Sage, kein Mensch könne hinaufklettern; wer es doch versuche, könne nicht wieder herab und liege hernach zerschmettert unten. Der Sohn eines Försters aus Grund wagte es doch einmal, aber als er oben war, konnte er auf einmal nicht von der Stelle; der König Hibich hatte ihn festgebannt. Ein Freund von dem jungen Menschen hatte den Vorgang mit angesehen und lief gleich den alten Förster holen. Darüber wurde es aber Abend. Der Alte kam mit seiner Flinte und wollte seinen Jungen herabschießen; da fing es um den Hibichenstein an zu blitzen und zu donnern, und vor dem Förster stand ein kleiner Mann, rauhhaarig wie ein Bär, mit einem ganz alten Gesicht und langem, eisgrauem Bart; der sagte zu ihm, aus dem Schießen da würde nichts. Als der Förster aber doch wieder anlegte, da wurde das Unwetter noch ärger und von allen Seiten schlug es mit Heckruten und kitzelte ihn mit Tannenzweigen; er kam nicht zum Schuß und ging verzweifelt fort.

Da wimmelte es auf einmal am Stein von Grubenlichtern und lauter Zwerge kamen mit kleinen Fahrten (Leitern); und einer trug ein silbernes Grubenlicht, das gab einen taghellen Schein; und auf dem

Kopfe trug er eine goldene Krone; das war der König Hibich. Nun mußten die Zwerge alle ihre Fahrten aneinander setzen, da hielten die sofort zusammen, wie aneinandergelötet, und sie stiegen hinauf. Und der Zwergkönig sagte zu dem jungen Förster: „Von Rechts wegen müßte es dir ergehen wie allen übrigen; doch mich dauert dein armer Vater, deshalb will ich dir für diesmal das Leben schenken, wenn du mir versprichst, den Berg nie wieder zu betreten, auch dafür zu sorgen, daß keiner hier nach Falken und Krimmern (Habichten) schießt.“ Das versprach der Förstersohn. Und nun mußte er sich dem Zwerge, der auf der obersten Sprosse stand, auf die Schultern setzen, und der trug ihn mit Leichtigkeit hinab.

Als der Förstersohn wieder den Boden unter den Füßen hatte, waren alle die Lichter verschwunden, und alle Zwerge waren fort. Wie er noch so im Dunkeln da herumtappte, kam der alte Hibich, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Berg hinein und in ein weites Zimmer. Der Gast wußte nicht, wohin er zuerst sehen sollte, so prächtig war da alles, und blinkerte und blänkerte es von köstlichen Steinen. Mitten im Zimmer stand ein Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzte sich der Zwergkönig und schlug mit dem silbernen Schlegel gegen den Tisch von Glaskopf (eine Art glänzender Eisenstein). Da gab es einen Ton, so wunderbar, wie man in der Welt nichts zu hören bekommt. Und geschwind kamen eine Menge kleine Weibsbilder herein, die bewirteten den jungen Förster aufs herrlichste, und wieder andere, die machten eine feine Musik dazu. Darauf brachte ihn Hibich in ein anderes Gemach, da lag auf der einen Seite lauter Gold, auf der andern lauter Silber. Der Zwergkönig trat in die Mitte und kommandierte: Silber! und dann wieder: Gold! und so immer umschichtig, und bei jedem Ruf mußte der Bursch zugreifen; und Hibich trieb das so lange, bis sein Gast schwer beladen war. Nun sei's aber Zeit zum Schlafengehn, sagte der König und wies ihm ein anderes Gelaß an, da war ein Bett von Moos, recht nett und fein, schon bereit.

Der junge Forstmann hatte noch nicht lange geschlafen, da weckte es ihn auf, und als er die Augen aufschlug, graute der Morgen, und es fröstelte ihn. Und wie er sich recht umguckte, da lag er am Hibichenstein unter einem Busch. Da war am Ende das alles bloß ein Traum gewesen? Aber wie er nach den Taschen griff, da war all das Gold und Silber noch da.

Träumen wir uns also nur getrost in das Zwergenreich hinein, wir werden auch schon etwas Reelles fürs Leben daraus in der Tasche mitbringen. —



Die Schätze der Zwerge

Die Zwerge sind Besitzer — oder Verwalter — all der Erze und edlen Gesteine in der Erde; vielleicht haben sie sogar irgendwie mit der Entstehung all dieses unendlichen Reichtums zu tun, dieser mannigfaltigen Mischungen und Verwandlungen von Urstoffen und wunderbar kunstvollen Gebilde.

Zwergenschmiede

Wer Glück hat, kann noch jetzt erhorchen, daß da unten Werkstätten der Erdgeister sind. So ist z. B. auf dem Gute Dollrot in Angeln ein Hügel; wenn man sich darauf schlafen legt, hört man sie drunten arbeiten. Ebenso kann man's in dem großen Struckberg bei Heiligenhafen zu gewissen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, hämmern und pochen hören wie in einer Schmiede. Von alters her gelten die Zwerge als Meister in dieser Kunst und werden ihre Geschmeide und Geräte, die sie schmieden, besonders begehrt. Im Hüggel, einem Berge zwischen Ohrbeck und Hagen, bei Osnabrück, wohnte früher ein Zwergengeschlecht, das hieß die Sgönaunken. Von denen haben sich die Leute in der Umgegend allerhand Geräte schmieden lassen, z. B. Pflugeisen und Brandröste, wie man sie dort gebrauchte, um Holz auf dem Herde anzulegen; besonders die dreifüßigen, an denen auf der einen Seite ein sitzender Hund als Handhabe war, und die deshalb Feuerhunde hießen. Die Sgönaunken waren aber unsichtbar und wer etwas bei ihnen schmieden lassen wollte, mußte einen Bestellzettel auf einen Tisch legen, der vor der Höhle stand. Wenn er dann am andern Tage wiederkam, so lag die Arbeit fertig auf dem Tisch und ein Zettel mit dem Preis dabei; das Geld mußte man dann daneben legen. — Vor langen Jahren hat auch mal der Hüggelmeier bei den Sgönaunken ein Pflugeisen bestellt. Wie er es nun am andern Tag abholt, da sticht ihn der Hafer, und statt das Geld hinzulegen, setzt er sich auf den Tisch und „maket sin behoves". Dann macht er sich aber eiligst mit dem Pferde aus dem Staube, und das war sein Glück. Denn auf einmal kam's aus der Höhle hinter ihm her; war's ein glühendes Rad oder ein glühendes Pflugeisen? Er hatte kaum Zeit, sich danach umzugucken. Just war er auf seinem Hof und unter Dach, da schoß das feurige Eisen in den Torpfosten; die Stelle, wo es das Holz versengt hatte, war noch lange zu sehen. Und es schrie ihm wer nach: das sollte der neunte Hüggelmeier noch entgelten. Und so ist's auch gekommen; Unglück über Unglück hat den Hof seitdem getroffen. Aber jetzt müssen sie wohl über den neunten hinaus sein; denn jetzt geht's ihnen wieder gut.

Die goldene Stange im Ith

In vielen Gebirgsgegenden, auch wo gar kein Bergbau mehr getrieben wird, hält sich hartnäckig im Volk der Glaube an einen ver-



borgenen Reichtum edeln Metalles oder Gesteines, den die heimischen Berge noch enthalten sollen. So z. B. in der Gegend des Jths, ostwärts von Hameln und Bodenwerder. Der Jth wurde früher von Zwergen bewohnt, die trieben Bergbau darin. Die Gänge und Spalten, die man oft zwischen den Steinschichten findet, haben sie gemacht. Um die gefundenen Schätze nun auch der Nachwelt zu erhalten, schmolzen sie alles Gold in eine armdicke Stange zusammen und steckten die senkrecht in den Jth. Doch konnte bis heute noch keiner den Ort angeben; wer sie aber findet, darf sie behalten. Andere sagen aber, der Finder müsse nach seinem Tode noch drei Jahre in dem unterirdischen Reiche der Zwerge bleiben und dem Zwergkönige dienen, weil sonst kein Segen auf dem Golde ruhe.

Wie reich sie sind, sieht man daran, daß manche von ihnen sogar ihre Mäuse mit Gold füttern. Wenigstens will man bei Vichten im Luxemburgischen gesehen haben, wie die Mäuse da herumliefen mit Goldstücken im Schnäuzchen und daran nagten. Und ganz nahe, unter einem Berge, dem Scheuerbusch, hausten ja die Zwerge. Am reichsten in der ganzen Gegend waren die Zwerge in Vichten selbst. Einer von ihnen stritt sich einmal mit einem unter dem Scheuerbusch, und als der sagte: „Wir haben sogar Pflüge mit silbernen Pflugeisen," da konnte der Vichtener ihn übertrumpfen: „Und wir haben welche mit goldener Pflugschar."

Unter dem Acker

Denn die Unterirdischen sind auch kundige Landwirte. Das unterirdische Reich der Arbeit und des unsichtbaren kleinen Arbeitervolkes entspricht immer dem oberirdischen menschlichen. In den industrie- und gewerbsreichen Gebirgen sind die Zwerge Bergleute, Schmiede, Weber; im weiten, Ackerbau treibenden norddeutschen Flachland betreuen sie die Landwirtschaft. Und im Gedeihen seiner Saat, seines Viehstandes sah der Bauer ihr unsichtbares Wirken. — Die Gegend um den Wohldenberg (südl. von der Lüneburger Heide) z. B. war nicht immer so öde; es gab eine Zeit, wo dort mächtige Eichen wuchsen und die Saat so dicht und stark stand, daß man Wagenräder daran aufwälzen konnte. Das war, als die Zwerge dort noch im Wohldenberge hausten. Die hatten von der Oker her unter der Erde das Wasser dorthin geleitet. Dazu erwärmten ihre unterirdischen Feuer den Boden; das gab zusammen mit der Feuchtigkeit ein sehr fruchtbares Erdreich. Und ähnlich machten sie es in vielen andern Gegenden. Sie bohrten Quellen, die ans Tageslicht drangen und den Menschen als Brunnen dienten, sie mahlten Steine zu feinem Mehl und backten Brot, das Steinbrot; und auch Butter machten sie



aus Steinen, die Steinbutter, und das schmeckte alles so gut, und davon lebten sie, meinte eine alte schlesische Köchin.

Back- und Braugeruch

Wenn morgens kleines Gewölk an den Wäldern und Bergen hängt, sagt man noch jetzt an manchen Orten: die Unterirdischen backen. Ja manchmal bei der Feldarbeit, besonders beim Pflügen, rochen es die Leute ordentlich an dem feuchten Schwaden, der aus der frisch gebrochenen Scholle aufstieg und ganz gewiß von den guten Dingen kam, die da im unterirdischen Haushalt zubereitet wurden.

An einem heißen Tage pflügten zwei Knechte mit ihren Ochsen und hatten keinen Tropfen Wasser für den Durst. Da seufzte der eine so recht tief auf: „Ach, jetzt nur einen Schluck Bier!" Kaum hatte er das gesagt, da kam ihnen ein Geruch entgegen, als wenn dicht bei ihnen das schönste Braunbier gebraut würde, und doch war wohl meilenweit in der Gegend keine Brauerei. Als sie ihre Furche fertig hatten und wieder an die Stelle kamen, wo der eine vorher den Stoßseufzer getan hatte, stand da eine zierliche Kanne von reinem Silber, darin schäumte das herrlichste Braunbier. Erst kriegten sie einen Schrecken, dann aber langten sie zu und löschten ihren Durst. Als die Kanne leer war, tat es dem einen Knechte leid, das schöne Silbergefäß wieder aus den Händen zu lassen. Er stellte es sich beiseite und dachte: das nimmst du mit nach Hause, wenn wir mit der Arbeit fertig sind. Als sie aber Feierabend gemacht hatten und er sich die Kanne hervorholen wollte, war sie nirgends mehr zu sehen; die Unterirdischen hatten sie wieder hinabgenommen.

Ein andermal duftete es ebenso appetitlich nach frischem Brot, oder gar nach Streuselkuchen oder Kräppeln, und wurden die Wünsche der Bauersleute ebenso prompt erfüllt.

Om Liebeneer Fenichsmannlabarge woar amol Ustersunnobens (Ostersonnabends) vu em Pauer a Knecht eigesponnt (am Pflügen). Wie's asu üm a neine üms Kleefrühstücke (Kleinfrühstück), rüm war, worsch dam Knechtla, as eb und is stieg Rooch ver em ei (in) der Forche uuf. „Satt ock" (Seht nur), soat a do ver sich hiin, „de Fenixmannla backa Usterkucha. Wenn und ma hätt ernt o a Brinkla dervone!" Und siste siich: Wie a zem andermol oan die Stelle koam, loag a pruutzlicher, wormer Streeselkucha ver em Pfluge. Na, die Freede vu dam Audiak (Kerle). Glei reeß a'n oan und hamsterte druf nei woas huste woas konnste. Oder (Aber) ünse Knechtla woar ni vu Tumpboch (von Dummbach). A meente: mit da Mannlan toar (darf) ma's ni verschieta. „Hott vil schilgemol (Habt vielmals) a schinnsta bezoahl sichs Got, ihr Herrn

Fenixmannla", schriig a, packte is übrig gelone Stückla eis rute Schnupptichla und noams mittigs miit heem. Salt verschluuß a's ei de Loade; a Schlüssel zug a ob und stackt a ei a Schubsak.

Obens nooch der Sammelmilch docht a, doas Restla Rucha wär no gutt uba druuf. A ging uf a Soal nuf und schluß de Loade uuff. Du meines nee! woas soag a wull do? Aus dam Restla woar wider a ganzer Kucha geworn. Und doas ging asu wetter wull ne ganze Wuche lang. Na, de andern Monnsma eim Hof worn schiin fuchtig, daß unse Knecht Tag fer Tag, mittigs und obens senn Kucha verspachtelte. Om ollermeesta wormte 's a Gruußjunga. Dar de selbichte Arbt macha mußte wie jer, und winger Luhn und klennre Usterbruutla vum Pauer kriegte. Drüm hott a's schunt lange druuf obgesahn, woas em en Tags werklich glücka sullde. A mupste dam Knechte a Schlüssel aus im Wote, schleech sich uuf a Soal, plötzte de Loade uuf und fuul asu gooch über da Kucha har, doß oa ni an enziger Streesel übrig bleeb. Vu dam Tage woar 's Knechtlas Kuchaloade gelde (leer). —

Hellhörige Leute haben beim Pflügen außer dem Geruch sogar noch mehr davon wahrgenommen, was sie da unten in der Erde treiben.

Der eiserne Tisch

Ein schlesischer Bauer hörte einst bei Liebenau hinter dem Fenixmannlaberge ein merkwürdiges Geräusch, wie wenn sie da Teig kneteten und die Kuchen klatschten. Da rief er: „Kliperla, klauperla, klatscht mer ok enn mite!" Nicht lange darauf kommt ein Zwerg und bringt einen Kuchen und spricht: „Den mußt du aber auf einem eisernen Tische schneiden; sonst geht es dir an den Kragen!" Erst bekam der Bauer eine fürchterliche Angst; wo sollte er einen eisernen Tisch hernehmen? Da fiel ihm was ein; er drehte seinen Pflug um und schnitt darauf den Kuchen.

Das Streuselkuchenrezept

Eine junge Magd jätete um Pfingsten auf einem Weizenacker im Grottkauer Oberkreise; da hörte sie ganz deutlich im Berge ein Geklapper, das konnte nur von aufeinandergeworfenen Kuchenblechen kommen. Die Magd hatte einen Kummer. Ihr Schatz war der einzige Sohn des reichsten Großbauern im Dorfe, und der Alte wollte nichts von der Heirat mit der armen Magd wissen. Jetzt fiel ihr ein, daß die Fenixmännchen große Meister im Kuchenbacken waren. Als die Zwölfnächte kamen, ging sie wieder an den Berg; die Männchen kamen auch und luden sie ein. Da paßte sie nun scharf auf und guckte ihnen ihre Kniffe ab, die sie beim Kuchenbacken hatten; und als sie genug wußte, machte sie sich fort. Beim nächsten Fasching buk die Magd einen so ausgezeichneten Kuchen, daß das ganze Dorf nur von dem Streuselkuchen sprach.



Auch der reiche Großbauer und seine Frau waren davon so bezaubert, daß sie das arme Mädel nun gern als Schwiegertochter annahmen. Das Rezept des Streuselkuchens verbreitete sich aber von da immer weiter und wurde im Laufe der Jahrhunderte dann Gemeingut von ganz Schlesien.

Gute Geister des Feldbaus

Und wie sie den Bauern einen guten Trunk oder Bissen zur Stärkung, oder gar ganze Frühstücke und herrliche Rezepte bescherten, so bewahrten sie die Dörfer, denen sie einmal wohl wollten, vor Überschwemmung und Hagelschlag und halfen den Leuten bei der Ernte, daß sie Heu und Korn gut unter Dach und Fach bekamen.

Hinder der Aerlisbacher Egg, zwüschen-em Dörfle Hard und dem alte Lorenze-Kapällele, stoht im-ene Taele so ganz elleige e grüsli verträite Flue, se sägere d'Ramsflue. Uf der hindere Sîte isch se hohl, und d' Höhli het numme e chlîne Igang. Do sind denn emole, me weiß nit äxakt i wele Johrgänge, so rarige Mändle gsî, die sind i die Höhle ûs- und îgange, händ ganz e so es eiges Läbe gfüehrt und en apartige Hûshaltig und sind ganz b'sundrig derhär cho, so wärklich gstaltet; und mit eim Wort, es isch halt kei Mönsch ûs-ene cho, wer se denn au seige, und was se trîbe. Ämal chochet händ se nüt, und Würzle und Beeri g'gässe. Unden-a der Flue händ die Mändlene im Summer im-ene Bächle badet, wie Tüble, aber eis von-ene het immer Wacht gha und het pfiffe, wenn öpper der här isch cho ûf em Fueßwäg: denn sind se amme gsprunge, was gisch was hesch, der Bärg ûf, daß ene kei Haas noh cho wär, und wie der Schwick in ehre Höhle gschloffe. Der-näbe händ se kem Mönsch nüt z'leid to, im Gäggeteil, Gfelligkeite, wenn se händ chönne.

Mängisch wenn rächtschaffne Lüt dur'n Tag g'heuet oder bunde händ und se sind nit fertig worde bis z' Obe und s' het öppe welle cho rägne, so sind d' Härdmandle cho, und händ g'schaffet und g'wärnet drûf ine bis alles im Schärme gsî isch. Oder wenn's dur d' Nacht isch cho wättere, händ se s' Heu und s' Chorn, wo düsse glägen-isch, de Lüte zum Tenn zue treit, und am Morge het halt alles groß Auge gmacht und se händ nid gwüßt, wer's to het. Denn händ erst no die Mandle kei Dank begehrt, nummen-au daß me se gern het.

Die Unterirdischen selbst hat man wohl auch in alten Zeiten schon wenig zu sehen bekommen. Sie trieben ja nur in der Dämmerung, oder bei Nacht und Nebel ihr geheimnisvolles Handwerk auf der Oberwelt. Nur vom Avemarialeuten bis zur Frühglocke — heißt es in der

Oberpfalz — dürfen sie auf die Erde herauskommen; trifft sie ein Sonnenstrahl, so sind sie verloren, sagt man auf Rügen. Für gewöhnlich kann man sie nicht sehen; das macht das graue Gewand, das sie umtun, wenn sie ihre Wohnung verlassen, das Mäntelchen, aus Nebel gewoben. Das ist die „Nebelkappe", in der alten Sprache und Überlieferung ein Mantel mit Kapuze, in dem das ganze Kerlchen steckt. Erst der neuere Sprachgebrauch hat aus der Kappe eine Kopfbedeckung, und die neuere Sage aus der Nebelkappe das Zwergenmützchen oder -hütchen, den Wünschelhut gemacht. In manchen Gegenden weiß die Sage von diesem unsichtbar machenden Zwergenhütchen denn auch nichts, sondern spricht einfach von einem grauen Kleid oder Mantel. In ihrem Gang selbst, den sie bewohnten, erzählt man in der Oberpfalz, waren sie nackt; wenn sie hervorkamen, grau gekleidet. Über ihre Gestalt herrscht insoweit Übereinstimmung, daß sie als sehr klein beschrieben werden. Meist sind es schmächtige, winzige Kerlchen mit sehr dickem Kopf, altem runzligen Gesicht, wirrem, weißem oder grauem Haar und langem Bart. Ihre Weiber dagegen, die sich übrigens wenig zeigen, sind meist von ebenmäßiger Gestalt, hübsch und jung. — Im übrigen werden die Zwerge in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sehr verschieden beschrieben. Wie in Namen, Wohnort und Beschäftigung, so unterscheiden sie sich auch in Gestalt und Tracht. Hier sind sie daumengroß, dort nicht höher als ein Stuhlbein; sieben von ihnen könnten in einem Backofen dreschen; am häufigsten heißt es: so groß wie zwei- oder dreijährige Kinder. An ihren Füßen haben sie, nach vielfältiger und alter Überlieferung, irgendeine geheimnisvolle Mißbildung; entweder sind sie hochgespalten, oder die kleine Zehe fehlt, oder sie sehen aus wie Enten-, Gänse- oder Geißfüße; eine Eigentümlichkeit, die merkwürdig an den Trudenfuß erinnert, den platten breiten Fuß des Alps, der nachts den Schläfer drückt. Zuweilen zeigen sie sich auch ganz in Tiergestalt, als Kröten. An manchen Orten erscheinen die Zwerge nackt, anderwärts in abgetragenen, zerlumpten Kleidern; manchmal dagegen wieder ganz stattlich in altmodischer Bauerntracht. So klein und schwächlich sie aussehen, so geschwind sind sie, schneller wie das beste Pferd, und so stark; daß einer von ihnen den großen Menschen, den Förstersohn, auf den Schultern vom Hibichenstein herabtrug, ist noch gar nichts. Die alte Sage kennt noch ganz andere Proben ihrer Kraft; Alberich, „das starke Gezwerg", machte selbst dem Siegfried große Not. Die neuere Sage weiß nicht mehr soviel von solcher Stärke der Zwerge.

Wie sie aussehen



Der starke Zwerg

In Sondershausen lebte vor vielen Jahren ein Müller namens Lau, der hatte die Wippermühle vor der Stadt gepachtet. Er war ein großer Mensch, stark wie ein Bär, und hatte unter Friedrich Wilhelm I. in Potsdam bei den langen Kerlen gedient. Der fuhr einmal mit seinem Knappen nach dem Kyffhäuser, um sich einen Mühlstein zu holen. Er selbst ging einen Fußsteig und ließ den Knecht den Rennweg fahren und nachkommen. Die Sonne war schon untergegangen, als er oben bei dem alten Turme war, da kam auf einmal ein dicker, stämmiger Zwerg hinter dem Turm den Berg herauf, zeigte ihm eine Höhle, die kaum groß genug für einen Dachs war, und sagte, er solle sich da in die Höhle hineinarbeiten und ihm helfen einen Stein losbrechen, der solle sie beide glücklich machen. Der Müller aber hatte keine Lust und schlug es ihm ab. Da wurde der Zwerg grob und fing an zu schimpfen und zu drohen. Der Müller gab ihm eins hinter die Ohren. Der Knirps aber hängte sich ihm wie ein Bleiklumpen an den Hals und warf ihn auf die Erde, daß ihm alle Rippen krachten. Der Müller kriegte ihn zwar wieder herum, aber der Zwerg umfaßte ihn wie eine Kneipzange und zwickte ihn so zusammen, daß er laut aufschreien mußte. Es gab eine Rauferei, wie sie der Müller noch nie mitgemacht hatte; schließlich aber wurde er matt; da kam gerade noch zur rechten Zeit der Mühlknappe; der schlug mit seinem Reitelstock auf den Zwerg los; da ließ er von dem Müller ab und verschwand wie ein Regenwurm in ein Loch, das kaum eine Spanne groß war. Dem Müller taten alle Glieder weh, und er war am ganzen Leib voll blauer Flecken; noch ärger aber war ihm die Blamage; aber was war zu machen; er lud mit seinem Knappen den Mühlstein auf, und fuhr heim.

Wohnungen der Unterirdischen

Höhlen, Löcher und unterirdische Gänge rühren oft von ihnen her; man sieht es noch an den Namen. Oft wohnen sie oben in den Bergen und Felsen und haben sich dann Stollen angelegt in die Täler und Dörfer hinab; oft aber wohnen sie auch ganz nahe bei den Menschen, an Stellen, wo man sie gar nicht vermutet.

Unterm Pferdestall

Bei dem Hauptmeier, in der Nähe von Bergkirchen, war eine Zeitlang viel Unglück in der Wirtschaft; besonders fielen ihm viele Pferde, und kein Mensch wußte, wie das zuging. Da stand einmal seine Frau am Herde und buk Pfannekuchen, als ein kleines Männchen herzutrat und sagte, all das Unglück komme daher, daß der Pferdestall gerade über der Wohnung der Unterirdischen sei; wenn sie den verlegten, würde alles wieder gut gehen. Da hat der Hauptmeier die Pferde schnell wo anders untergebracht und zum Dank haben die Unterirdischen ihn zum

Gevatter geladen; als er nun zu ihnen hinunter kam, haben sie ihm die Stelle gezeigt, wo die Jauche aus dem Stall ihnen immer auf den Tisch geträufelt ist, und haben ihm gedankt, daß er es nun geändert; haben ihn auch beim Abschied reich beschenkt.

Wie mag es wohl da unten in dem Zwergenreich aussehen und zugehen? Danach ist man immer schon neugierig gewesen. Der Hauptmeier in Bergkirchen, wie früher der Förstersssohn am Hibichenstein, hatte das Glück, daß er einmal hineingelassen wurde.

Der erschwerte Zugang

Aber der Zugang ist nicht so leicht zu finden, wie wir wieder an der Sage vom Hibich sehen. Die Unterirdischen haben es, scheint's, nicht gern, wenn Menschen ihr Reich betreten; es war von jeher Glückssache, oder besondere Gunst von ihnen, wenn einer hineinkam zu ihnen. Gelegentlich wird erzählt, der Eingang wäre nur alle neun Jahre sichtbar und dann auch nur für kurze Zeit und aus einer bestimmten Entfernung. Eine arme Frau kam zufällig mal beim Holzlesen an die richtige Stelle, und die mitleidigen Zwerge schenkten ihr eine Diße Flachs; damit sie den Eingang wiederfände, steckte sie dort einen Stock in die Erde. Seit sie den Flachs hatte, ging's ihr gut; nun wurde sie aber übermütig und schließlich durch eigene Schuld wieder arm. Als sie sich aber nun zum zweitenmal ein Zwergengeschenk zu holen ging, standen da so viele Stöcke herum, daß sie ihren nicht mehr herausfand. —

Der Gevatterbrief

Am Schalksberg bei Gilde an der Aller war einmal eine Dienstmagd beim Reinemachen, da fand sie, als sie den Kehricht auf den Schutthaufen werfen wollte, in ihrer Schaufel einen feinen Brief. Sie stellte den Besen an die Wand und las. In dem Briefe stand, sie solle doch morgen bei einem Zwergenkind im Schalksberg Gevatter stehen; es solle ihr Schade nicht sein. Sie wollte es nicht gerne tun, aber die Herrschaft meinte, das dürfe sie nicht abschlagen, sonst ginge es ihr nicht gut. So ging sie des Nachts hin, denn auf die Zeit war sie bestellt; um zwölf Uhr tat sich der Berg auf, und so beklommen sie gewesen war, so vergnügt wurde sie nun; denn da unten war's so prächtig, alles war eitel Gold, und jeder war freundlich gegen sie. Als sie dem Kinde einen Namen gegeben hatten, legten sie's in eine goldene Wiege, und die Spielleute mußten so lange blasen, bis es wieder eingeschlafen war; dann gab's einen köstlichen Taufschmaus, und danach wurde auf einer großen Wiese bis an den Morgen gesungen und getanzt. Als sie müde waren, wollte das Mädchen wieder nach Hause, aber die Zwerge baten so lange, bis sie noch drei Tage zugab; und alle drei waren lauter Lust und Freude. Als sie sich endlich auf den Heimweg machte, schenkten die



Zwerge ihr noch viel schöne Sachen und sagten, die goldene Wiege solle ihr auf ewige Zeiten aufbewahrt bleiben; dann öffneten sie den Berg und ließen sie heraus. Die Magd ging nach Hause, nahm den Besen von der Wand und wollte wieder die Diele fegen. Aber da war das Haus ganz anders geworden während der drei Tage; die Kühe hatten andere Stimme und andere Farbe, auch ihr guter Schimmel war fort; und als die Menschen kamen, kannte sie keinen, und alle staunten sie an. Nur ein alter Schäfer in Gilde, der selber nicht wußte, wie alt er war, und kein Mensch wußte es — als der von dem Mädchen hörte, kam er herüber und sagte: sein Großvater habe erzählt, zur Zeit, als dessen Vater klein gewesen wäre, da wär ein Mädchen zu den Zwergen gegangen und nicht wieder gekommen; es müßten etwa 300 Jahre sein. In dem Augenblick war das Mädchen ein steinaltes Mütterchen geworden, fiel um und war tot. — Der Schalksberg ist jetzt fast ganz zerstört, und die Zwerge sind fortgezogen; aber die Wiege haben sie mit Gold angefüllt zurückgelassen. Schon viele haben danach gesucht, aber keiner hat sie gefunden. Einst jedoch wird ein Schweinehirt, der letzte Verwandte der Magd, des Weges mit seiner Herde treiben, eine Sau wird die Wiege auswühlen, und der Hirt wird für einen Teil des Goldes in Ettenbüttel eine Kirche bauen lassen, mit einem Turm, der größer sein wird als der Andreasturm in Braunschweig, nämlich gerade so hoch, als der Schalksberg früher gewesen ist. Die goldene Wiege wird er dem Könige schenken und mit dem übrigen Gelde gemächlich leben bis an seinen Tod. —

Erdweibchen in Kindesnöten braucht Menschenhilfe

Die Zwerge haben also ihren richtigen Haushalt und leben in Familien zusammen; es gibt bei ihnen Hochzeit und Taufe, wie bei den Menschen. Merkwürdig ist, daß bei solchen Familienereignissen die Unterirdischen, die so viel geheime Kunst und Wissenschaft besitzen, die Hilfe der Menschen nicht entbehren können; immer wieder wird erzählt, wie die Männlein, wenn ihre Weiber in Geburtsnöten sind, kundige Menschenfrauen zum Hebammendienst herbeiholen müssen.

Es gibt aber bei den Zwergen über der Familie noch höhere Formen des Zusammenlebens; sie hausen nicht einfach rudelweise beisammen wie die wilden Waldleute; sie bilden richtige Staaten, Monarchien.

Kinderraub; Wechselbalg

In vielen deutschen Landen ist es alterprobte Regel weiser Frauen: Vor dem neunten Tage — nach andern Angaben: bis zur Taufe — darf man in der Wochenstube das Licht nicht ausgehen lassen. Man legte auch wohl eine Bibel in die Wiege. Wenn die Menschen auf ihre

Neugebornen nicht achtgeben, kann es ihnen passieren, daß sie auf einmal an Stelle ihres hübschen, kleinen, wohlgebildeten Kindes einen Wechselbalg finden, so eine abscheuliche Zwergenmißgeburt, einen ewig quärrenden Dickkopf, der gar nicht satt zu kriegen ist. — In Lanken bei Parchim lag mal eine Bäurin nachts mit ihrem kleinen Kind, das noch nicht getauft war, im Bett. Da der Mond schien, löschte sie das Licht aus. Da sah sie mit einemmal, wie neben dem Glockengehäuse an der Tür eine ganz kleine Frau stand. Die kam ans Bett und faßte den Jungen und wollte ihn ihr wegnehmen. Die Bäurin hielt so fest sie konnte, aber die Kleine zog beinahe stärker als sie. Da rief die Bäurin ihren Mann, und als der Licht gemacht hatte, war die kleine Frau verschwunden.

Einst arbeiteten junge Bauersleute aus Dünnenfehr bei den drei Hügeln, in denen vor Zeiten die Zwerge wohnten, und legten ihr neugebornes Kind unter einen Busch an einem der Berge. Da kam ein Zwerg heraus, schleppte das Kind in den Hügel, zog ihm die Kleider aus, zog sie einem von seinen Leuten an und brachte den an die Stelle, wo der Junge geschlafen hatte. Gegen Abend kamen die Eltern, um ihr Kind zu holen. Daß der Dickkopf ihr Sohn nicht war, das sahen sie gleich; was wollten sie aber machen? Sie nahmen ihn mit und versorgten ihn so gut sie konnten. Als er aber nach sieben Jahren noch ebenso klein war, wie bei der Geburt, auch weder gehen noch sprechen konnte, so wurde den Eltern bange, und sie wollten das Kind noch einmal taufen lassen; sie meinten, es sei vielleicht beim erstenmal etwas versehen. Nun war aber im Dorfe eine kluge Frau, die sagte: „Mit dem Kinde ist es nicht richtig! Gehen kann es, und wenn ihr süßen Hirsebrei auf einen Stuhl stellt und laßt es allein, so wird es schon hinlaufen!“ Sie folgten dem Rate und schauten von draußen durchs Fenster. Richtig! das Kind lief hin, sobald es sich allein sah, und putzte alles rein aus. „Und sprechen kann es auch,“ fuhr die alte Frau fort; „melkt einmal die Ziege in den Pfeifenkopf und buttert in der Zunderdose, so werdet ihr Wunder hören!“ Sie taten es; und als der Zwerg das sah, rief er aus:

Ich bin so alt
Als der greise Wald
Und habe solche Streiche nicht gesehen!

Da sagten die Eltern:

Bist du so alt
Als der greise Wald,
So bist du unser Kind auch nicht!

Und peitschten ihn so lange, wie sie nur die Hände rühren konnten, und verlangten, er solle ihnen ihr Kind wiederschaffen; aber er ließ sich peitschen und gehorchte ihnen nicht. Weil er aber nichts als lose und böse Streiche machte, so sagten die Eltern: „Es hilft alles nichts, wir müssen ihn taufen lassen; etwas wird er dann wohl zahmer werden!“ Und der Mann nahm die Kiepe auf den Nacken, setzte den Zwerg hinein und wollte ihn zur Kirche tragen. Als er den Hügel vorbeiging, schrien viele Stimmen: „Roßab, wo bist du? Roßab, wo bist du?“ Er rief: „Ich soll mich taufen lassen!“ Auf einmal wurde ein solches Geheul und Gekreische um den Mann her, daß er ängstlich die Kiepe wegwarf und nach Hause lief. Am andern Morgen lag ein schöner Junge im Vorschauer; das war ihr Sohn, und der war schon groß und stark; und als die Mutter ihn anfaßte, um ihn ins Haus zu holen, sprach er: „Ach, wie warm sind deine Hände, liebe Mutter!“ Und er konnte schon schustern, schneidern und schmieden und wurde ein guter und fleißiger Mensch. Die Kiepe aber hatten die Zwerge mitgenommen.

Die Zeit bei den Unterirdischen

Die ersten Worte, die der Wechselbalg spricht, lauten anderswo: „Ich bin so alt wie der Westerwald“, oder: „Böhmer Wald“ — „Ik bün so old, as Böhman Gold“, auch wohl: „As Böm un Gold“ (Bäume und Gold). Anders als mit einem alten, welken Gesicht voller Runzeln sieht man sie nie. Die Zeit hat bei den Unterirdischen einen andern Gang als bei den Menschen; das hatte ja schon das Mädchen erfahren, das bei ihnen zur Taufe geladen war: was ihm im Zwergenreich wie ein Tag erschien, waren in Wirklichkeit hundert Jahre Menschenzeit.

So alt!

Die Zwerge können unermeßlich alt werden. Bei dem Pfarrdorf Münster im Unterinntal breitet sich weit die Egerer Wiese aus. Dort herum hauste ein uraltes Nörglein — so heißen die Zwerge in Tirol — das hockte nachts manchmal am Achenrain, schaute nach der hohen Bergspitze des Tristkopfes im Zillertal und weinte und schrie oft ganz kläglich durch Nacht und Nebel:

O mein Gott, wie bin i so alt!
Denk die Egererwies neunmal Wies und neunmal Wald,
Und den Tristkopf
Kloan wie a Kitzkopf!
O mein Gott, wie bin i so alt!

Aber der Tod kommt auch zu ihnen, und ist auch ihnen ein nicht willkommener Gast; und selbst ihre gekrönten Häupter — die so viel Zeit haben, daß z. B. der Zwergkönig Hibich am Harz von einem Besuch auf

der Erdoberfläche bis zum andern allemal fünfhundert Jahre verstreichen läßt — auch die verschont er nicht.

Der tote König

Auf dem Dietrichsberge in der Lausitz läßt sich alle fünf Jahre in der Nacht von Johannis' Enthauptung eine gedämpfte, klagende Musik hören, die kommt von einem Leichenzug, der da zu sehen ist. Wenn es elf geschlagen hat, steigen aus dem „Querrloche" eine Menge Zwerge in Trauerkleidern und mit langen Flören an den kleinen runden Hütchen. Voran schreiten acht Männlein mit Posaunen, ihnen folgt ein langer Zug, mitten darin wird der Sarg getragen; ein Zwerg in vornehmen Kleidern geht ihm voraus, sechzehn halten das Sargtuch, ebenso viele sind ihnen beigeordnet; die Totenlade ist offen, und es liegt ein Männchen darin, mit Silberhaar und -bart, eine Krone auf dem Haupte, ein Szepter in der rechten Hand; Blumen aus arabischem Golde und wundervolle Edelsteine funkeln an seinem Sarge. Dreimal ziehen sie rund um den Berg, schließen danach den Sarg und übergeben ihn mit Wehklagen der Erde. Dann reinigen sie sich in dem Querrborn, der auf jenem Berge entspringt, ordnen sich in Reih und Glied, die Trauermusik beginnt wieder, und der Zug bewegt sich langsam wieder ins Querrloch hinein.

Warum der König Goldemer so lange auf dem Hardenstein zu Gaste war

Von einem solchen König erzählt auch der westfälische Chronist Gobelinus Persona in seinem „Cosmodromium": Damals hatte sich ein Geist — ein „incubus" sagt Gobelinus — er nannte sich der König Goldemer, in Freundschaft zugesellet einem Neveling von Hardenberg, der allewege in ritterlichen Händeln lebte, und in der Grafschaft Mark auf einer kleinen Burg (dem Hardenstein) an der Ruhr saß. Er sprach mit den Leuten, spielte wunderlieblich die Harfe, war mit beim Würfeln, setzte Geld ein, tat beim Wein Bescheid und schlief oft mit dem Ritter auf einem Bett. Viele Gäste kamen seinethalb, geistliche wie weltliche, denen gab er Antwort. Aber die Geistlichen brachte er oft in arge Verlegenheit, indem er ihre heimlichen Sünden hererzählte. Seinen obbemeldeten Gastfreund warnte er oft vorher, wenn seine Widersacher anrückten und gab ihm Rat gegen ihre Anschläge. Sehen ließ er sich niemals, er gab nur seine Hände anzufühlen, und die waren, wie wenn man eine Maus oder einen Frosch anfaßt. „Die Christen glauben an Worte, die Juden an edele Steine, die Heiden an (Zauber)kräuter", sagte er manchmal. Auch lehrte er ihm diesen Spruch: „Unerschaffen der Vater, unerschaffen der Sohn, unerschaffen der Heilige Geist." Dies alles habe ich damals von vielen gehört und nach sechsundzwanzig Jahren noch von Neveling selbst genauer erfahren.

In der „Genealogie der von Laer“ heißt es dann noch weiter von diesem Goldemer oder Volmar: Er mußte jederzeit einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn auch jederzeit die Speisen, wie auch Hafer und Heu, verzehret wurden; von Goldemer und seinem Pferde aber sah man nichts als den Schatten. Nun war auf diesem Schloß ein Küchenjunge, der war begierig, diesen Volmar oder wenigstens seine Fußstapfen zu sehen, und streute hin und wieder Asche. Aber sein Vorwitz wurde übel gestraft, denn eines Morgens, als der Knabe das Feuer anzündete, kam Volmar, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücke, davon er ein Teil briet, den andern kochte. Als der Koch in die Küche wollte, entsetzte er sich und wagte sich nicht hinein. Nach dieser Zeit hat man den König Volmar nicht mehr verspürt. — Der Küchenjunge hatte bei dem Zwerge das Geheimnis der mißgestalteten Füße aufdecken wollen. Was für Spuren man da in der Asche gesehen, erzählt der Chronist nicht; es sind aber sicher Enten- oder Ziegenfüße gewesen. Und Goldemer hatte damals wohl doppelt Ursache, das zu verbergen. Denn die Leute munkelten, er freie um die schöne Schwester Nevelings. Die kalte alte Zwergenhand suchte die junge warme Hand des blühenden Menschenkindes. Die Zwerge haben es nämlich nicht bloß auf die kleinen Kinder der Menschen abgesehen, sie umwerben und rauben auch deren Mädchen und Frauen.

Zwerge als Mädchen- und Frauenräuber

In einem großen Walde lebten einmal ein Kuhhirt und ein Schäfer. Die hielten gute Nachbarschaft und halfen einander in allen Nöten. Der Hirt aber hatte eine Tochter, der Schäfer einen Sohn, und die waren schon als kleine Kinder unzertrennlich, und je größer sie wurden, je lieber hatten sie sich; als sie groß waren, wurden sie miteinander versprochen. Bald danach aber kam zum Hirten ein häßlicher Zwerg, der wollte auch das Mädchen zur Frau und brachte für Mutter und Tochter viele kostbare Geschenke mit. Doch die Tochter wollte von dem Zwerg nichts wissen, und die Mutter konnte ihn auch nicht gut leiden, aber seine Geschenke nahm sie doch. Eines Tages kam der Zwerg wieder mit vielen kostbaren Sachen; die Mutter aber sagte: „Meine Tochter bekommt Ihr doch nicht, und wenn Ihr noch so viele Geschenke mitbringt“, und die Tochter setzte hinzu: „Ich will deine Geschenke nicht, und dich gar nicht.“ Da wurde der Zwerg wütend, warf die kostbaren Geschenke auf den Fußboden und erwiderte der Mutter: „So leicht ist's nicht abgemacht! Ihr habt früher meine Geschenke angenommen, und dafür will ich meinen Lohn. Morgen mittag komme ich wieder; wenn Ihr bis dahin meinen Namen wißt, behaltet Ihr Euere Tochter, wißt Ihr ihn

aber nicht, so nehme ich sie mit Gewalt!" Damit war der Zwerg verschwunden; beim Hirten aber war große Not im Hause. — Der Schäferssohn hatte den Zwerg schon oft gesehen, wenn er die Schafe im Walde hütete, aber so oft er ihm auch nachgegangen war, immer war er auf einmal vor seinen Augen verschwunden. An diesem Tage hütete er grade nahe bei einer Höhle, und das war die Zwergenhöhle. Der Schäfer stand auf seinen Hirtenstab gelehnt; da plötzlich kam der Zwerg wie der Wind durch den Wald gesetzt und verschwand in der Höhle. Am Eingang stand eine große gelbe Blume, die hatte der Schäfer schon oft angeguckt, weil ihre Farbe und Gestalt so ganz wunderbar war. Die Blume hatte der Zwerg erst angerührt, bevor er in die Höhle gegangen war. Auf einmal hörte er im Berge ein Klingen wie von Gold und Silber und dazu eine Stimme, die sang:

„Hier sitz' ich,
Gold schnitz' ich,
Mein Nam' ist
Holzrührlein Bonneführlein.
Wenn das die Mutter wüßt',
Behielt sie ihr Mägdelein!"

Der Schäfersohn merkte sich die Namen; sie kamen ihm gar zu merkwürdig vor; und als er abends zu seiner Liebsten kam und von ihr den Jammer vernahm, da erzählte er alles und tröstete sie. Die Mutter wiederholte sich die Namen so lange, bis sie ihr ganz geläufig waren, und nun brauchte sie keine Angst mehr davor zu haben, daß der Zwerg kommen würde. Am andern Tag um die Mittagszeit erschien er auch richtig, trat vor die Mutter und sagte in spöttischem Tone: „Nun, herzliebe Mutter, wißt Ihr meinen Namen schon?" Da stellte sie sich ängstlich und erwiderte: „Ach, wie mögt Ihr doch nur heißen? Ihr nennt Euch doch wohl nicht Mäuserich?" Der Zwerg lachte und sagte: „Falsch!" Heißt Ihr dann vielleicht Ruppsteert?" „Wieder falsch!" lachte der Zwerg. „Ach, wie nennt Ihr Euch denn? Holzrührlein Bonneführlein heißt Ihr doch nicht gar?" Im Augenblick war der Zwerg verschwunden, und man hörte und sah ihn niemals wieder. Der Schäferssohn aber bekam die Hirtentochter, und sie haben lange zufrieden und glücklich miteinander gelebt. —

Sie können nicht wachsen

Es ist der geheime Kummer der Zwerge, daß sie nicht wachsen können wie die Menschen. Der Wechselbalg ist nach sieben Jahren, trotz seiner Gefräßigkeit, noch ebenso klein wie zu Anfang. Darum stehlen sie so gern Kinder, und gerade die schönsten, und darum suchen heiratslustige



Zwerge menschliche Weiber; sie hoffen, damit ihre Rasse zu verbessern, ihr frisches Blut zuzuführen; sie fürchten, sonst würde sie schließlich ganz zusammenschrumpfen und vergehen. Einmal war eine Bauersfrau am Dosenberg in Hessen auf dem Felde beim Kornschneiden; zur Seite lag ihr kleines Kind. Da kam ein Wichtelweibchen, nahm es und legte ihr eigenes an die Stelle. Als die Frau nach ihrem lieben Säugling sah, gaffte ihr ein häßlicher Dickkopf in die Augen. Sie schrie laut auf und zeterte dermaßen, daß die Diebin endlich wiederkam. Aber sie gab das Menschenkind nicht eher wieder her, als bis die Bäurin den Wichtelbalg an die Brust gelegt und einmal mit edler Menschenmilch gesäugt hatte.

Raub der Wöchnerin

In Sülzdorf bei Ratzeburg war ein Bauer, dessen Frau verschwand plötzlich. Es ging das Gerücht, die Unterirdischen hätten sie in ihren Berg geschleppt. Nach langen Jahren fuhr der Bauer einmal nach Lübeck. Als er nun abends wieder zurückkam, sah er seine Frau an einem Berge sitzen, mit einem unterirdischen Kinde auf dem Schoß. Er hörte sie singen mit ihrer schönen klaren Stimme, womit sie oft seine Kinder in Schlaf gesungen hatte; daran erkannte er sie. Er rief: „Mudder, büst du hier?“ und ging näher heran. Da sagte sie: „Lat mi nu man hier, ik bün nu doch de Spis bi juch nich meer wennt!“ Er zwang sie doch mitzukommen; aber da ist sie bald nachher gestorben. —

Es wird hier nicht ausdrücklich gesagt, daß die Frau in den Wochen war, als sie geraubt wurde. Die Wöchnerin ist solchen Gefahren besonders ausgesetzt. Am Tippelsberg bei Riemke in Westfalen liegt ein einzelner Bauernhof; dicht dabei, in einem Gehölz, ist die Wittewiwerskuhle, eine Vertiefung, die etwa zwanzig Fuß hinabgeht, mit einem schönen klaren Quell. Dort haben früher die witten Wiwer gewohnt und sich auch zuzeiten sehen lassen. Vor langen Jahren ist einmal die Bäurin vom Steinbergschen Hofe in Riemke ausgegangen, ehe sie nach dem Wochenbett ihren ersten Kirchgang getan hatte. Da sind bald danach, wie sie abends am Feuer saß, plötzlich zwei witte Wiwer hereingetreten und haben sie mit Gewalt fortgeschleppt in ihre Höhle.

Zwergenreich und Totenreich

Diese weißen Frauen sind nun aber keine Zwerginnen mehr, es sind Totenseelen, die in der Erde hausen. Das Verlangen der Zwerge nach den Kindern und Frauen der Menschen scheint demnach noch einen tieferen oder älteren Ursprung zu haben. Vor dem Zwergenreich gab es da unten schon ein anderes, von älteren „Unterirdischen“, als deren Nachfahren hier die Zwerge erscheinen und von deren Art sie manches

geerbt haben. Der Glaube an ein unterirdisches Totenseelenheim ist so alt wie die Gräber, die Sitte der Bestattung selbst. Er trat neben das ältere Denken an die Seelen, die ruhelos im Winde umfahren müssen; er beruhigte und befriedigte mehr; unheimlich und rätselvoll blieb dies unterirdische Heim, aus dem dann ein ganzes Reich, eine zweite Welt wurde, den Menschen bis auf den heutigen Tag. — Dazu kam noch in Gebirgsländern die Beobachtung, daß man den Wind, ehe er heran war, schon lange vorher in den Bergen rumoren hörte; die Seelen im Winde schienen aus den Bergen zu kommen.

In den Bergen bei den Toten sind auch manchmal Kinder verschwunden; der Totenberg mit seinen Wundern und Schätzen hatte sich ihnen, oder den Leuten, die ein Kind bei sich hatten, aufgetan; sie blieben darin — oder die Mutter, von den Herrlichkeiten geblendet, vergaß ihr Kind. —

Bei Dirschel in der Nähe von Katscher (Kreis Leobschütz) liegen die Gipsgruben, mit vielen Klüften. Dort sollen öfters Menschen verschwunden sein, ohne daß man wußte, wohin. Eines Abends gehen Leute dort an den Wassertümpeln vorbei, die zwischen den Hügeln liegen; da saust plötzlich ein Schiff an ihnen vorüber, das von Unterirdischen gesteuert wird. Das war das Schiff, auf dem sie die Menschen entführen. Unter den Hügeln soll ein weites unterirdisches Reich liegen, ganz von Wasser bedeckt, mit einem See, auf dem die Fenixmännlein hin und her rudern. —

Glückstraum der Wöchnerin

Die junge Mutter im Wochenbett ist den lebenschaffenden, lebennehmenden Gewalten näher als sonst ein Mensch. Die Geschicke gewesener und werdender Geschlechter weben sich in ihr eigenes Leben hinein; in ihr halbwaches Sinnen, ihren Schlummer hinein spielen ferne Vergangenheit und Zukunft; noch im Traum lauscht und spürt ihre Seele nach Wohl und Weh ihres Neugeborenen. Und alter Familienglaube hallt noch in ihren Träumen nach. Es war wohl Brauch in alter Zeit, den Unterirdischen mit besonderer Sorgfalt ein Mahl zum Opfer zu bereiten, wenn ein Kind im Haus geboren war. Sie hatten Macht über Glück und Unglück; kamen sie und nahmen wohlgefällig die Speisen an, die man ihnen hingestellt hatte, so bedeutete das Gutes für das Kind.

Eine Frau von Ponickau — das Geschlecht saß auf Schloß Pomsen bei Grimma — kam mit einem Söhnlein nieder, während ihr Gemahl im Türkenkrieg war. Als sie noch im Wochenbett und einmal ganz allein in der Stube lag, sah sie, wie die Türe lautlos aufging und ein

ganzes Zwergenvolk hereinkam, das kribbelte wie Ameisen und hatte im Nu kleine Tische und Stühle aufgestellt und die köstlichsten Speisen aufgetragen. Gleich darauf kam eine feine Musik, die blies und geigte einen Hochzeitszug herein. Die Gesellschaft setzte sich an die Tische und hielt ein lustiges Hochzeitsmahl. Als die Tafel aufgehoben war, fing eine muntere Tanzmusik an und alle schritten zu dem allmächtigen Ofen, der fast ein Drittel des Zimmers einnahm und auf sechs Füßen stand. Der Raum darunter wurde nun der Tanzsaal der Zwerge; hier stellten sie sich paarweise auf, und nun fingen Tänze an, wie die Frau sie noch nie gesehen und gehört. Endlich schienen sie genug zu haben und schritten nun in derselben Ordnung, in der sie hereingezogen waren, wieder hinaus. Wie sie an dem hohen Himmelsbett der Schloßherrin vorbeikamen, blieb der kleine Bräutigam auf einmal stehen, machte einen tiefen Bückling, bedankte sich höflich für die genossene Gastfreundschaft und schenkte ihr im Namen der ganzen Gesellschaft drei goldene Brotchen. Die sollte sie gut aufheben, denn solange sie im Besitz der Ponckaus sein würden, würde es ihnen gut gehen. Damit zog die Zwergenhochzeit ab. Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traum erwachte, und sie würde auch alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Brotchen auf der Bettdecke gelegen hätten. —

Hier, wie meist in der Zwergensage, ist der Volksglaube bereits über das Gefühl hilflosen Grauens vor den Unterirdischen hinausgekommen. Der Menschenraub, den man von ihnen befürchtet, mißlingt ja auch sehr oft. Wenn das Mädchen den richtigen Namen des unholden unterirdischen Freiers zu finden weiß, ist der Bann gebrochen, unter dem es stand; es wird dem Geiste dadurch überlegen und er muß abziehen. Und von den Zwergen in den neun Bergen auf Rügen erzählt Arndt: alle fünfzig Jahre müssen sie ihren ganzen Raub wieder herausgeben. Dabei ist es merkwürdig, daß den Kindern, die in den Bergen gesessen haben, diese Zeit nicht voll an ihrem Alter angerechnet wird und daß keiner darin älter werden kann als zwanzig Jahre, und wenn er auch volle fünfzig in den Bergen gesessen hätte. Es kommen auf diese Weise alle wieder jung und schön an das Tageslicht heraus. Auch haben die meisten Menschen, die bei ihnen gewesen sind, nachher auf der Erde viel Glück gehabt: entweder, daß sie da unten so klug und anschlägig werden, oder, daß die kleinen Leute ihnen unsichtbar bei der Arbeit helfen und Gold und Silber zutragen.

Die holden Unholden

Die unterirdischen Menschenräuber sind ja dieselben, die Acker, Vieh und alle Güter dem Bauern gedeihen lassen, sind die Spender aller

jener guten Dinge, die der Boden birgt, und sind in deren Nutzung zugleich die Lehrmeister der Menschen geworden. Gern wird erzählt, wie sie armen Leuten aus der Not geholfen haben; was der Mensch da von ihnen bekommt, wird manchmal als ein regelrechtes Darlehen behandelt.

Zwerg Lehnort

Ein Bur wir dörch Krieg un schlichte Tid so wit rünnerkamen, dat hei nich mir ut noch in wüßt. Dunn güng hei hen un köft sick vör sin letzt Geld 'n Strick, mit den wull hei sick an den irsten besten Bom uphängen. As hei so an dei Böm in dei Höhd kek, kem ein von dei lütten Ünnerirdschen, un seggt tau em: „Wat kickst du einmal so snurrig an dei Böm in dei Höchd?" Dei Bur seggt, hei söcht sick 'n Bom tau'n Uphängen. „Dat is 'n häßlichen Dod," seggt dei Ünnerirdsch, „da hest du hunnert Daler; wenn du werrer tau Gang büst, kannst du mi sei werrer geben. Gah denn man na dissen Barg un klopp an dissen Steen, denn will ick rutkamen." Dei Bur kümmt ok werrer tau Gang' un tellt hunnert Daler af un geiht damit na den Barg un kloppt an den Steen. Da kümmt ein anner von dei Ünnerirdschen rut un seggt: „Din Fründ Lehnort is dod, äwerst hei hett noch vör sin Dod seggt, wenn du dat Geld bröchst, süll'n wi di dat vör ümmer schenken." Dei Bur denkt, wenn min lütt Fründ dat Geld nich werrer hebben will, so mütt ick't woll ünner dei armen Lüd bringen, un hei ded vel Gaud's un lewt mit Fru un Kinner glücklich un taufreden bet an sin selig End. So güng dat in dei Welt tau, as dei Ünnerirdschen sick noch mit dei Minschenkinner afgeben.

Es bleibt aber nicht bei solcher gelegentlichen, vereinzelten Hilfe. Es entspinnt sich ein regelrechter freund-nachbarlicher Verkehr. Die Zwerge sind im Besitz vieler Künste; wie die Menschen von der Schmiedekunst der Unterirdischen profitierten, wurde schon vorher erzählt. Die kleinen Erd- und Berggeister haben sich selbst außerdem von alters her allerhand besonders feinen und guten Hausrat gemacht; Geschirr, wie Kessel und Pfannen, die Nahrung zu bereiten, die der Acker unter Mitwirkung der Unterirdischen den Menschen trägt; solches Gerät leihen sie den Menschen gern als gute Nachbarn. Umgekehrt holten sich auch die Zwerge ungeniert bei den Leuten, was sie brauchten. Es wird ein fortwährendes Herüber und Hinüber von gegenseitigen Diensten; und beide standen sich gut dabei. Erde und Mensch arbeiten Hand in Hand, und so muß es auch sein, wenn etwas Rechtes werden soll.

Wechselseitiges Geben und Nehmen

In einem Berge bei Teschow in Mecklenburg wohnten Zwerge, die einen großen Kessel hatten, den haben sich die Leute in Teschow früher

oft geliehen. Wer ihn mal haben wollte, der brauchte nur an den Berg zu kommen und zu rufen: „Unnererdske, leent mi jugen Ketel!“ Dann mußte er ein Stück weit weggehen, und wenn er nach einer Weile wieder hinkam, dann fand er den großen Kessel da. Und wenn er ihn nicht mehr nötig hatte, dann trug er ihn wieder an dieselbe Stelle, wo er ihn hergeholt hatte, und legte ein kleines Präsent für die Unterirdischen dazu und rief: „Unnererdske, ick bring juch jugen Ketel wedder und dank ok“, und ging wieder nach Hause.

Ebenso haben sich die Zwerge oft von den Bauern den Backtrog geborgt; sie haben ihn aber immer genau so gut wiedergebracht und jedesmal zum Dank einen schönen Stuten (Semmel) hineingelegt, viel schöner, als ihn die Menschen backen können.

Sie helfen in Haus und Hof

Aber sie leisten den Menschen noch viel mehr und wichtigere Dienste, sie haben bei der Menschenarbeit viel öfter die Hand im Spiele, als man denkt. Der olle Hüpke in Schmargendorf bei Schönfließ in der Mark wußte das. Bei dem borgten sie bald einen Trog, bald Spaten, Hacke, Leiter u. dergl. Hüpkes ließen ihnen ruhig alles, was sie wollten; sie wußten ja, sie kriegten es wieder, und eine Hand wäscht die andere. Der olle Hüpke war mit seiner Wirtschaft besser im Zug als die andern Kossäten. Seine Kühe waren immer schwellenfett, weil die Unterirdischen sie des Nachts fütterten; und wenn Hüpkes des Abends Stroh anlegten, dann war es des Morgens ausgedroschen; aber man mochte noch so gut aufpassen, man bekam sie nie zu sehen. Am liebsten kommen sie des Nachts, allerlei Arbeit im Hause zu verrichten. Sie wollen nicht dabei belauscht sein; man kann sie dadurch geradezu verscheuchen. Am besten ist's, man läßt sie gewähren und tut, als merkte man gar nichts.

Wollen keinen Lohn

Man soll auch nicht denken, man müßte sie für ihre Arbeit belohnen; so begnügen sich die „Razeln“ in der Oberpfalz mit den Speiseresten. Man tut also gut, die Schüsseln nicht so auszukratzen, man soll sich satt essen und damit gut; was übrig ist, gehört den Razeln.

An manchen Orten jener Gegend weiß man aber von einem bestimmten Deputat, das den Kleinen zukommt für ihre Arbeit. — Von einem Zwergenberge der Oberpfalz führte ein stundenlanger Gang, das Strazelloch, nach dem Orte Daiplesried. Man hat einmal eine Katze, mit einer Rolle behangen, hineingelassen, und die ist in Daiplesried in einem Keller wieder zum Vorschein gekommen. Dieser Gang ist sehr reinlich; denn die Strazeln sind sehr arbeitsam. Wenn man sie bestellen will, so geht man zum Strazelloch und ruft hinein: „Manna, kummt's heind, kraigt's wos z' essn, odar arbedn möit's!“ Dann kommen sie in der

Nacht. Man stellt ihnen Suppe mit Brot auf den Tisch, und die Kleinen verzehren alles. Vor allem lieben sie Brot und Milch.

Was man ihnen geben muß

Das sieht aus wie ein Opfer, das den Erdmännchen dargebracht wird; wie es ähnlich auch dem Hausgeiste, dem Kobold, gebührt. Und fast zu Hausgeistern, Heinzelmännern werden auch die Erdgeister, wo sie dauernd zu den Menschen ins Haus ziehen, um für sie zu arbeiten.

Seit uralten Zeiten geht die Sage von den Razeln in der ehemaligen Klostermühle Schöntal an der Schwarzach. Vor mehreren hundert Jahren war der Fluß, wie schon oft, auch wieder übergetreten, die Mühle stand. Das Gemalter häufte sich mit jedem Tage mehr, und damit auch die Ungeduld der Mühlgäste. Endlich fiel das Wasser. Der Müller nahm sich vor, nun die ganze Nacht durch recht fleißig zu schaffen und legte sich, um ordentlich was vor sich bringen zu können, schon bei Tage zu Bett, war aber von den Sorgen der letzten Zeit so matt, daß er die Zeit verschlief, und erst gegen Morgen erwachte. Ganz verdrießlich ging er in die Mühle hinunter an die Arbeit — aber er blieb freudig erstaunt an der Türe stehen: sämtliches Gemalter war schon gemahlen, die Säcke gehörig gefüllt, auch die Mauth schon abgezogen, die Kleie abgesondert, kurz, alles wie es die Mühlordnung vorschrieb. Das versuch' ich noch einmal, dacht' er und ließ das Gemalter sich wieder so ansammeln; vielleicht machten es die dienstfertigen fremden Knappen noch einmal für ihn. Doch stach ihn die Neugier, wer wohl die gefälligen Leute sein mochten. Er ging auf den Dachboden der Mühle, hob ein Brett aus und legte sich dann nieder, um nachts bei der Hand zu sein und die sonderbaren Helfer belauschen zu können.

Um Mitternacht sah er denn auch, wie ganz kleine Männchen kamen, in der Zahl unter zwölf; denn mehr als elf konnte er nicht zählen, obwohl es ihm bald mehr bald weniger zu sein schienen. Sie hatten lange graue Bärte und zerlumpte Röckchen. Die kleinen Dinger arbeiteten wie die Ameisen, banden die Getreidesäcke auf, indem einer den andern hinaufschob, brachten das Getreide in die Gosse, verrichteten überhaupt alle Arbeiten so genau und geschwind, wie es der beste Müller nicht besser konnte.

Er hütete sich daher wohl, sie zu stören, nahm sich aber vor, den guten Männchen statt ihrer abgetragenen Röckchen neue machen zu lassen. Nach getaner Arbeit verschwanden endlich die Razeln in einer Ecke der Mühle; es schien ihm, daß sie sich dort in ein Loch verkrochen. Als er wieder ein gehöriges Gemalter beisammen in der Mühle hatte, legte er die neuen Röckchen auf die Brente (das Schlafbrett in der Mühle)

und ging wieder auf den Boden, um zu lauschen. Wieder kamen die kleinen Leute und arbeiteten unverdrossen, schienen aber nicht so vergnügt wie sonst. Der Müller meinte, der Lohn wär ihnen vielleicht zu gering, und nahm sich vor, das nächste Mal mehr zu tun. Doch halt, dacht' er, sie ziehen ja die alten Sachen aus und die neuen an — aber da bekam er einen Todesschrecken; jetzt nahmen sie die alten Kleider unter den Arm und zogen ab und weinten und wehklagten dabei, daß es ihm das Herz zerriß. Und sie waren für immer verschwunden. Erst später erfuhr er, man dürfe den Razeln keinen Lohn reichen; nur drei Stückchen Brot auf die Bank hinlegen, sonst glaubten sie, man habe ihnen den Dienst aufgesagt und zahle sie aus.

Schlechte Nachbarn

Die Menschen verstehen eben meist nicht, den hilfreichen Erdgeist zu halten. Sie verscheuchen ihn durch ihre Neugier; und wenn sich ihnen die Nebelhülle einmal ein bißchen gelüftet hat, die über dem Treiben der Unterirdischen liegt, und wenn diese einmal ihnen etwas von ihren verborgenen Schätzen abgegeben haben, so behalten sie das Geheimnis nicht für sich. Es ist aber auch schwer, sich mit ihnen auszukennen; man wird nie ganz vertraut mit ihnen. Leicht sind sie gereizt, man kann sie ärgern, ohne es zu wollen und zu wissen. Und statt guter Nachbarn schafft man sich schlimme Quälgeister.

Die boshaften Nörglein

So war es bei den Nörglein in Vellau (Tirol), mit denen es zuletzt gar nicht mehr auszuhalten war, wie sie einen tückten. Fuhr man bergabwärts, so schoben sie, daß der Wagen gar nicht zu halten war; ging's bergauf, so hemmten sie, daß man kaum weiterkam; am liebsten aber hatten sie die Madlen zum besten. Sie blatterten die Weibsleut', die nachts die Kammertür aufließen; streuten ins Essen, das auf dem Herd stand, Asche, wenn man nicht aufpaßte; zogen den Dirnen die Melkstühle weg, rissen sie an den Zöpfen und lachten hellauf, wenn sie im Miste lagen. Schließlich mußte der Stall abgebrochen werden. Es muß also wohl daran gelegen haben, daß der sie in ihren unterirdischen Wohnungen belästigte.

Aber es lag ja auch an den Zwergen selbst, wenn die Menschen sich auf die Dauer nicht mit ihnen vertrugen. Daß sie sich unter dem Schutz ihrer Nebelkappen gern allerlei aus dem Haushalt der Menschen holten, sich auch wohl ungeheißen ihr Teil in Küche, Speisekammer und Keller nahmen und sich als unsichtbare Gäste zu Tisch, besonders zu Hochzeiten, einluden, war man so gewohnt und ließ sich's gefallen, solange sie es nicht zu arg trieben und ihre Gegendienste nicht ausblieben. Aber

Die unsichtbaren Mitesser



in manchen Gegenden haben sie bei den Leuten mit Hilfe ihrer Tarnkappen dermaßen schmarotzt, daß im ganzen Dorf kein Bauer mehr auf einen grünen Zweig hat kommen können. Fast alle Einkünfte mußten auf die Beköstigung des Gesindes zugesetzt werden, und doch war im ganzen Dorfe kein Dienstbote zu finden, der sich bei seinem Brotherrn jemals ordentlich satt gegessen hätte. Der Tisch mochte brechen unter der Last der Speisen; ehe die Leute ihren Hunger auch nur einigermaßen gestillt hatten, waren die Schüsseln schon leer.

In der Nähe des Gutshofes Dahlen bei Zirkow liegt ein kleiner Berg, in dem hausen die Unterirdischen. Einst hütete ein Schäfer dort, da kroch aus dem Hügel einer von den kleinen Leuten heraus und rief einem andern, der noch im Innern des Berges war, zu: „Schmît den Hôd rût!“ Der in der Höhle schrie zurück: „Is wîder nix hîr as Großvâders Hôd!“ — „Na,“ versetzte der erste, „denn schmît den rût!“

Und kaum hatte er das gesagt, so flog auch ein großer Hut aus dem Hügel heraus. Der Schäfer aber hatte aufgepaßt, fing den Hut selber auf, ehe der Unterirdische zugreifen konnte, und setzte ihn sich auf.

Als er mittags heimtrieb und in die Gesindestube trat, saßen die Knechte schon alle bei Tisch, aber keiner konnte ihn sehen, denn der Hut der Unterirdischen machte ihn unsichtbar. Da machte er aber große Augen: zwischen je zwei Knechten saß immer einer von den kleinen Leuten und langte wacker von den Tellern zu. Jetzt wurde es dem Schäfer klar, warum das Essen ihnen immer so rasch vom Tisch verschwunden war. Wie nun aber einer von den kleinen Kerlen gar nach dem Fleischteller griff und von dem Fleisch ein großes Stück mit seinem Messer herunterschnitt, da wurde es ihm zu bunt, und er rief dem Burschen, der zunächst saß, zu: „Johann! Sîst de nich, dat de Söll (Geselle) dî dat Flêsch wechnimmt?“

Da stutzten die kleinen Leute und merkten, daß sie verraten waren; und sie sprachen zu dem, der wohl der älteste von den Unterirdischen sein mochte: „Pûst em dat Licht ût! Pûst em dat Licht ût!“ Der stand sofort auf und hauchte dem Schäfer in die Augen, und da wurde er gleich blind und ist es geblieben sein lebelang. Die Kappe hat er auch nicht behalten; die haben die Unterirdischen ihm vom Kopfe gerissen und wieder in ihr Reich zurückgenommen. Das hatte der Schäfer davon, daß er die kleinen Leute verriet.

So wurden sie manchen Gegenden gefürchtete Räuber in den Vorratskammern und richteten auf den Feldern großen Schaden an. Bisweilen wird ausdrücklich dabei gesagt, so schlimm seien sie erst gewor-



den, seit die Menschen sich unklug oder undankbar gegen sie benommen hätten.

Zwerge plündern die Erbsenfelder

Ein Bauer hatte ein Feld Erbsen, das wurde ihm jede Nacht bestohlen und zertreten; er mochte Wache stellen, so viel er wollte, alles war vergebens. Eines Tages klagte er dies seinem Nachbar, und der erwiderte: „Das tun gewiß die Zwerge! Mach einmal ein langes Seil und zieh es rings um das Erbsenfeld, dann knalle plötzlich mit der Peitsche und klappre und lärme; dann laufen sie fort, und dabei fällt gewiß dem einen und dem andern die Nebelkappe ab; dann kannst du sie sehen." Der Bauer tat noch denselben Tag, wie ihm sein Nachbar geraten hatte; und als er des Nachts mit seinen Leuten knallte und klapperte und lärmte, da stürzten die Zwerge Hals über Kopf aus dem Erbsenfelde, und dabei verloren mehrere die Kappen vom Kopf und wurden gefangengenommen. Sie bettelten und flehten, der Bauer möge sie doch laufen lassen, er aber wollte nichts hören; da versprachen sie ihm endlich ein ganzes Fuder Gold, er müsse aber vor Sonnenaufgang kommen und es holen. Der Vorschlag gefiel dem Bauern, und er ließ sie los bis auf einen, den fragte er: „Wann geht denn eigentlich bei euch die Sonne auf?" Der Zwerg wollte erst nicht Rede stehen, da er aber nicht anders fort sollte, so antwortete er endlich: „Um zwölf." Der Bauer ließ ihn frei und sagte: „Danke schön! Werde mich zur rechten Zeit einfinden!" Redete indes in den Wind, denn auch der letzte Zwerg war gleich den übrigen verschwunden wie der Blitz. Nun eilte der Bauer mit den Knechten nach Haus und fuhr mit einem vierspännigen Wagen hin nach dem Felsen, wo die Zwerge hausten. Als er draußen anhielt, hörte er, wie sie drinnen spielten und dabei sangen:

Dat is gut,
Dat is gut,
Dat dat Bürken dat nich weit,
Dat de Sunne üm twölwe upgeit!

Der Bauer lachte, daß er's doch wußte, und pochte an. Sie öffneten und sagten, weil er sich nun zur rechten Zeit gemeldet hätte, so sollte er das abgeschundene Pferd, das da lag, aufladen und mitnehmen; weiter hätten sie nichts. Ärgerlich darüber, daß sie ihn angeführt hätten, fluchte er und wollte es liegen lassen; doch besann er sich und dachte:

Wat mehr is as ne Lus,
Dat nümmt man midde na Hus!

Sollst wenigstens ein Stück abhauen und deinem Hunde geben! Er tat es; als er aber zu Hause ankam und die Hunde füttern wollte, da hatte



er einen großen Goldklumpen auf dem Wagen. Schnell fuhr er wieder hin, um das andere auch zu holen; doch alles war verschwunden, Höhle und Pferd, und er mußte leer nach Hause zurück; hatte indes immerhin so viel Geld, als er mit seinen Kindern und Kindeskindern nur gebrauchen wollte.

Feindschaft

Es entspinnt sich ein förmlicher Wettkampf, wer dem andern über ist an Schlauheit. Der Zwerg wird zum Feind des Menschen; dieser sucht ihm mit List und Gewalt beizukommen; gelingt es ihm, ein Stück von der Kleidung des Unterirdischen, seine Mütze, eine silberne Spange, einen Schuh zu erwischen, oder ein Haar von seinem Bart, so gewinnt er Macht über ihn.

Die überlisteten Zwerge

Nachts, wenn es ganz still ist und kein Mensch weit und breit, fühlen sie sich manchmal sehr sicher, kommen aus ihrem Berg und werfen im Übermut ihre Mützchen in die Luft und fangen sie wieder auf. Wer sie da beschleicht und ein Käppchen erwischen kann, hat sein Glück gemacht; wenn aber der Zwerg, dem das Mützchen gehört, schneller ist und es selbst wieder auffängt, dann ist der Räuber verloren, alle fallen unsichtbar über ihn her und schlagen ihn tot. Einmal schlich sich ein junger Bursch ganz leise zum Zwergenberg und legte sich da stille hin. Kaum lag er da, da fiel ein Mützchen neben ihm zur Erde; er hütete sich aber, danach zu greifen und ließ den Zwerg es wiedernehmen. Im nächsten Augenblick fiel ein zweites nah bei ihm hin, aber er ließ es wieder liegen. Gleich darauf fiel ein drittes, das faßte er schnell, ehe der Zwerg noch herangeschossen war, und steckte es in die Tasche. Da kamen die Zwerge alle bittend und jammernd zu ihm und weinten und flehten: „Ach, gib uns das Mützchen wieder, ach, gib uns doch das Mützchen wieder!“ Das tat er aber nicht; er befahl den Zwergen, daß sie ihn in den Berg führten, und sie gehorchten ihm gleich und brachten ihn in den Berg in einen schönen Saal, dessen Wände glänzten von lauter Karfunkelstein, und in der Mitte stand ein prächtiger Leuchter, aus einem einzigen Edelstein gemacht. Da sprach er: „Wenn ihr mir den Leuchter schenkt und drei Karren Gold gebt, dann will ich euch euer Mützchen wiedergeben.“ Da mußten die Zwerge zufrieden sein, und sie gruben ihm drei Karren Gold und trugen den Leuchter vor den Berg, und da gab er ihnen das Mützchen wieder. Mit dem Gold und dem Leuchter fuhr er heim und wurde ein reicher Mann und baute sich ein schönes Haus und war der glücklichste Mensch auf der Welt. —

Vor vielen Jahren lebte in dem Dorfe Rothenkirchen auf Rügen ein Bauer, namens Johann Wilde. Der wollte gerne reich werden und fing

das auf folgende Weise an. Er ging um Mitternacht zu den neun Bergen, nahm eine Branntweinflasche mit und legte sich hin, als wenn er schwer betrunken wäre. Wie nun die Zwerge aus den neun Bergen kamen, um auf der Oberwelt zu tanzen, da glaubten sie, er wäre betrunken, und nahmen sich nicht besonders vor ihm in acht; und so glückte es ihm, einem von ihnen einen gläsernen Schuh von dem kleinen Fuße zu ziehen. Mit dem lief er eilig nach Hause und verbarg ihn da sorgfältig. Die nächste Nacht aber ging er zu den neun Bergen zurück und rief laut hinein: „Johann Wilde in Rothenkirchen hat einen gläsernen Schuh! Wer kauft ihn? Wer kauft ihn?" Denn er wußte, daß der Zwerg dann bald kommen würde, um seinen Schuh wieder einzulösen. Der arme Zwerg mußte seinen Fuß so lange bloß tragen, bis er seinen Schuh wieder hatte. Sobald er daher wieder auf die Oberwelt kommen durfte, verkleidete er sich als ein reisender Kaufmann und ging zu Johann Wilde. Anfangs bot er ein Spottgeld für den Schuh; Johann Wilde pries aber seine Ware an, bis ihm der Kleine zuletzt die Kunst anzauberte, daß er in jeder Furche, die er pflügte, einen Dukaten finde. Dafür gab er den Schuh zurück.

Nun fing der Bauer geschwind an zu pflügen, und sowie er die erste Scholle gebrochen hatte, sprang ihm ein blanker Dukaten aus der Erde entgegen, und das ging immer so weiter, so oft er eine neue Furche anfing. Da machte er denn auch bald ganz kleine Furchen und wendete den Pflug so oft um, als er nur eben konnte. Dadurch wurde Johann Wilde in kurzem ein so reicher Mann, daß er selbst nicht wußte, wie reich er war. Doch dies alles war sein Unglück, und er hatte keinen Segen davon. Denn weil er immer mehr Geld haben wollte, so pflügte er zuletzt Tag und Nacht und tat nichts mehr als pflügen. Das konnten nun zwar seine Pferde wohl aushalten, denn er kaufte sich deren eine große Menge, damit sie immer frische Kräfte hätten und desto mehr Furchen pflügen könnten; aber er selbst wurde durch die viele Mühe und Arbeit ganz krank und elend. Als der zweite Frühling kam, fiel er eines Tages hinter dem Pfluge hin, er war vor Entkräftung plötzlich gestorben. Seine Frau und seine Kinder fanden nach seinem Tode einen ungeheuren Schatz von Dukaten vor. Davon haben sie sich große Güter gekauft und sind hernach reiche Edelleute geworden. —

Aber wer hat hier schließlich den letzten und höchsten Trumpf ausgespielt und das Spiel gewonnen?



Wie die Lüneburger Heide arm wurde

Die Lüneburger Heide hat nach und nach ihre Fruchtbarkeit verloren, seit die Leute es dort nicht mehr verstanden, mit den Zwergen in Frieden und Freundschaft zu leben. Es fing damit an, daß die Leute in Leiferde eine große Glocke auf ihren neuen Kirchturm brachten; die Zwerge konnten das Geläute nicht vertragen und mußten sich stets die Ohren zuhalten. Erst baten sie, man möge die Glocke ruhen lassen; als dennoch geläutet wurde, rückten sie in Masse gegen die Kirche und warfen mit Steinen hinauf, um die Glocke herunter= oder den Turm einzu=werfen. Auch das gelang ihnen nicht; und nun begannen die Plackereien: sie traten das Korn nieder, machten die Pferde und die weidenden Herden wild, verstopften die Brunnen, erschreckten die Wanderer, die Frauen und die Kinder; besonders aber stahlen sie alles, was sie nur brauchen konnten, und sogar kleine Kinder. Und die Menschen ließen's ihrerseits auch nicht an Neckereien fehlen; zwischendurch wurde es dann wieder besser, und so ging es eine Zeitlang, zwischen Frieden und Unfrieden. Der reichste Bauer in Leiferde hatte nach und nach alle Ländereien um den Wohldenberg an sich zu bringen gewußt und war sehr glücklich darüber, weil dort, wo jetzt gar nichts wächst, damals der beste Boden war. Er selber lebte friedlich mit den Zwergen, da er einsah, wie gut er sich dabei stand. Er hatte aber einen einzigen Sohn, das war ein roher Mensch; er brachte den alten Vater durch Kummer unter die Erde und war nun selber Herr. Es dauerte nicht so lange, da hatte er sich mit allen Leuten entzweit; und wenn er sich einen neuen Feind erworben hatte, spottete er seiner und zugleich aller anderen Menschen, ja Gottes selber, und pochte auf seine „Lehnsleute", die Zwerge. Eines Tages ackerte er am Berge, und die Zwerge brachten ihm wie gewöhnlich ein tüchtiges Morgenbrot. Als er aber den ersten Bissen im Munde hatte, schüttete er alles auf die Erde und rief: „Habt ihr mir Schweinefutter gebracht, will ich euch wieder Schweinefutter schenken! Bringt mir besseres Essen, ihr Halunken!" und dabei knallte er mit der Peitsche, daß es den ganzen Berg durchpfiff. Als die Zwerge den Topf nicht wieder füllten, verunreinigte er ihn auf unanständige Weise und knallte und schimpfte noch wilder als zuvor. Davon wurden die Pferde wild, und als er den Zügel ergriff, wurde ihm der Strang vor den Händen abgeschnitten, und die Pferde liefen in alle Welt; das hatten die Zwerge getan. Als auch des Mittags und am anderen Morgen die gewohnte Zwergenschüssel ausblieb, wurde er ganz fuchswild und schrie die gröbsten und unflätigsten Schimpfworte in den Berg, die ihm nur einfielen. Es kam aber kein Essen, und als er sich müde getobt hatte, legte er sich

unter einen Busch; da krochen zahllose „Migôntjen" (rote Ameisen) herzu, zerstachen ihn am ganzen Leib und Leben und krochen ihm sogar in Nase und Mund; und das hatten wieder die erbosten Zwerge getan. Am dritten Morgen nahm der Bauer seine Gänseklapper und begab sich mit zwei Tagelöhnern in aller Frühe an den Wohldenberg. Wieder versuchte er's erst mit Befehlen und Drohen, aber wieder kam keine Speise. Da umzogen die drei den ganzen Berg, der eine pfiff auf dem Finger, so grell er's nur konnte, der andere knallte aus Leibeskräften mit der großen Peitsche, und der dritte klapperte dazu, daß es ein wahrer Höllenspektakel wurde. Die Zwerge drinnen im Berge konnten es kaum mehr aushalten; aber keiner kam zum Vorschein. Des Nachts gab es ein fürchterliches Gewitter, und am andern Morgen wunderte sich das Gesinde, daß der Bauer gar nicht aufstand; sie gingen endlich in seine Kammer, da lag er wie tot im Bette. Sie brachten ihn durch Rütteln und Reiben wieder zu sich, und da erzählte er denn, er wäre die Nacht aufgewacht und hätte sich nicht rühren können; alle Glieder waren mir gelähmt gewesen vor Schrecken; immerzu wären ihm dicke kalte Kröten über Gesicht und Leib gekrochen. Während er noch erzählte, kam die Magd ganz aufgeregt herein: auch die meisten Tiere wären gelähmt und geblendet, und der Feldhüter trat ein und fügte hinzu: „Alle deine Felder sind während der Nachtzeit zertreten und verwüstet, die Quellen verstopft und unsichtbar geworden, und der ganze Wohldenberg ist verödet." Jeder riet gleich auf die Zwerge; und sie hatten's auch getan. Alle Eichen am Wohldenberge waren zerschmettert, alle Äcker und Weiden und Wege vernichtet, und die ganze Umgebung so öde, wie sie's noch jetzt ist. Ein einziger Weg an der Westseite war übrig geblieben, und den nannten die Leute nachher noch immer „Twargstieg"; eine einzige Quelle war unverstopft geblieben, die noch jetzt der „Twargborn" heißt und auf viele Meilen im Umkreise das beste Wasser haben soll. Die Zwerge waren verschwunden, sie hatten sich noch in derselben Nacht von einem Fischer über die Ocker setzen lassen; wo sie geblieben sind, weiß niemand. —

Abzug der Zwerge

Von einer solchen Zwergenüberfahrt erzählt man an vielen Orten. Eines Morgens in aller Frühe — es war noch ein dicker Nebel im Werratal — da klopften zwei Männlein beim Fährmann Beck in Spichra ans Fenster und wollten übergefahren werden. Der Fährmann machte sich fertig und ging mit ihnen ans Ufer. Als sie im Kahn saßen, wollte Beck gleich abfahren, aber die Männlein baten ihn, er möchte noch ein wenig warten. Der Fährmann tat es, konnte sich aber gar nicht erklären,

daß die Fähre jeden Augenblick tiefer sank und zuletzt nur noch ein paar Zoll über Wasser blieb. Endlich sagten die Kleinen, nun möchte er abfahren; aber nur langsam und mit größter Mühe kam er an's andere Ufer. Dort hob sich der Kahn ebenso langsam wieder, wie er sich vorher gesenkt hatte. Da sagte das eine Männlein zu dem Fährmann: „Willst du wissen, wen du gefahren hast, so sieh nur über meine rechte Schulter.“ Das tat Beck, und da sah er, wie es das Maßhelder Feld hinab von unzähligen grauen Männlein wimmelte, während die letzten immer noch aus dem Kahn stiegen. „Nun sage, welchen Lohn willst du haben, Geld oder einen Scheffel von der besten Würz (Salz)?“ Dem Fährmann war die Würze lieber. Im Augenblick waren alle Männlein verschwunden, und ein gehäufter Scheffel vom reinsten Salz lag im Kahn. — In den Höhlen bei Spichra findet man zuweilen noch kleine, platte, kreisrunde Steine, die sind gerändert wie mit dem Prägstock, das sind Wichtelpfennige, die haben die Zwerge beim Einpacken verloren.

So heißt es fast überall, wo man von den Unterirdischen weiß, jetzt gibt's keine mehr, sie sind fortgezogen. Warum? Dafür gibt man in manchen Gegenden dieselben Gründe an wie in der Lüneburger Heide: den Undank und die Roheit der Leute; der Mensch spielt zuletzt den Herrn über den Erdgeist, fordert als sein Recht, was freiwilliges Geschenk war, ist unersättlich im Nehmen. Eine Sage aus Pommern gibt der großen Schleppharke die Schuld; früher kannte man die noch nirgends im Lande, und sie heißt darum auch allgemein nur die Hungerharke, weil die Leute jetzt so geizig geworden sind, daß sie keine Ähre mehr auf dem Felde übrig lassen wollen. Am schlimmsten ist die Hungerharke für die kleinen Unterirdischen gewesen, denn die sammelten sonst die zurückgebliebenen Halme von den Stoppelfeldern auf, und was sie da fanden, das war ihr Brotkorn. Seit ihnen die Hungerharke das genommen hat, hört man fast nichts mehr von ihnen. Wahrscheinlich sind sie alle verhungert, oder aber in ein anderes Land fortgezogen.

Ein andermal heißt es: Lug und Trug der Menschen hätten ihnen das Land verleidet; oder umgekehrt, die Zwerge wären schuld; sie hätten den Bauern in den Feldern zuviel Schaden angerichtet, und da hätten die sie gezwungen, das Land zu verlassen; beim Abzuge aber hätten sie noch einen Zoll bezahlen müssen. Sehr häufig sollen es die Kirchenglocken gewesen sein, die sie vertrieben haben. Die Zwerge seien eigentlich Heiden und könnten deshalb den Glockenklang nicht vertragen. Ein Husumer,

mit dem sich Theodor Storm über solche Sachen was erzählte, meinte dazu: „Se gloovten wol an Gott, aber se harrn doch keen Christendoom.“ Vielleicht aber hören sie auch deswegen nicht gern die Glocke, weil sie ihnen jedesmal frühmorgens die Stunde ruft, wenn ihre Zeit um ist, die sie auf der Oberfläche der Erde verbringen dürfen; den Zwergen, wie überhaupt den Geistern, gehört die Nacht; der Tag dem Menschen und seinem Werk.

Im schlesischen Kreise Falkenberg meinten früher manche Leute, die Fähnskedinger (so heißen dort die Erdgeister), seien — wie überhaupt die Gespenster — aus der Mode gekommen, seit der Preuße ins Land gekommen sei. — Dazu stimmt die Ansicht eines Erzählers am Unterharz: als der Alte Fritz zur Regierung gekommen sei, habe er die Zwerge nicht länger im Lande leiden wollen und sie übers Schwarze Meer verwiesen; und Napoleon habe ja dann überhaupt allen Spuk aus dem Lande vertrieben.

Die „guten Hollen“ in Hessen sind fortgezogen, als die Gegend sich mehr und mehr bevölkerte; je mehr Menschen, je mehr hungrige Mägen, und die Leute hatten schließlich für nichts andres mehr Sinn, als möglichst viel an sich zu raffen; sie rodeten die Wälder aus, machten sich überall mit ihren Äckern und Höfen und Stallungen breit. Sie drangen ins Innere der Erde ein und störten durch ihre Bergwerke die Zwerge in ihren Wohnungen und Werkstätten. Im Obererzgebirge und andern Bergbau- und Industriegegenden wurden die Unterirdischen durch Pochwerke, Eisenhämmer und Klippelwerk vertrieben.

Noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gab es am Langhennersdorfer Wasserfall und im Cottaer Spitzberge in Sachsen ein „Quarksen“-Volk. Einer von ihnen warb um ein junges Mädchen und zeigte ihm in seiner Verliebtheit den Eingang zu den unterirdischen Wohnungen am Wasserfall, der wohl ebenso schwer zu finden war wie der am Cottaer Spitzberge. Das Mädchen aber verriet das Geheimnis in der Beichte, und nun mußten alle Zwerge fortziehen, und auch ihre Nachbarn aus dem Spitzberge gingen mit, nur ein paar, die blieben da zurück als Wachen bei dem großen Schatz im Spitzberge. Das Mädchen, das an allem schuld war, hat es sich so zu Herzen genommen, daß es krank geworden und gestorben ist. Die Zwerge haben aber versprochen, in hundert Jahren würden sie wiederkommen, und dann würde der Bergbau im nahen Städtchen Berggießhübel wieder aufleben. Niemand weiß, ob sie Wort halten werden; die hundert Jahre müßten ja nun bald herum sein.

Viertes Buch

Haus und Hof

In Panknin bei Belgard ging einmal ein Knecht des Nachts spät durchs Dorf; da kam aus einem Stall ein dumpfes Geräusch, gerade als wenn jemand noch Häcksel schnitte. Das war doch zu sonderbar, er ging hinein und sah, wie neben der Maschine immer große Massen Häcksel herabfielen, ohne daß ein Häckselschneider zu sehen war. Da kriegte er's mit der Angst und lief schleunigst nach Hause. Die Sache ging ihm aber im Kopfe herum, und als er einen Knecht von dem Hofe traf, wo das passiert war, erzählte er es ihm. Dem sagte er aber nichts Neues damit. „Paß mal auf, wie's mir ergangen ist. Der Bauer sagte von Zeit zu Zeit, ich könnte man ausgehen, er wollte die Pferde schon selbst füttern. Sie haben denn auch jedesmal ihr richtiges Futter gekriegt; aber ich merkte ganz genau, der Bauer ist dabei immer ruhig in der Stube geblieben. Töw, dacht' ich, da wollen wir doch hinterkommen, und als er wieder einmal sagte, er wollte das Futtern selbst besorgen, versteckte ich mich im Stall. Da sah ich ganz deutlich, wie was Unsichtbares den Pferden reine Erbsen vorschüttete. Aber auf einmal kam's auf mich zu und warf mich aus der Stalltür heraus, daß mir acht Tage nachher noch alle Glieder weh taten."

Kobold ist überall im Haus

Ganz gewiß, der Bauer hat einen Kobold. Darum reicht hier das Futter so lange, und sind die Kühe hier so fett und geben so viel Milch wie nirgends: der Kobold sitzt im Heu. Und darum sind die Pferde hier so gut imstande und so glatt: der Kobold striegelt sie. Wenn man erst mal weiß, es ist einer im Haus, dann hört und spürt man ihn überall. Des Nachts, wenn die Treppen und Dielen so knarren und knacken, wenn es oben auf dem Boden poltert und raschelt, wenn in der Küche das Geschirr klappert, wenn des Morgens der Hahn schon so früh kräht, viel zu früh für das Gesinde; wenn Knechten und Mägden, die nicht aus dem Bett können, die Decke weggezogen wird, wenn es sie an der Zehe und Nase zwickt: alles das macht der Kobold. Wenn die Bäuerin mit so unheimlicher Firigkeit das Essen fertig hat; erst nach halb fängt



sie an, um 12 steht's schon auf dem Tisch: der Kobold trägt's ihr zu. Wenn der Herr immer gleich alles weiß, was das Gesinde hinter seinem Rücken tut: der Kobold hat's ihm verraten.

Lieblingsplätze

Er scheint überall im Haus zu sein; aber er hat seine Lieblingsplätze: oben in der Scheune auf dem Mittelbalken sitzt er als Hahn; wenn man aber hinsieht, wird er wütend und wirft einem Korn in die Augen, meinte ein Knecht. Ein alter Drescher will es noch besser wissen: „Er sitzt überhaupt im Gebälk", sagte er, und bringt wieder seine alte Geschichte aufs Tapet: „In Swinemünde stand früher an der Ecke der Königsstraße ein kleines Haus, da wohnte ein Mann, dem alles nach Wunsch ging und der zuletzt ganz wohlhabend wurde. Das kam daher, daß er einen Puks hatte, der ihm in der Wirtschaft half und den man oft des Nachts im Hause klappern und hämmern hörte. Als der Mann starb, wurde das Haus von einem Bäcker erstanden, der baute einen großartigen steinernen Kasten an der Stelle und warf auch das alte Gebälk hinaus und nahm neues, damit das Haus recht haltbar würde. Das war aber sehr zu seinem Schaden, denn von dem Augenblick an wich das Glück von der Stelle, und er ist seines Lebens nie wieder recht froh geworden. Sein Nachbar in der Lotsenstraße aber kaufte ihm das Gebälk ab und baute sein Dach damit aus. Und darin saß der Puks, denn von Stunde an wurde der Nachbar ein wohlhabender Mann und ist's geblieben bis an seinen Tod. Kein Mensch aber konnte recht begreifen, wie das zuging, bis endlich einmal ein paar Kinder auf den Boden kamen und dort ein kleines Männchen sitzen sahen. Das trug einen großen aufgekrempelten Hut und einen roten Rock und blanke Knöpfe dran, sieben auf jeder Reihe. Da wußte man denn, woher der Wohlstand kam." Die Magd will es nicht glauben; er sitzt hinterm Ofen, behauptet sie, er hilft der Frau kochen, wenn niemand dabei ist. —

Wesen des Kobolds

Was ist er nun eigentlich? Wenn er im Gebälk steckt, wie eine Seele, die mit dem Baum aus dem Wald gekommen ist, gehört er am Ende ursprünglich zu den wilden Waldleuten, den Holz- und Moos-Fräulein oder -Männlein, die ja auch manchmal ins Haus kamen und halfen. Aber er ist immer ein einzelner, ist ungesellig, und scheint auch ungeschlechtlich, weder männlich noch weiblich. Und ebensowenig paßt das auf einen Unterirdischen, der im Hause seßhaft geworden ist. Wenn er mit Vorliebe hinterm Ofen sitzt, so hat er vielleicht was mit dem Feuer zu tun; ist wohl gar ein Feuergeist? Dazu stimmt ja auch seine Kleidung, in Pommern heißt er der Rotbücksch, oder der Rotjäckte.

Aber hinterm Ofen steht auch der Großvaterstuhl. Und dazu stimmt auch sein übriges Signalement: Zipfelmütze oder großer breitkrempiger Hut, Rock mit zwei Reihen blanke Knöpfe. Kurz, die ganze altväterliche Tracht; und die Figur: meist ein dürres Männchen mit ganz runzlichtem Gesicht; ein ganz zusammengeschrumpelter Groß- oder Urgroßvater ist er, der Geist des ältesten aus der Familie, dessen man sich noch erinnern kann; der Familiengeist, ganz verwachsen mit allem, was im Hause ist und zum Hause gehört; darum kann er dort in allen Dingen sein; er ist der Haus- und Schutzgeist. Wie eng er zur Familie gehört, sieht man schon an seinen Namen: Heinzchen, Hinzel, Chimke (d. h. Joachimken), Niß (aus Nikolaus) usw.

Familien- und Hausgeist

Wie das Haus aus vielerlei Natur-Dingen und Menschlichem zu einem Ganzen zusammengewachsen ist, aus dem Stück Erde, worauf es steht, dem Herdfeuer, dem Gebälk und Hausrat, den Haustieren, und vor allem aus all der Arbeit, die seine Besitzer daran gewandt, aus ihrem Wesen und Schicksal, das ihm erst sein Gesicht gibt — so ist auch die Natur des Kobolds wunderbar gemischt aus vielen Elementen. Und selbstverständlich ist danach, daß es nur da, wo eine Familie auf eigenem Grund und Boden haust, einen Hausgeist geben kann.

In Gestalt von allem, was zum Haus gehört

Zu Großvaters Zeiten gab es wohl kaum einen Hof ohne Kobold; in allen deutschen Ländern kannte man ihn. Bald hieß er Puk, bald Heinzelmann, Klopferle, Heugütel usf. Aber auch jetzt noch haben manche Bauern einen, viel mehr als man denkt, wenn man die Gegend nicht kennt. Das kommt daher, daß der Kobold sich entweder überhaupt nicht sehen läßt, oder irgendeine andere Gestalt annimmt. Da er eine Seele ist, fällt ihm das nicht schwer; Seelen können sich ja in jede beliebige Gestalt verwandeln; z. B. in allerhand Tiere — er verwandelt sich aber doch wohl mit Vorliebe in Haustiere? Kleinere müssen's natürlich sein — also Katze, Huhn oder Hahn, wohl auch Ferkel; daneben auch Fliege, Käfer und Hummel. Er erscheint aber noch z. B. als ein Stück Band, oder als schieres Feuer. Daß der Haus- und Familiengeist die Tiergestalt nicht verschmäht, wird vielleicht den Stadtmenschen befremden: nicht aber den Bauer, der noch jetzt vielfach mit seinen Tieren unter einem Dach wohnt, und dem sie zur Familie gehören.

Dem Kobold muß man mit Respekt begegnen; wenn man merkt, daß einer im Hause ist, so muß man ihm jeden Abend auf dem Heuboden, oder wo er sonst am liebsten sitzt; einen Teller mit Grütze hinstellen — aber ein Stück Butter muß drin sein, auch ein Napf Milch ist mancherorts sein Deputat. Ein Opfer, das ihm gebracht wird wie einem Hausgott.

Wenn er böse wird

Wo im Hause gegen die vom Hausgeist geförderte Etikette verstoßen wird, da kehrt er seine boshafte Seite heraus, macht im Stall das Vieh wild, daß es sich in den Ketten erhängt, zieht der Magd den Melkstuhl weg, daß sie in den Mist fällt. Und sie hat dann überhaupt in allem eine unglückliche Hand, verbrüht sich im heißen Wasser, zerbricht das Geschirr, schüttet das Essen um, bekommt Schelte von der Frau, und hört obendrein den Kobold schadenfroh lachen.

Es kann aber noch schlimmer kommen. Eine Bäuerin im Obererzgebirge, die den „Drachen" hatte, mußte einmal fortgehen und sagte zu der Magd: „Auf den Mittag kochst du Hiersebrei, aber vergiß mir die Katze nicht. Du weißt schon, daß sie nicht gar zu heiß frißt. Wasch ihr vorher den Napf sauber aus und hernach stellst du ihr's Futter auf die Treppenstufe." Die Magd kochte den Brei und stellte der Katze ihr Teil auf die Treppenstufe, und meinte, bis das Tier käme, wäre es abgekühlt. Aber auf einmal kam die angerannt, fuhr auf den Napf los, machte einen krummen Buckel und stieß einen lauten Schrei aus. Die Funken flogen ihr aus den Augen, die Zunge war glühend und aus dem Maule rauchte es. Dann fuhr sie wie besessen auf den Heuboden, und in zwei Minuten stand das ganze Haus in Flammen. Mit vieler Mühe konnten die Nachbarn das Vieh im Stall losmachen, Alles andere verbrannte und auch die Sachen von der Magd. Als die Frau heimkam, wurde die Magd gleich aus dem Dienst gejagt. Von dem Drachentier hatte niemand mehr etwas gesehen. Aber wie das Haus nachher wieder aufgebaut war, da war auch die Katze gleich wieder da und hat's Geld in Haufen gebracht.

Feuernatur des Kobolds

Wie er seinen Herrn reich macht

Der Kobold trägt seinem Herrn Geld zu und alle möglichen guten Dinge: Korn, Heu, Speck, Wurst, kurz, was das Herz begehrt. Seine Stellung zu dem Hausherrn oder der Hausfrau erinnert an das Dienstverhältnis eines Teufels, der mit seinem Herrn einen Pakt gemacht hat, und so vermengt sich die Koboldssage manchmal mit der Teufelssage. In Wirklichkeit ist ja der Kobold bei uns der ältere, und wenn es der Ahnenreihe nach geht, vornehmere von beiden; er ist bei uns alteingesessen, der Teufel bloß zugereist. Jedenfalls ist der Kobold ein Heide, er kann den Namen Christi nicht aussprechen. Und unchristlich ist auch entschieden die Art, wie er seinem Herrn zu Reichtum verhilft. Er fährt nämlich bei andern Leuten in den Schornstein hinein und holt da aus dem Haus, was sein Arbeitgeber wünscht oder braucht. In manchen Gegenden sieht man ihn dann mit seiner Last durch die Luft fahren, lang wie ein Wiesbaum, mit langem Feuerschweif, und dann zum Schornstein bei seinem Herrn hinein.

Nur in dieser Gestalt erscheint eine Abart des Kobolds, an der vorzugsweise sein einer Name, ‚Drak', Drache, haftet. Sonst heißt die Sorte auch wohl Stöpke, Steppchen; in der Lauensteiner Gegend im Frankenwald sagen sie von einem, der auf verdächtige Weise reich geworden ist: dar hot'n Teifel; meinen aber den Drachen.

Als Kinder haben wir abends zu den Zeiten, wo viel Sternschnuppen fielen, aufgepaßt, und wenn wir eine sahen, auch schnell einen Wunsch hinaufgerufen, solange das Feuerwesen am Himmel hinfuhr; das Ding mußte einem dann den Wunsch erfüllen. Das war dasselbe, das sie anderwärts als Drak, Stöpke oder „Teufel" kennen. Daß dabei allerhand Vorsicht nötig ist, war schon in Vergessenheit geraten. Ein Mädchen aus Gelnhaar in Hessen ging abends spät aus der Spinnstube nach Hause und sah, wie der „Teufel" in Gestalt eines feurigen Wiesbaumes durch die Luft und auf das nächste Dorf zufuhr. Das Mädchen kannte wohl das Sprüchelchen: „Dem einen nimmt er's, dem andern bringt er's", und wußte, daß er eben einer Hexe Gut zutrage, das er anderswo genommen hatte. Darum rief es laut: „Halb Part! Halb Part!" Im selben Augenblick fiel ihr ein Klumpen Käsematte auf Hand und Spinnrad. Die Hand war wie verbrannt und blieb ihr zeitlebens gelähmt. Das Rad war schwarz wie Kohle und fiel ihr zu Hause in Stücke. Das Mädchen hatte auch nicht mehr gewußt, daß man unter irgendeinem Kreuz stehen muß, wenn man den „Teufel" anruft, sei es ein Dach, wo sich Balken kreuzen, oder eine Egge; oder irgend zwei Hölzer, die man kreuzweise auf den Kopf legt.

Andere Leute, die das vergaßen und den Drak anriefen, wurden von ihm mit Dreck, Läusen und dergleichen beworfen; was neuere Gelehrte so verstehen wollen, daß beim jähen Auftauchen und Verschwinden des Meteors den einsamen Beobachter ein Schauer überlief. Es kann aber auch ein noch materiellerer Schauer gewesen sein, nämlich vom Schornstein herunter, über dem eine Funkenmasse aufglühte oder ein Rauchungetüm, und dann Ruß und Flugasche herabschickte. In Pommern, der Neumark und Hessen weiß man sogar, daß es etwas Besonderes bedeutet, ob er in der einen oder anderen Weise erscheint. Als feuriger Klumpen mit langem Schweif bringt er Geld, als bläulicher oder grauer Streifen Korn und sonstige Lebensmittel.

Bergwerk

Findet man schon im Wesen und Erscheinung des Hausgeistes viel Familienähnlichkeit mit den Zwergen, den „Unnerersken", so ist das naturgemäß noch mehr der Fall bei den Berggeistern, genauer gesagt den Bergwerks- und Hüttenkobolden. Sie hüten und mehren die unterirdischen Schätze, die Erze und edelen Gesteine, und erschließen oder verwehren und entziehen sie den Menschen; ihnen schrieb man es z. B. zu, als im 16. Jahrhundert der Bergsegen im Obererzgebirge schwand, und nannte das taube Erz geradezu Silberräuber, Kobold oder Kobalt. Die Bergleute fanden manchmal Gesteine, die aussahen wie Kupfererze, beim Einschmelzen aber kein Metall lieferten; was man bekam, war „Koboldkuchen". Ganz allgemein wurden dann solche erzähnlichen Gesteine, die Metallgehalt vortäuschten, als Kobold oder Kobald bezeichnet. Eine ganze Sippe von Mineralien fand sich so allmählich zusammen: Kobaltum, Kobaltkies, Speiskobalt, Erdkobalt, Kobaltblüte. Nach unserm Berggeist wurde dann auch noch ein wichtiges Metall getauft. Einst fanden deutsche Bergleute wieder ein schönes Mineral und hofften daraus Kupfer herzustellen. Als es aber wieder nichts war, schimpften sie und nannten es Kupfernickel. Sie gebrauchten also dabei als Schimpfwort denselben Namen, den der holsteinische Bauer seinem Hauskobold gibt, nämlich Nikolaus (im holstischen Platt in der Verkürzung Niß). Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts entdeckte man, daß Kobalt und Nickel zwei verschiedene Metalle sind.

„Es wachse das Erz!"

Und wie mit dem Schwinden müssen diese Berggeister auch mit dem Wachstum des Erzes irgendwie zu tun haben. Denn daß „das Erz wächst", wie es in dem schönen alten Harzspruch heißt, ist alter Bergmannsglaube. Luthers Tischgenosse Mathesius, der später Bergwerksgeistlicher in Joachimstal wurde, erzählt z. B., daß „auf Albertham in St. Lorenz Fundgrube innerhalb 20 Jahren in einem Stempel gediegen Silber gewachsen sei. Denn da sich der Steiger in der Grube umgesehen, sei er in einer Strecken gewahr worden, daß sich eine weiße geharste Art im Liegenden wohl halbes Orts hoch habe angelegt, und gesehen, als wenn das Gestein verzieret wäre; als er solches herabgestochen und gesichert, habe er Silber gefunden". Und derselbe Mathesius sagte in seiner „Sarepta" (Bergpredigten): „Gott hat Kraft seines Wortes Metallsamen in die tiefsten Abgründe der Erde geworfen, aus dem er durch Sonne, Mond und Sterne und durch der Elemente Kraft ein Erz nach dem andern wachsen läßt. Wer etwas von dem Samen hätte, der könnte reich werden."

Auch in neuerer Zeit hat sich im Volke der Berge der Glaube an geheime Kräfte erhalten, die in den Metallen wirken. Wenn man einen kupfernen Sennkessel hundert Jahre lang in die Erde vergräbt, so wird er zu purem Golde, und es blühen dann gelbe Blumen an der Stelle. Ein solcher Kessel ist in der Alpe Klesenza eingegraben und der ist schon längst zu Gold geworden. Auch die gelben Blumen hat man einmal an der Stelle gesehen, aber nachgraben hat man nicht können, denn eine Felswand stürzte dort herab.

Solcher „Elememente Kraft" gewann dem Volke Gestalt in den Bergmännlein. Sie mußten im Besitz tiefster Geheimnisse sein; es wiederholt sich hier nun das alte Spiel: der Mensch sucht sich dieser Berggeister und damit ihrer Schätze, ihres Wissens und ihre Kräfte zu bemächtigen.

Des Bergmandls Lösegeld

Zu Heiligengeist bei Villach gelang es einem Bauern, das Bergmandl zu fangen. Er hielt es lange Zeit in seinem Hause und ließ es nicht los. Endlich sagte er: „Was gibst du mir, wenn ich dich freilasse?" Da fragte ihn das Männlein: „Willst du lieber das ewige Eisenerz (ein Bergwerk, das nie versiegt); oder willst du lieber wissen, was das Kreuz in der Nuß bedeutet?" Natürlich wünschte sich der Bauer das erstere. Da jauchzte das Mandl hell auf und fort war's. Das Kreuz in der Nuß muß wohl ein so kostbares Geheimnis sein, daß nichts anderes ihm gleichkommt.

Die Jahresbilanz der Berggeister

Auf einer Lehne am Reißeck (in den Hohen Tauern) liegt die Trippalm. Da saß einmal am Heiligen Abend der Hirt in seiner schönen, aus Holz gezimmerten Almhütte; außer mehreren andern Gelassen war darin auch eine geräumige Stube. Heute tat er seine Arbeit besonders flink ab, er freute sich schon auf den guten Weihnachtsbraten beim Bauern drunten im Dorf. Da kommt auf einmal ein kleines Männlein hereingehinkt in grauem Lodenkleid, auf dem Kopf einen schwarzen breitkrempigen Hut mit roter Hahnenfeder. Der Hirt wußte gleich, es war der „krumme Reißecker", einer von der Sippschaft der zwölf Berggeister. Er fragte ganz freundlich, ob ihm der Hirt für diese Nacht die große Stube vermieten wolle, es solle sein Schaden nicht sein. Der Senne war's zufrieden, machte seine Arbeit fertig und legte sich ins Bett. In der Nacht kamen sämtliche zwölf Berggeister und setzten sich um den großen Tisch in der Stube. Es gab ein langes Hin- und Herrechnen, bis sie endlich fertig waren und mit lautem Geschrei fortgingen. Der Hirt wachte auf und machte sich schleunigst an die Arbeit. Was hatte bloß das Vieh? Es schrie ja aus Leibeskräften nach Futter, und die Euter der Kühe waren steinhart. Als er in die Stube kam, wo die Geister abgerechnet



hatten, lag da für ihn ein Haufen Geld. Da versorgte er sein Vieh mit Futter für den ganzen Tag und lief talabwärts ins Dorf. Da merkte er erst, daß inzwischen drei Tage verstrichen waren und er den Weihnachtsbraten verschlafen hatte; aber er grämte sich nicht darüber, da bei dem Jahresabschluß der Berggeister ein so reichliches Geschenk für ihn abgefallen war.

Geschichte der Berggeister

Einer der Altmeister unseres deutschen Bergbaus, Georgius Agricola, ein Zeitgenosse des Mathesius, berichtet nach eigenen Erfahrungen und Erzählungen der Erzgebirgler:

Die Bergteufel, so ihre Wohnung allein in den Bergen haben, diese werden Bergmännlein genannt, darum weil sie gar klein und wie die Zwerge erscheinen, auch bekleidet sind wie Erzknappen, so in die Gruben fahren, haben auch gemeiniglich eine Gestalt und Gang wie alte krumme und betagte Knäpplein. Die Bergwerksarbeiter sehen solche nicht ungern in den Gruben, denn sie halten es für ein Zeichen, daß gutes Silbererz daselbst verborgen liege ... Deren aber sind zweierlei Sorten. Die ersten werden Guteli genannt und zeigen sich wie die Affen, tun den Menschen keinen Schaden, sondern springen und lachen mit ihnen, fahren und laufen hin und her, gleich als ob sie viel zu schaffen hätten, und verrichten doch nichts; bisweilen lassen sie sich hören, als ob sie Erz hauten, und wenn die Knappen in dieselben Orte kommen, so finden sie nichts, und erkranken gemeiniglich, oder aber sie werden von einem starken Luftgetöse davon getrieben. Sie werfen etwan Holz und Wänd nach den Arbeitern, verletzen sie aber zu selten. Dann allein, wenn man ihrer spottet, sie verlacht oder ihnen flucht.

Die andern aber sind sehr schädlich, wild und trutzig, hassen den Menschen gar sehr, und befleißen sich, ihm alles Übel zuzufügen; dergleichen sind gewesen zu St. Anneberg in der Gruben Rosenkranz. Darinnen arbeiteten einst zwölf Knappen, die wollten einander mit dem Geist fürchten machen und leugneten ihn als einen lächerlichen Popanz. Da mit einem Male sahen sie ein Roß mit langem Hals und feurigen Augen auf der Stirn. Dann nahm der Bergmönch seine wahre Gestalt an, trat ihnen schweigend nahe, und hauchte jeden an. Da sanken sie tot nieder; nur einer kam wieder zu sich, gewann mit Mühe den Ausgang und sagte, was geschehen war; dann starb auch er. Desgleichen ist einer gesehen worden, in Schneeberg in St. Georg Gruben, als hätt' er eine schwarze Kutten an, der nahm einen Arbeiter, zog ihn zum Boden hinauf ins höchste Ort der Gruben, da er fand ein reiches Silberbergwerk, und ließ ihn daselbst verbleiben, doch mit ziemlicher Verletzung seines Leibes und nit geringer Gefahr seines Lebens.

Diese Bergwerksgeister waren schon damals, als diese Geschichten aufgezeichnet wurden, vor nahezu 400 Jahren, alt; sie erscheinen als krumme verhutzelte Bergknappen, sie waren gewiß so alt wie das Bergwerk selbst. Die Scheidung in gute und böse mag nicht ursprünglich sein, sondern Zutat jener Zeit üppig wuchernden Aberglaubens. Übrigens ist ja diese Unterscheidung nicht durchgeführt. Der angeblich böse Geist in der Schneeberger Grube bringt den Bergmann zu einer reichen Silberader, freilich setzt er ihn dabei so derb nieder, daß ihm das Hinterleder platzt und alle Rippen krachen; also mit Lebensgefahr; wie eben in der Wirklichkeit auch. Und ursprünglich ist gewiß der tückische menschenfeindliche Zug in ihrem Wesen, den die Bergleute immer wieder am eigenen Leibe spüren müssen. Der Mensch ist diesen Geistern des Erd-Innern immer noch wie ein fremder Eindringling. Aber schon hat sich in ihrem Wesen eine tiefgehende und immer weitergehende Wandlung und Anpassung vollzogen, im Umgang mit den Menschen. Wie man von den Bergleuten sagt, sie bekommen allmählich was von den Erzen in den Leib, in denen sie immer arbeiten, so wandert umgekehrt mehr und mehr von ihrer Seele in die des Bergwerkgeistes. Man gab diesen im Erzgebirge denselben Namen wie den Hausgeistern: Guteli, Gütel. Und ihnen, den Koboldén sind sie auch am ähnlichsten in ihrem Wesen und Werden. So erscheinen sie auch in den verschiedensten Gestalten. Bald kehren sie mehr den feindlichen Elementargeist heraus, bald mehr das Guteli. Dem einen zeigen sie sich als schreckliches Pferdegespenst, dem andern als großer schwarzer Vogel ohne Kopf, dem dritten als Mäuschen, das um Brot bettelt, mit unheimlicher Geschwindigkeit Löcher und Spalten ins Gestein nagt und reiche Lager edlen Erzes bloßlegt. In oberschlesischen Gruben erscheint der Geist als bläuliche oder riesengroße rötliche Flamme; in Tiroler Bergwerken nimmt die dann wieder menschenähnlichere Formen an, als Schachtmandl, das die Knappen gern erschreckt, ihnen in die Ohren gellt und Fratzen schneidet; manchmal sieht es auch ganz grün aus und nur die Augen sind feurig. Die Bergmännchen in westfälischen Gruben ließen sich überhaupt nur selten sehen, man hörte sie meist nur; sie pflegten durch Klopfen anzugeben, wo reiche Erze standen. Das Pfeifen in den Gruben konnten sie nicht vertragen.

Der Berggeist will nicht im Schlaf gestört sein. So ist ihm auch aller unnütze Lärm und auch das Fluchen verhaßt. Den Flucher stürzt er in den tiefsten Schacht oder dreht ihm den Hals um, das Gesicht nach dem Rücken; oder traktiert ihn wenigstens unsichtbar mit Stockschlägen,



so lange bis er fast zutage gekommen ist und mit der Hand die Hängebank erreichen kann; denn da ist das Reich des Berggeistes zu Ende. — Hier ist er schon der Werkgeist, der überall nach dem Rechten sieht, lohnt und straft nach Verdienst. Und als solcher, in Bergmannstracht, erscheint er besonders in den alten Bergwerken Mitteldeutschlands und des Harzes. Es ist die Seele des Bergmannes, die ganz und gar verwachsen ist mit dem Bergwerk und sich nicht mehr davon trennen kann; sie geht meistens unter dem Namen Bergmönch.

Der Bergmönch und die Goldmolche

Hinter Buntenbock hatte ein Arbeiter eine Eisensteingrube. Es waren aber immer Molche darin, die sahen schwarz und gelb aus, und es waren so viele, daß er sie in der Karre herausfahren mußte; sie krochen ihm sogar auf sein Essen und verdarben es. An einem Feuer schüttete er dann immer seine Karre aus und verbrannte die Molche. Am Morgen nach einem Tage, wo er wieder so viele verbrannt hatte, fand er noch ein paar in der Grube, die glänzten so eigentümlich. Als er sie auch ins Feuer tragen wollte, winkte ihm der Bergmönch, aber der Arbeiter achtete nicht darauf und verbrannte sie. Von nun an arbeitete er im Tauben (ohne Ausbeute). Wäre er dem Bergmönch gefolgt, so hätte ihm der gewiß etwas offeriert und er hätte sein Glück machen können, denn sicher sind die Molche eitel Gold gewesen. Die Grube ist seitdem verfallen, viele waren darin und haben keinen Eisenstein mehr gefunden. Sie heißt noch immer die Molchsgrube. —

Einmal wollte ein Mann in Buntenbock seinem Nachbar einen Schabernack antun und rappte einen Sack voll von den Molchen ein und schüttete sie ihm über die Tür auf die Diele. Bald hernach lieh sich der Nachbar von ihm einen Himpen, er aber war politisch und machte unten etwas Leim daran, um zu sehen, was der zu messen habe. Als er den Himpen zurückbekam, sah er unten noch ein bißchen Gold schimmern— das waren also die Molche, mit denen er den Nachbar hatte ärgern wollen.

Bei den Molchen wird man erinnert an das alpine Drachentier, im Innern der Berge, das Erz frißt und in seinem Leibe in Gold umschmilzt. Ein Mann aus Jeizenen in Oberwallis stieg mit dem Schlitten auf die Alp und wollte dort Holz holen. Auf dem Rückweg fiel er mit dem Gefährt in einen tiefen Spalt. Der war aber halb voll Schnee, und so tat er sich keinen Schaden. An den steilen glatten Wänden hinaufklettern, das ging nicht, so schritt er den Krachen entlang und kam in einen finstern Gang, darin sah er einen glänzenden Schein und ging darauf zu. Als er näher kam, sah er zu seinem Schrecken vor sich an die Wand geschmiegt einen greulichen Drachen mit glühenden Augen, der

leckte begierig die Flüssigkeit, die von den Wänden herabträufelte. Der Bauer wartete ein wenig, und da das Untier ihm nichts zuleide tat und er schrecklichen Hunger und Durst hatte, fing er auch an, die gelbrote Flüssigkeit aufzulecken. Bald fühlte er neue Kraft, und da er keinen Weg aus der Spalte fand, lebte er lange Zeit mit dem Drach in der Höhle. Einmal kroch der Drach heraus, schüttelte die Flügel, daß es aufflammte wie Höllenfeuer, und schwang sich in die Luft. Dem armen Bauer kam erst jetzt der Gedanke: hättst dich an dem Schwanz festhalten und mit auf den Felsenrand tragen lassen sollen. Bald kam der Drache zurück; aber es verstrich wieder lange Zeit, bis er seine Fittiche schüttelte und sich zum Flug bereit machte. Diesmal paßte der Bauer auf; er klammerte sich an den Drachenschweif und flog mit dem Tiere auf. Das flog ganz sachte, und oben auf dem Rand der Spalte setzte es ihn nieder. In großer Hast eilte er nach Hause. Da war man nicht wenig erstaunt, ihn wiederzusehen; man hielt ihn schon lange für tot. Er erzählte, was er alles erlebt hatte, und befahl dem Sohne, mit dem Schlitten an den Rand der Höhle zu fahren und die Drachenkegel zusammenzulesen, das sei pures Gold. Er selber konnte nicht mit, er war sehr elend und konnte die Speisen nicht mehr vertragen; was er aß und trank, mußte er erbrechen; und dabei war ihm, als trüge er ein schweres Gewicht im Leib. Nach einigen Tagen starb er; vor seinem Tode sagte er noch, man solle ihn aufschneiden. Und als das geschah, fand man in seinem Magen einen Klumpen Gold, sieben Pfund schwer; und sieben Jahre hatte er in der Höhle gelebt. Der Sohn hatte die Drachenkegel auf dem Schlitten nach Hause gebracht, und von dem Gold, das ihn zum reichsten Mann weit und breit machte, schenkte er der Gemeinde so viel, daß sie 120 goldene Becher und 12 goldene Kelche daraus machen lassen konnte. Dann blieb immer noch ein Rest, der wurde zu Tötzli, viereckigen Klümpchen, geformt. Als die Franzosen 1779 das Dorf heimsuchten, mußte die Gemeinde den ganzen Goldschatz herausgeben.

Fünftes Buch

Der Wald / Die wilden Leute

Die Riesen, wie wir wissen, sind meist ausgestorben, begraben unter Felslasten, oder von jahrhundertlangem Schlaf gefesselt, oder vertrieben wer weiß wohin. Manches von ihrem Blut und Wesen aber ist übergegangen in das Geschlecht der wilden Leute, das im Hochgebirge, besonders in Tirol, haust. Die wilden Männer sind entrische zottige Kerle. Von weitem könnte man sie für alte Fichten halten, die ganz mit Moos und Flechten bewachsen sind. Wenn sie unterwegs einen Stock brauchen, reißen sie einen Baumstamm aus, der Wurzelstock dient ihnen als Staggel. Am Hangenden Ferner wohnte einer, der hatte Beine wie Bäume und sprang in drei Hupfen bis nach Plan. Sie redeten — so sagte man in Vorarlberg — eine starke Sprache, die nur wenig Worte hatte. Auf dem Oberen Gschwände am Rigi hat man vor etlichen hundert Jahren, als ein Wetter des Nachts ganze Viehherden erschlug, wilde Männer gesehen, die bis an die Wolken reichten und Feueraugen hatten so groß wie hundertpfündige Käselaibe.

Die Fanggen

Fürchterlicher aber sehen meist noch ihre Weiber, die Fanggen, aus. Sie können ebenso laut schreien und sind ebenso groß wie die Männer, und auch am ganzen Leibe voll Haare, oder besser Borsten. Vom Kopf über den Rücken hängt ihnen zwischen ihren struppigen schwarzen Haarsträhnen der Baumbart, die lange graue Flechte, die auf alten Föhren wächst; und ein fürchterliches Maul haben sie, das geht von einem Ohr zum andern. Gekleidet sind sie in Joppen von Baumrinden und Schürzen von Wildkatzenpelzen. Jede von ihnen hat noch ihren besondern Namen; oft von einem Baum des Waldes, in dem sie leben, so z. B. Hochrinta, Stutzferche (Stutzföhre), Rohrinta. Eine hieß Stutzemutze (Stutzkatze), auch wieder nach ihrem Äußeren; die Fanggen trugen wohl nicht bloß Felle von Wildkatzen, sie erschienen ursprünglich auch in deren Gestalt.

Stellen den Menschen nach

Alleweil sind sie hungrig, besonders nach dem Fleisch der Menschenkinder; die holen sie sich, wie es nur gehen will. Darum dürfen die

Kinder abends nicht über die Türschwelle. — Im Wald zwischen Nassereit und Stra hauste eine Fangg, die war so groß wie ein mittlerer Baum. Sie lauerte immer auf Menschen, und wenn sie kleine Buben zu fassen kriegte, so schnupfte sie die in ihre Nase wie Doppelmops und St. Omer, oder raspelte sie an alten, dürren Bäumen zu Staub.

Die langen Brüste

Im Passeier erzählte man früher von der Langtüttin, die hatte ihren Namen von ihren langen Brüsten. Sie lief den Kindern nach und bot ihnen ihre Brüste, aus der einen floß Milch, aus der andern Eiter. Einmal lockte sie einen Buben von acht Jahren zu sich, gab ihm die Brust, bereitete ihm ein Lager und fragte ihn: „Michele, willst du Nockelen?" Als das Kind ja sagte, nahm sie unter einem Stein den schönsten Teig hervor und kochte ihm davon ganz köstliche Nudeln. Sie hatte auch ein ganz wundersam ausgeschmücktes Kämmerchen und eine kleine Küche mit herrlichem Geräte. Das Kind mußte mehrere Tage bei ihr bleiben; als es sah, daß es nicht leicht weggelassen wurde, tat es, als ob es mal auf die Seite gehen müßt, und lief fort und hüpfte behende über den Zaun, da wo die Spalten ein Kreuz bilden. Im selben Augenblick war auch die Langtüttin schon hinter ihm, erwischte es beim Rockzipfel und riß den ab. Aber wegen des Kreuzes am Zaun konnte sie ihm nicht weiter nach und das Kind lief über Stock und Stein davon.

Die Langtüttin hatte noch ein kleines hübsches Mädchen bei sich, das trug spitzige Schühlein, die Spuren davon sieht man noch heute.

In der Weiggalp (Oberwallis) oberhalb Goppenstein wohnte unter einem Felsen das Holzmutterli; es glich mehr einem Affen als einem Menschen und lief nackt umher mit herabhängenden Brüsten, die konnte sie über die Schultern schlagen. Wen sie mit ihrer Milch bespritzte, der wurde von ihr bezaubert, und wehe den Männern, die ihr in die Schlinge fielen; sie wurden zu Tode gequält. Die Alp wurde dadurch unsicher, und ein paar Männer machten sich schließlich auf mit Musketen und schossen den ganzen Tag nach der Felsenhöhle, in der das Mutterli wohnte. Endlich sahen sie, wie es gegen die Hockenalp auszog, und im Gallenloch will man sie zuletzt gesehen haben.

Die Fangga raubt eine Wöchnerin

Im Paznaun war eine Bäuerin nach dem Wochenbett zum erstenmal ausgegangen und wollte zur Kirche, um sich dort vorsegnen zu lassen. Sie trug aber nichts Geweihtes am Leibe und hatte sich auch gegen allen Brauch ganz allein hinaus gewagt. Inzwischen war ihr kleines Mädchen in die Küche gegangen, um Wasser zu trinken. Da kam es auf einmal in die Wohnstube gelaufen und rief: „Vater! komm doch in die Küche und sieh, was für einen großen Bart heut die Mutter hat!" Der

Vater ging in die Küche, da sah er statt der Mutter ein häßliches Weibsbild mit struppigem Bart, eine leibhaftige Fangga, beim Herde sitzen; die blickte ihn stier an. Aber dann stand sie auf und ging rasch durch den Hausgang bei der Tür hinaus und verschwand. Alles Suchen nach der Bäuerin war vergebens; man hat nie mehr eine Spur von ihr gefunden. Sicher hat die Fangga sie unterwegs aufgegriffen und zerrissen, oder weggeschleppt.

Die Fangga in der Klemme

Ein Bauer von Arzl im Oberinntal ging einmal in den Wald, um Kienholz zu machen. Dabei fand er einen so harten Zundernstock, daß es ihm viele Mühe machte, ihn zu klieben. Während er nun bei dieser Arbeit war, kam eine Fangga daher und fragte ihn: „Wie heißt du?" Da sagte er: „Saltton[1]". Da freute sich die Fangga und sagte: „Jetzt bekomm ich einmal Menschenfleisch; das soll mir schmecken!" Der Bauer war aber ein pfiffiger Kauz und sagte: „Du wirst mich doch nicht roh fressen? Wenn das Fleisch schmecken soll, muß es gebraten sein!" Da fragte die Fangga: „Wie geht denn das?" Und der Bauer sagte: „Da mußt du zuerst diesen Zundernstamm klieben und ihn dann anzünden, und dann kannst du mich am Feuer braten. Fahr nur nein mit deinen starken Händen und reiß den Stock auseinander!" Da griff die Fangga in den Spalt, und der Bauer zog den Keil heraus; da war sie eingeklemmt und fing an zu schreien und um Hilfe zu rufen. Da kam der Waldmann so herabgetümmelt, daß der Ort noch heute Timmels heißt, und rief: „Wer hat dir ein Leides getan?" Da antwortete die Fangga: „Saltton!" Als der Waldmann das hörte, wurde er unwillig und rief: „Saltton, salt g'litten", und lief weg und ließ die Fangga in der Klemme. So kam der Bauer mit heiler Haut nach Hause, aber er wagte sich nie wieder so hoch in den Wald hinauf.

Besonders hausten die Fanggen in dem Bannwald am Pillerberg — der seinen Namen daher hatte, daß die Bäume darin gebannt waren, d. h. von der Axt unberührt bleiben mußten — und in einem andern großen Urwald im Urgtal zwischen Ladis und Landeck am rechten Ufer des Inns.

Fanggenkind als Findling

Ein Hirt von der Fisseralm suchte einmal hier ein verlorenes Stück Vieh und fand dabei ein ganz behaartes Kind, ein Madl. Er nahm es mit heim und zog es auf und behielt es später als Magd. Es lernte zwar sprechen, wollte aber nie etwas von Beten und Kirchgang und dergleichen hören und war am liebsten im Wald. — Einmal gingen zwei Männer von Urgen am Fanggenwalde hin. Da hörten sie aus

[1] Selbtan.

dem Tannenwald eine rauhe Stimme, die befahl ihnen: „Saget der Stutzfärche (Föhre), die Rohrinde sei gefället und tot!“ Die Männer staunten und wußten sich die Worte nicht zu deuten, aber sie liefen schnell nach Hause. Einer von ihnen war ein Freund von dem Hirten, bei dem das gefundene Mädchen diente, der erzählte es seinem Freund, und zwar so laut, daß es das Mädchen in der Kammer nebenan hören konnte. Da fängt sie an zu schreien und zu heulen und zu jammern und läuft, was sie kann, der Urgenwildnis zu und ist nie mehr gesehen worden. Man hatte damals gerade ein paar Urbäume zum Straßenbau gefällt und will den Tod der Rohrinde mit einem von den Bäumen in Verbindung bringen. Und wohl mit Recht. Denn später wurde der Wald ganz niedergehauen, und damit waren auch alle Sangginnen verschwunden.

„Rohrinde ist tot!“

Ganz anders als die Sanggen und ihre Männer erscheinen die Saligen, seligen Fräulein oder Salkweiber, die im Tirolischen und auch sonst in den Ostalpen zu Hause sind; sie wohnen gern oben auf sonnigen schneeglänzenden Höhen; dort sind in den Felswänden die Salingerlöcher und Salkhöhlen, die schimmern von Eis und Kristall, und erweitern sich nach dem Innern der Berge zu prachtvollen Grotten und Hallen und sollen talwärts oft von herrlich grünen Matten und Hügeln voller Blumen umgeben sein, die Menschenblicken bloß meist verborgen bleiben. Die Saligen sind meist hochgewachsen, dabei oft von wundersamer Schönheit. Bisweilen zeigen sie sich hoch oben in den Bergen vor ihrer Wohnung auf einem Lieblingssitz; man sieht von weitem ihre Gewänder schimmern, sie kämmen ihr langes blondes oder schwarzes Haar und singen. Kommt man näher, so sind sie meist verschwunden. Im Hochsommer, wenn die Bauern auf gutes Wetter zur Ernte warten, dann spähten früher die Leute wohl manchmal nach dem Wildfräuleinstein aus; und wenn dann die schneeweißen Gewänder oder Kindstüchel wie weiße Nebel und Wölkchen um die Gipfel hingen, hieß es: Nun gibt's schönes Wetter, die wilden Frauen haben ihre Wäsche aufgehängt. Im Engelstein bei dem oberbayerischen Dorf Bergen gab es früher auch solche Fräulein, das war, als der Felsen noch zwei Zacken hatte, jetzt ist der eine abgebrochen; damals haben die Leute oft gesehen, wie die wilden Frauen aus Nebelfäden ein Seil spannen von der einen Spitze zur andern und darauf spielten und tanzten.

Die Saligen

Wetterherrinnen

Im oberen Stubaital wurden die Saligen häufig auch die Schneefräulein genannt; sie gaben den Hirten auf den Alpweiden Zeichen,

Bei der Ernte wenn große Schneewetter drohten; und die Sennen konnten dann noch rechtzeitig abfahren. Sie segneten die Almen und taten den Hirten viel Gutes. Wenn der Flachs gejätet, das Gras gemäht, das Korn geschnitten wurde, waren sie drum herum und halfen auch wohl mit. In Martell (am Ortler) wurden den Arbeitern immer die „Mahdküchel" mitgegeben, angeblich für einen etwaigen Besuch der weißen Fräulein. Auch erschien jeder Arbeiter in Feiertagskleidern beim Mahle, was wie das späte Mittagessen, sonst nicht gebräuchlich war. Alles das geschah, wie alte Leute sagten, „der Fräulein wegen".

Diese wilden Fräulein in Martell, die es besonders auf die Krapfen und Küchel der Mähder abgesehen hatten, waren sehr scheu. Sie kamen oft erst des Abends, wenn die Leute vor der Hütte saßen und bei einem Kohlenfeuer ihr Nachtessen bereiteten, oder gar, wenn alles schon schlief; dann durchstöberten sie die Hütte so lange, bis sie die Küchel gefunden hatten. Dann machten sie sich noch schleuniger davon als sie gekommen waren. Etwas kecker waren sie im Winter, wenn da mal ein Bauer ums Heu auf die Bergwiesen fuhr, merkte er bald, wie der Schlitten schwerer wurde, und konnte sich schon denken, wer drauf war. Ließ er das Ding eine Weile geschehen, so setzten sich immer mehr wilde Fräulein drauf, bis er schließlich den Schlitten gar nimmer weiter brachte. Umschauen und schelten und brummen, damit schreckte man sie höchstens einen Augenblick; gleich waren sie wieder da und saßen auf dem Schlitten. Man mußte schon den ersten besten Baumast nehmen und kräftig damit rückwärtsschlagen; das half ein Weilchen. Dann kamen sie freilich alle wieder an, und der Bauer mußte wieder seinen Ast gebrauchen. Gewöhnlich griff er aber nur dazu, wenn er den Schlitten fast nimmer fortbrachte. Solange nur ihrer zwei oder drei aufhockten, machte er sich nichts daraus und zog sie geduldig weiter; denn er glaubte, an ihnen eine gute Gesellschaft zu haben. — Man hatte wohl auch noch das Gefühl, das Gras und Heu, in das sie sich so gern hineinsetzen, gehörte ihnen ja eigentlich; man hatte es ihnen genommen. Und so auch Korn und Flachs; und wenn sie sich von den Mahdkücheln holten, nahmen sie sich eigentlich nur vom Ihrigen.

Wie lieb diese wilden Fräulein den Leuten waren, sieht man auch an ihren Namen: die im Duxer Ferner z. B. nannte man die Talgilgen (Lilien des Tales).

Verfolgt vom wilden Mann

Die saligen Fräulein, diese schönen Kreaturen, haben doch ihre Feinde; das sind die wilden Männer. Im Walde bei Barbian und Steineck hausten früher zwei solche Riesen, die schrien manchmal, daß man es

meilenweit hörte. Denn wußten die Leute, daß die Wilden wieder auf der Jagd nach den Saligen waren. Senner, die auf der Alp beim Mähen waren, hörten einmal ein jämmerliches Hilferufen und sahen von weitem, wie ein riesiger wilder Mann im Sturm durch die Bäume fuhr und ein Saligfräulein zerriß. Im Norden des Landgerichts Silz heißt ein hoher Gipfel der Frauenschritt; zuhöchst am Berge sieht man den Eindruck eines Fußes, weit davon, bergabwärts einen zweiten, von einem Saligfräulein, das ein Riese verfolgte. Andere wollen außerdem dort auch noch große und tiefe Riesentrittspuren gefunden haben. —

Verknüpfung mit dem Leben der Waldbäume

Die Holzknechte hieben früher, wenn sie einen Baum fällten, schnell mit zwölf Axtschlägen drei Kreuze in den Baumstumpf, noch während der Stamm im Fallen war; auf solch einen Baumstrunk konnte sich dann die Salige vor dem wilden Mann flüchten; da konnte er ihr nichts tun.

Eng verbunden dem Wachstum des Waldes und Baumes erscheinen auch die steirischen Wildfrauen, die ihren Sitz vor allem im Schöckl, einem bewaldeten Kogel bei Oberndorf, hatten. Sie haben einen hohlen oder muldenartigen Rücken, sehen also von hinten aus wie alte Baumstämme. — Wenn man ganz allein zwischen solchen alten Bäumen im tiefen Walde geht und recht auf ihr Leben lauscht, ist es einem wohl, einen einzigen Augenblick, als schaute es uns wie ein wildschön Frauenbild an; gleich aber wendet es sich wieder von uns ab: wendet uns den Rücken, und es steht nur ein alter Baum an der Stelle, wo wir die Waldfrau zu sehen meinten. — Diese Wildfrauen im Schöckl sollen verwunschene Menschen sein und werden vom wilden Gjaid (der wilden Jagd) gehetzt; das zieht mit einem sonderbaren Fuhrwerk daher: einer Art Schlitten, der fast gestaltet ist wie ein Schiff; er geht ganz flach, meistenteils in der Luft und hat unterhalb eine scharfe Schneide wie eine Pflugschar; als Zugtiere sind böse Dienstmägde vorgespannt. Die Ladung besteht aus wahrhaftigen Teufeln, aus schlechten Menschen und auch aus solchen bösen Dienstmägden, die unter dem Jahre gestorben sind und noch nicht vorgespannt werden konnten, weil sie immer erst in der heiligen Christnacht beschlagen werden. —

Die Wildherrin

Meist aber umfaßt die Salige und Wildfrau das ganze Leben eines Berg- und Waldreviers, Gras und Kraut und Stein ebensowohl wie Baum und Busch, und so betrachtet sie sich — ebenso wie die Fangga und andere wilde Leute — auch als die rechtmäßige Herrin alles Getiers dort, besonders des Wildes; und ihr Liebstes sind ihnen die Gemsen, das sind ihre Kühe, die sie in geräumigen Ställen im Innern der Berge halten. Die Gemsenmilch — und auch die Käslein, die sie daraus machten,



haben die Kraft, schwindelfrei zu machen. Wenn eine Gemse bisweilen dem Blick des Jägers entschwindet, und trotz aller Mühe nicht wieder zu finden ist, so mag sie wohl in den unterirdischen Stall geschlüpft oder von einer wilden Frau herein geholt sein. Eine Sage von sehr altertümlichem Gepräge erzählt, auf der unersteiglichen Alpe Morin sollen drei Saligen wohnen, die in Geiergestalt die Gemsen beschützen; den Hirten sind sie Freund, aber auf die Jäger und Wildschützen sind sie nicht gut zu sprechen, weil die oft gar zu wüst unter ihrer Herde hausen.

Bei Patznaun kam einmal ein Gemsjäger spät abends an einer Sennhütte an, und weil er noch weit nach Hause zu gehen hatte, übernachtete er da oben. Seine frischgeschossene Gemse tat er an die Luft, aufs Dach, dann brachte er drinnen auf dem Herd ein Feuer in Gang und machte sich's bequem. Auf einmal gab es vor der Hütte ein Geschrei, wie von einer rauhen Frauenstimme, und es rief: „Ach, unsere Kuh, unsere Kuh ist tot! da liegt sie!“ und gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und es trat ein Weibsbild herein, weiß gekleidet, aber grausam wild. Sie fuhr den Jäger an: „Du hast uns eine Kuh totgeschossen; dafür will ich dich jetzt in Stücke reißen.“ Aber der Jäger langte nach seinem Stutzen und sagte trotzig: „Und ich erschieße dich!“ Da hob die wilde Frau die Hand, und der Jäger war festgefroren. Nun bat er um gut Wetter und sagte, er wüßte nichts von einer Kuh, die er geschossen hätte. Sie ließ ihn erst noch eine Weile in seiner Angst stehen und sagte dann endlich: „Diesmal soll dir's noch geschenkt sein. Aber wehe dir, wenn du uns noch einmal eine Kuh schießt! Und nun komm mit; ich will dir etwas zeigen.“ Damit ging sie zur Hütte hinaus und ein Ende den Berg hinauf, und der Jäger folgte ihr; sie führte ihn in eine Höhle, darin war eine Krippe an der andern, und an jede war eine Gemse gebunden, nur an einer Krippe fehlte eine. Bei der blieb das Wildfräulein stehen und sagte: „Siehst du? Da hast du uns eine Kuh hinausgeschossen. Jetzt gehe nach Hause und tu unseren Kühen nie wieder was zuleide.“ — Da ging der Jäger heim; aber das Stillesitzen zu Hause konnte er nicht aushalten, seit er nicht mehr auf die Berge jagen gehen durfte, fing er an zu kränkeln und ist bald hernach gestorben.

Zwischen den Tälern Tiersee und Brantenberg in Tirol liegt der Nachtberg; er mag wohl wegen seiner dichten dunklen Föhren- und Fichtenwälder so heißen: da gab es früher viel Wild. Einmal sah dort ein Senne, der von einer Alpe zu Tale stieg, eine schöne große Frau, in grünem Hut und dunklem Kleid, die winkte ihm; er kam langsam näher,



es war ihm unheimlich. Sie sagte ihm, sie habe ihn zum Beschützer ihrer Tiere erwählt; er solle ihr das Wild hegen und jeden Wilderer töten; sonst würden die schönen Tiere bald ganz ausgetilgt sein. Er schwieg. Da drohte sie, wenn er's nicht täte, so wolle sie ihm seine ganze Herde verderben. Jetzt gab er nach, und hielt auch Wort; er schonte von nun an keinen Wilderer, der ihm ins Gehege kam. Da begann das Wild am Nachtberg sich wieder zu mehren, und das ganze Revier wurde gemieden der wilden Frau wegen; denn der schrieb man es zu, daß jetzt so viele Wildschützen dort verunglückten. — Man zeigt noch die Fußspur in dem Stein, wo die wilde Frau damals gestanden hat. Auch sagen die alten Schützen, seitdem sei der Berg nie ohne Wild gewesen; wenn man glaubte, die letzte Gemse sei dort geschossen worden, so seien immer wieder neue Gemsenherden gekommen, niemand habe gewußt, woher.

Die Wildfräulein locken Menschen an sich

Wie die Fanggen stellen auch die Salgen den Kindern der Menschen nach. Im Untersberg bei Salzburg haben wilde Frauen gewohnt, die in früherer Zeit oftmals zu den Kindern herausgekommen, die zunächst der Höhle das Weidvieh hüteten, und haben ihnen Brot zu essen gegeben. Einmal saß in der Nähe des Berges ein kleiner Bub auf dem Pferd, das sein Vater zum Umackern eingespannt hatte. Da kamen auch die wilden Frauen aus dem Berge hervor und wollten den Knaben mit Gewalt wegnehmen; aber der Vater eilte herzu und nahm ihnen den Knaben ab und fragte, was ihnen einfiele, was sie mit dem Buben machen wollten. Da sagten sie: „Er wird bei uns bessere Pflege haben, es wird ihm besser gehen bei uns als zu Haus, und der Knabe wäre uns sehr lieb; es wird ihm kein Leid widerfahren.“ Allein der Vater ließ den Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend fort. — Ein andermal haben sie einen Knaben mitgenommen, der allein das Vieh hütete. Erst über ein Jahr hernach sahen ihn die Holzknechte in einem grünen Kleid auf einem Stock des Berges sitzen. Den folgenden Tag gingen die Eltern mit den Knechten und wollten den Buben auf dem Berge aufsuchen. Allein sie gingen alle umsonst; er kam nicht mehr zum Vorschein. — Bei dem grünen Kleid erinnert man sich des grünen Hutes der Wildherrin, auch sonst lieben Waldgeister diese Farbe in ihrer Tracht.

Bei Graun im Obervinschgau steht ein Mittelgebirg, die „Salge“ genannt. Da sollen früher die Salgfräulein gehaust haben. Sie wohnten unter diesen Steinblöcken in weiten, prachtvollen Räumen und waren den Menschen hold und freundlich. Oft saßen sie abends in weißen Gewändern auf dem „großen Stein“ unter dem alten Lärchbaum und

Ihr Gesang

sangen allerlei Lieder. Als sie eines Abends sich wieder dort zeigten, kam ein Hirt vorüber, dem tat es der schöne Gesang so an, daß er stille stand, sich auf einen Stein setzte und bis tief in die Nacht hinein den Salgfräulein zuhörte, bis sie mit dem untergehenden Monde verschwunden waren. Da kam er erst wieder zu sich, dachte an sein junges Weib und an seine Herde und kehrte nach Hause zurück. Seitdem er aber die Salgfräulein gesehen hatte, blieb er wortkarg und schwermütig. Ohne seinem Weibe je ein Wort davon zu sagen, ging er oft auf die Salg, um auf den Gesang zu horchen. Endlich wurden die Salgen mit ihm vertrauter und führten ihn eines Abends in ihre Kammern und zeigten ihm ganze Herden von Gemsen, die sie als Haustiere hielten. Seitdem kam der Bauer noch häufiger auf die Salg in Heimgart und blieb oft länger aus. Seine Frau wurde bald eifersüchtig und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er so oft wegblieb, und da das nichts half, nahm sie sich vor, es herauszubringen, wohin er des Nachts immer ging. Als er eines Abends wieder weg wollte, um, wie er sagte, eine verlorene Geis zu suchen, tat sie recht zärtlich mit ihm, umarmte ihn und bat ihn, doch ja bald wiederzukommen. Dabei aber knüpfte sie ihm, ohne daß er's merkte, einen Faden an einen Joppenknopf und behielt das andere Ende mit dem Knäuel daran zurück. Als der Bauer eine Strecke gegangen war und schon ein gutes Stück Faden vom Knäuel abgewickelt hatte, verließ auch sie das Haus und folgte dem Faden, und der führte sie zur Salg. Dort fand sie ihren Mann mitten unter den Salgfräulein, und die sangen ihm Lieder vor. Da fing sie an zu weinen und zu jammern und verwünschte den Tag ihrer Hochzeit und die Salgfräulein. Und die wilden Fräulein verschwanden unter den Steinen und wurden seitdem nie wieder gesehen. Der Hirt lebte auch nicht mehr lange. —

Mehrmalen hat es sich um das Jahr 1645 begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberg (dem Untersberg im Salzburgischen) gegen das Dorf Anif ging, welches eine gute halbe Stunde vom Berg entlegen ist. Alldort machte sie sich in die Erde Löcher und Liegerstatt. Sie hatte ein ungemein langes und schönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußsohlen hinabreichte. Ein Bauersmann von dem Dorfe Anif sah diese Frau öfters von und zu gehen und verliebte sich in sie hauptsächlich wegen der Schönheit ihrer Haare. Er konnte sich nicht erwehren, zu ihr zu gehen, betrachtete sie mit vielem Wohlgefallen und legte sich endlich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr in die Liegerstätte, und sagte eines zum andern nichts. In

der zweiten Nacht aber fragte die wilde Frau den Bauern, ob er nicht selbst eine Frau habe? Der Bauer aber verleugnete seine Ehewirtin und sprach: Nein! Allein des Bauers Weib machte sich viel Gedanken, wo denn ihr Mann abends hingehe und des Nachts schlafen möge. Sie spähete ihm nach und traf ihren Mann auf dem Felde schlafend bei der wilden Frau. „O behüte Gott!" sagte sie zur wilden Frau, „deine schönen Haare! Was tut ihr denn da miteinander?" Mit diesen Worten wich das Bauersweib von ihnen und der Bauer erschrak sehr hierüber. Aber die wilde Frau hielt dem Bauer seine treulose Verleugnung vor, sagte zu ihn: „Hätte deine Frau bösen Haß und Ärger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest du jetzt unglücklich sein und nicht mehr von dieser Stelle kommen; aber untersteh dich nicht mehr, daherzukommen. Nimm diesen Schuh voll Geld von mir, gehe hin und sieh dich nicht mehr um!"

Fruchtbarkeit und Wohlstand

Aber sie bleiben nicht immer in ihren Wäldern und Bergen, sie kommen auch herab in die Wohnungen der Menschen, und wo sie einkehren, bringen sie Glück. — Der reiche Egger in Vörau hatte Geld und Sachen in Hülle und Fülle; mit seinen Talern hätte er die Hauslaub pflastern, mit seinem Korn für ganz Vörau Brot backen und mit seiner Streue hundert Ställe belegen können; einen Heustock hatte er, wie jetzt alle Vörauer mitsammen keinen haben, und mit seinem Mist hätte er die ganze Möltener Weide zu düngen vermocht. Das machte, alle Abend, wenn die Viehdirne beim Egger in den Stall ging, um die vielen Kühe zu melken, da kamen zwei Saligfräulein daher, die sammelten die verschüttete Milch und tranken sogar aus der Bütte. Niemand wehrte es ihnen, denn die Milch nahm dabei nicht ab, sondern zu. Überall hätte man ihnen gern zu trinken gegeben, aber sie kamen nur auf den einen Hof. Sie behüteten auch dem Bauern den Flachs und kamen zum Spinnen.

Einmal hatte der Bauer einen Ärger gehabt; giftig kam er heim, ging nach dem Stall und sah da, wie die zwei Fräulein mit vollen Zügen aus der Milchbütte schlürften. Wütend zog er sein Messer und wollte einem Fräulein die Ohren abschneiden. Da flüchteten die beiden aus dem Stalle und sagten wehmütig:

„Au und weah
Und nia koa reicher Egger meah!"

Dann gingen sie fort, und niemand hat sie seitdem gesehen. Ihr Spruch aber ging haarscharf in Erfüllung.

Die wilden Fräulein treten auch dauernd bei den Bauern in Dienst; tun treu und emsig ihre Arbeit, reden aber dabei kein Wort. Wo eine ist,



da ist Segen und Überfluß im Haus. Einmal vergaß sich eine solche Magd und verriet ihren Namen; da ging sie fort und blieb fort.

Diese wilden Frauen, die im Heu saßen, den Flachs und das Vieh gedeihen ließen, vorher sagten, ob es ein gutes oder schlechtes Jahr geben würde und was die Bauern säen und wann sie die Ernte einfechsen sollten, hatten wie scheint auch die Macht, die Ehen der Menschen zu segnen. In den Dörfern am Staufen in Oberbayern gaben die Leute bei den Hochzeiten wohl acht, wenn die Braut aus dem Hause der Eltern ging, ob dann die wilden Frauen erschienen und sangen. Ebenso kamen sie bisweilen in ein Haus, wo ein Kind geboren war, und sangen. Das taten sie aber nur bei Leuten, die sie auszeichnen wollten, und solcher Gesang der wilden Frauen bedeutete allemal Glück.

Nochmals das schöne Haar

In einer Ortschaft des Drautales nah bei den Salkhöhlen lebte eine arme, fleißige Bäuerin. Als sie eines Morgens wieder ganz früh auf ihrem Felde arbeitete, schlich sich ein Salkweib in die Stube und legte sich in der Bäuerin ihr Bett. Als die Frau nach Hause kam und das schöne fremde Weib in ihrem Bette sah und das lange Goldhaar, das auf den Boden geglitten war, trat sie ehrfurchtsvoll heran und hob die schweren Flechten wieder aufs Bett. Da wurde die Salige wach, stand auf, nahm eins von ihren Haaren und sagte zu der Bäuerin: „Setze dies Haar auf den Spinnrocken, und die Leinwand wird in deinem Hause nie ausgehen. Nur darfst du beim Spinnen nie die Geduld verlieren." Dann verschwand sie. Neugierig setzte sich die Frau sofort ans Rad, und wirklich, der Faden nahm kein Ende. Niemand in der ganzen Gegend hatte so schönes Leinen wie sie, und bald kam sie zu Geld und Gut. Aber eines Tages hatte sie mal schlechte Laune und sagte ärgerlich: „Will denn der Faden gar kein Ende nehmen?" In demselben Augenblick war das Spinnrad leer. Aber die Bäuerin hatte genug verdient und lebte fortan ohne Sorgen.

Saligen-Ehen

Eins von den Fräulein in der Lecklahn wurde von dem Mair in Glaning, der ein braver, schöner Bursche war, so eingefadelt, daß sie ihn heiratete und also eine Mairin wurde; sie verbot ihm aber gleich anfangs, nach ihrem Namen zu fragen. Sie lebten glücklich beisammen, und alles zu Hause und auf dem Felde geriet aufs beste. Aber dem Mair war's zu wohl, es ließ ihm zuletzt keine Ruhe, er mußte ihren Namen wissen und ließ nicht ab, sie darum zu quälen, bis sie endlich nachgab. Als sie aber ihren Namen verraten hatte, da mußte sie fort. Nur alle Sonn- und Feiertage kam sie noch zu ihren Kindern, wusch, kämmte und kleidete sie. Wenn sie dann in der Kammer war, konnten

nur ihre Kleinen sie sehen, sonst niemand, auch ihr Mann bekam sie nie wieder zu Gesicht.

An den Berggehängen nordöstlich von Hinderstein, gegen den oberen Berg und den Bschißer zu, ist eine Doppelhöhle, der Fräuleinstein; hier hausten vor uralten Zeiten wilde Frauen. Eine davon heiratete einmal einen Hindelanger, aber nur unter der Bedingung, daß man ihr keinen Namen gebe. Denn würde man bei der Namengebung zufällig den rechten treffen, den aber niemand kannte, so müßte sie gleich fort. Beide liebten einander treu und lebten lange in glücklicher Ehe. Auch die Nachbarn hatten alle die Frau sehr lieb und hielten große Stücke auf sie, weil sie so fleißig war. Einmal war sie dabei, das Kraut im Garten abzuwurmen, da kam ein Weib des Weges und rief ihr zu: „O mei' lieb's Gertrüdle, wie fresset die Würmle dei Krüttle!" Da wurde die Wildfrau leichenblaß, fing an zu weinen und zu jammern, nun dürfe sie nicht mehr bleiben. Das Weib, das da vorbeigegangen war, hatte ihren rechten Namen genannt.

Ganz zu hinterst im Kalsertal an einem steilen Abhang des Großglockners lag ein Bauernhaus, das hieß „zum Spöttling". Da hauste einmal ein junger Bauer, das war ein hübscher Mensch, aber jähzornig und trank gern Branntwein. Darum konnte er keine Frau kriegen und hatte sich schon vorgenommen, gar nicht mehr zu heiraten. Da kam eines Tages ein Mädchen auf den Hof, die wollte eine Stelle als Dirn; sie war schön, groß und stark, aber niemand wußte, wer sie war und woher sie kam. Der Bauer behielt sie und fuhr auch gut dabei, sie war fleißig und geschickt wie keine, und dabei immer lustig. Mit der Zeit übertrug er ihr die ganze Wirtschaft, und schließlich wollte er sie heiraten. Sie möcht' ihn wohl schon, sagte sie, aber es wär eine Bedingung dabei: er dürfe sie nie schlagen, oder wenigstens nie mit der geballten Faust. Dazu werde es schon nicht kommen, meinte er; und so kam die Heirat zustande. Mehrere Jahre ging alles gut, und sie kriegten auch Kinder, zwei Mädchen. Aber einmal des Abends, als er etwas benebelt vom Wirtshaus heimging, kam ihm der Gedanke, was denn wohl geschehen würde, wenn er sein Weib schlüge. Und als er nach Hause kam, suchte er Streit mit ihr; sie wollte aber keinen und wich ihm aus; jetzt wurde er böse und versetzte ihr einen derben Schlag mit der Faust in den Rücken. Da nahm sie die Schürze vors Gesicht und ging fort. Am andern Tag, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, suchte er sie überall; aber sie war nirgends zu finden. Den nächsten Samstag, um Feierabend, gingen die beiden Mädchen, die erst vier bis fünf Jahre waren, in den

nahen Wald hinaus. Am Abend kamen sie wieder und waren sauber gewaschen, gekämmt und gezopft. Wie man sie fragte, wer das gemacht habe, sagten sie: die Mutter, draußen im Walde. So geschah es nun jeden Samstag, bis die Kinder groß waren und sich selber waschen und zopfen konnten. Der Bauer aber bekam seitdem das Stottern, und das ging auf alle späteren Besitzer des Hauses über. Alle Leute meinten, die Frau sei sicher eine Salige gewesen.

Auch die wilden Männer tun nicht immer so feindlich und wild gegen die Menschen, wie es eingangs erzählt wurde; man findet sie sogar in deren Dienst. Als der Hirt vom Dorf Wald abgestürzt war, brachte abends ein großer wilder Mann die Ziegen, aber ein Stück vom Dorf blieb er stehen, hinein kam er nicht; über zehn Jahre hat er so die Herde gehütet, niemals einen Lohn verlangt, überhaupt mit keiner Menschenseele ein Wort gesprochen. Wenn sie auch gern geben und helfen, so behalten sie doch noch vielerlei Geheimnisse, und wohl die besten, für sich und lassen sie sich mit List und Gewalt nicht entwinden.

Wilde Mannli als Geißler und Kühjer

Ähnliches wird von den Fänkenmännlein in Graubünden erzählt, einer zwergenhaften Rasse der wilden Leute, die aber an ungeheurer Körperkraft ihren riesigen tiroler Verwandten kaum nachstehen. Sie waren am ganzen Leibe behaart und trugen um die Lenden einen Schurz von Fellen.

Ein solches wildes Männlein besorgte einem Bauern einst sogar das Vieh im Stall, fütterte, tränkte und striegelte es und nahm nur den Schaum von der Milch zum Lohn. Als ihm der Bauer einmal auch Milch vorsetzte, machte es sich davon und zeigte sich nicht mehr. Am liebsten aber übernahmen sie die Hut der Herden auf den Alpen und Maiensässen, sie wurden daher öfters wilde Kühjer oder wilde Geißler genannt. So einen hatte z. B. das Dorf Klosters im Prättigau schon seit langer Zeit, viel länger, als die ältesten Leute damals gedenken konnten. Alle Morgen trieb man ihm die Dorfziegen bis zum „Geißlerstein"; da wartete er schon und trieb sie weiter, man wußte nicht wohin; und abends zur bestimmten Zeit waren sie alle wieder beim Steine, mit strotzendem Euter, so daß sie vor Milch kaum gehen konnten. Der Geißler redete wohl mit den Ziegen, sie verstanden ihn und folgten ihm, nur mit den Menschen sprach er nie ein einziges Wort. Stumm übernahm er morgens die Tiere, stumm lieferte er sie abends wieder ab, stumm kam er jeden Herbst am Zahltage zum Stein und nahm Käse und Zieger in Empfang, die man ihm gleichfalls stumm dort hinlegen mußte.

Dies ewige Stummtun verdroß nun endlich die Leute, und die Burschen vom Dorfe versuchten, ihn zu fangen und hinter seine Geheimnisse zu kommen. Diese Geschichte wird an verschiedenen Orten Graubündens in verschiedenen Lesarten erzählt. Es gelingt endlich, den Fänken zu überwältigen, indem man ihn in Wein oder Branntwein berauscht. Besonders schlau fingen es die Burschen von Conters an. Sie füllten zwei Brunnentröge, aus denen er zu trinken pflegte, den einen mit Wein, den andern mit Branntwein. Der Geißler kostete zuerst das Rote, den Wein, und rief: „Röteli, du verführst mi net," und machte sich dafür an das Weiße, den Branntwein, und schlürfte es ganz aus. Bald war er völlig berauscht und konnte nun ohne Mühe geknebelt werden. Und nun wollten ihn die Burschen nicht eher wieder freigeben, als bis er ihnen ein Geheimmittel verraten hätte; denn man glaubte dort von altersher, die Fänggen verständen die Kunst, aus der entziegerten Molke (Schotte) Gold oder das Lebenselixier zu machen. Er versprach ihnen, wenn sie ihn losbänden, ein gutes Mittel anzugeben. Da ließen sie ihn frei, er aber sagte ihnen das Rezept:

Menschenlist und Fänkenwitz

Ist's Wetter gut, so nimm de Tschopa mit,
Ist's aber leid, chanst tuen, wie d' witt. —

Die Bewohner der Gemeinde Tenna fingen einen großen Bären, der ihren Herden vielen Schaden zugefügt hatte. Sie wollten an ihm einmal ein rechtes Exempel statuieren und hielten einen Rat miteinander, wie sie ihn am schärfsten bestrafen könnten. Da trat ein wildes Mannli unter die Versammlung und sagte: „s' grusigscht ischt, lent na hürota." Dieser Rat vom wilden Mannli wurde von nun an dort zu Lande ein Sprichwort. —

Ein Fänggenmannli in Savien hütete einem Bauern viele Jahre hindurch die Kühe und bekam dafür jeden Abend ein Näpfchen Milch, die ihm das allerliebste war. Die Herde, die er hütete, vermehrte sich wunderbar und gedieh prächtig, und so lange sie unter seiner Obhut stand, verunglückte kein einziges Stück. Dafür wollte ihm die Bauersfrau auch was Gutes tun und machte ihm einmal ein paar lederne, kurze Hösli, verzierte sie mit roten Schnüren und legte sie dem Kühjer hin. Der Fängge konnte mit dem Dinge erst gar nicht zurechtkommen und schlüpfte mit den Ärmli hinein; als es ihm aber so nicht paßte, probierte er es an die Füße, und richtig, da ging's; als er das Hösli nun anhatte, betrachtete er sich wohlgefällig, tat einen lauten Juchzer, warf seinen Hirtenstab hoch in die Luft von sich, lief bergein und kam nicht wieder.



Noch einmal vom Wilden Mann

Wie es gelegentlich von den Riesen der Lüneburger Heide heißt, daß sie mehr für die Tiere, z. B. die Pferde, übrig hätten als für die Menschen, so nimmt sich auch der riesige wilde Mann in Tirol der Pferde an. Im Tale Langtaufers liegt nicht weit von der Warg ein einzelner großer Stein mit einer Höhlung; er heißt der Wildemannstein; denn in alten Zeiten hat ein wilder Mann darin gehaust. Wenn man vorüberkam und ihn grüßte, sah er einen starr an und blickte einem noch lange nach, ohne ein Auge zu verwenden. — Einmal war einem Fuhrmann in der Gegend der Wagen stecken geblieben, und alles Zerren und Fluchen und Wettern wollte nicht helfen. Da kam der wilde Mann, verbot dem Bauern sein wüstes Tun und zog mit einem Griff das Fuhrwerk aus dem Morast. Aber der Fuhrmann, statt sich zu bedanken, fluchte noch in einem fort. Da wurde der wilde Mann blitzböse, packte das Lästermaul und schlug es tot. Dann ist er weiter ins Tal hinuntergegangen und hat sich nie mehr sehen lassen.

und vom Wetter

Dieser Wilde ist auch ein guter Wetterprophet gewesen; wenn es regnete, schloßte und schneite, war er immer seelenvergnügt; dann saß er ohne Hut und Mantel unter seinem hohlen Stein. Wenn aber schön Wetter war, wickelte er sich in seinen Mantel und zog den breitkrempigen Hut tief ins Gesicht.

Im Navisertal, das zwischen Matrai und Steinach zur Poststraße herausmündet, erschien alljährlich um die Zeit der Aussaat ein wilder Mann, und sobald er sich zeigte, bestellten die Bauern ihr Feld und säeten aus, denn dann war ihnen eine gute Ernte gewiß. Einmal warteten und warteten sie auf das wilde Mandl, und es kam nicht, und es grünte und blühte schon lange alles in Wald und Feld, und die Anbauzeit war schon fast vorüber, da hielten sie nicht länger aus und fingen an, auszusäen. Als sie aber mitten in der besten Arbeit waren, kam der Wilde mit zornigen Augen und ganz verzogenem Gesicht und schrie: „Hättet's mi viel gfragt, hätt' i enk viel gsagt!" Damit lief er auf und davon und ließ sich nie mehr sehen. Die Ernte wurde vom Hagel zerschlagen, und seit der Zeit gab es überhaupt manches Mißjahr.

Wenn die Kinder zur Winterszeit im Walde Holz suchen, kommt in den kärntnischen Bergen zuweilen der wilde Mann und läßt sie Erdbeeren finden. Er braucht nur zwei Blaser zu tun. Wenn er das erstemal bläst, verschwindet der Schnee; beim zweiten kommen schon die Erdbeeren zum Vorschein.

Sein Alter

Bei Klausen auf dem Schlern (einem Bergstock der Südtiroler Dolomiten) kam manchmal ein riesiger, zottiger Alter zu den Holzfällern



und Hirten, der erzählte ihnen die wunderbarsten Dinge. So sagte er einmal auf die Frage, wie alt er sei:

I denk den Schlern
Wie an' Nußkern.
In Pfrain
Den besten Wein.
Auf Blank'nhorn
Das beste Korn.

Daß sie da den Wald lieben und die Berge, die mit ihnen gewachsen sind, ist ganz natürlich. Der wilde Mann im Pillerberg (Passeier) sagte einmal zu einem von den Arbeitern, die in seinen Wald kamen; „Trägst du mir noch einmal soviel Holz zugleich fort, so zerreiß ich dich; wenn du aber wenig nimmst und fein stad (still) kommst, seh ich es gern —." Mit ihm kam oft im Pillerberg die Langtüttin zusammen, an der Stelle, wo noch der weiße Stein liegt. Vom Ferner bis zu dem Fleck machten sie bloß drei Schritte. Man sieht noch vom wilden Mann die eineinhalb Spannen breite Fußstapfe. Sein Stecken drückte dem Sesselstein, an dem er lehnte, eine große Rinne ein. Auch wo er gesessen und wo er Zwirnknäuel und Strumpfelbrett hingelegt hat, kann man noch ganz genau sehen. Und auf dem Platz der Langtüttin haben sich die Rittelfalten im Stein abgedrückt. Die beiden saßen oft stundenlang beisammen und spielten. Einmal hatte sie neunundneunzig Partien gewonnen, doch die hundertste verspielte sie. Deshalb mußte sie zum Hangenden Ferner wandern und wurde seitdem nicht mehr gesehen. Der wilde Mann ging noch eine Zeitlang seine Wege und verschwand dann auch spurlos. —

Spiel mit der Langtüttin

Heutzutage, so meinte ein Tiroler Holzfäller, bekommt man keine Waldfänggen, Truden, Hexen, Pütze und den Teufel selber mehr zu sehen; der Papst hat allen Spuk in Bann gelegt, sonst hätte man ja vor lauter Gespenstern nicht einmal mehr so viel Platz, um ordentlich ausspeib'n (ausspeien) zu können. Wenn aber der Papst ein schwarzes Jubiläum veranstaltet, dürfen sich alle wieder frei unter den Menschen zeigen, und dann wird es noch schlimmer als in alten Zeiten.

Die schwindende Wildnis

Im deutschen Mittelgebirge, wo es fast nirgends mehr eine wirkliche größere Wildnis gibt, ist das Geschlecht der großen oder gar riesigen wilden Leute fast ausgestorben oder am Aussterben. Einzelne Landschaften halten noch in halbverblaßten Sagen und allerlei Namen die Erinnerung fest; so der Harz in dem Orte Wildemann; in der Eifel gibt es einen Wölfragrond, in Hessen unter anderem einen Berg des Namens Wildfrauhaus bei Wohnfeld, einen Wildfrauenstein bei Grün-

berg, ein Gestühl der wilden Frau bei Dauernheim. Am längsten ist die Sage noch in Hessen lebendig geblieben; doch erscheinen die Wilden hier wie in anderen mittel- und norddeutschen Sagen im ganzen wesentlich zahmer als im Hochgebirge. Jedenfalls befinden sie sich auf dem Rückzuge vor der Zivilisation, und gern wird bezeichnenderweise erzählt, wie die Menschen Jagd auf die wilden Leute machen. Die beiden wilden Frauen beim Rodenstein in Hessen haben manchmal allerhand prophezeit und merken lassen, daß sie noch im Besitz vieler Geheimnisse seien (gerade wie die Fänkenmannli und die andern Berg- und Waldgeister der Alpen); so sagten sie: „wenn die Bauern wüßten, wozu die wilden weißen Heiden und die wilden weißen Selben (Salbei) gut sind, dann könnten sie mit silbernen Karsten hacken.“ Einmal glückte es den Bauern, das eine wilde Weibchen zu fangen, da rief ihm das andere nach: „Sag alles, sag alles, nur nicht, wozu die wilden weißen Heiden und die wilden weißen Selben gut sind!“

Das Geheimnis der wilden Leute

Im Bernhardswalde an der Kinzig bei Schlüchtern leben wilde Leute, die haben ihre Häuser dort oben, wo gewaltige Steinmassen hernieder starren; die heißen nach ihnen die wilden Häuser. Da essen die wilden Männer täglich am „wilden Tische“, und ihre großen schönen Frauen steigen in den Mondnächten auf in die Lüfte; ihre Kinder, die schon so groß sind wie die größten Menschen, schützen die Kinder der Bauern beim Beerensuchen im Walde. Die wilden Männer sind am lustigsten, wenn der Sturmwind über Wald und Berg hinfährt und der Blitz aus den Wolken zuckt, dann schreiten sie hoch oben über die Höhen und rütteln an den Wipfeln der Bäume. Aber sie freuen sich auch, wenn die Aronspflanze gedeiht und sie zwischen den Schachtelhalmen dahergehen können. Sie helfen gern denen, die ihnen begegnen und Heilung gegen Krankheit suchen, zeigen ihnen nützliche Kräuter und sind überhaupt nur bösen Menschen feind, die zuweilen von ihnen mit Ohrfeigen begrüßt werden.

Von den kleinen Holz- und Moosleuten

Überall sonst in Mittel- und Norddeutschland sind Seele, Antlitz und Gestalt der Wälder und Berge durch Menschenhand und Menschensinn verändert. Zwergenhaft zusammengeschrumpft erscheinen ihre Seelen jetzt dem Menschen; wenn er sie überhaupt noch zu sehen bekommt. Nur selten, tief im Wald, zeigen sie sich. Einmal hatte ein Holzhauer das Glück, so einem Männchen zu begegnen; aber er konnte es nur sehen, wenn er etwas schräg guckte; drehte er sich rasch um und wollte es anreden, so war es weg; aber im Weitergehen sah er es immer wieder von der Seite.

Es ist das Volk der kleinen Holz- und Moosleute. Sie sind selten über drei Schuh groß; grau und grün sieht die ganze kleine Person aus; man weiß nicht, sind Moos und Flechte nur das Kleid oder gehören sie zur Haut; es scheint fast das letztere oder beides, denn sogar das Gesicht ist ganz mit Moos bewachsen. Und dann heißt es wieder: Kleider machen sie sich aus dem grauen Mais oder Mies (Baumbart), den sie mit einer Spindel von den Bäumen weg spinnen, so daß er oft lang von den alten Tannen herunter oder gar wie ein Seil von einem Baume zum andern hängt. Sie waschen ihr Gesicht in dem Tau, der sich am Morgen in den Frauenmäntelchen (Alchemilla vulgaris Sinau) findet; den Leib ziehen sie durch den Tau der Wiese. Mit Wollmoos trocknen sie sich ab oder mit alten Fetzen, die ihnen die Leute schenken. Die Holzgerste, fingerlang, ein rötliches Gerstenkörnchen auf einer Borste, das gern auf wasigen, sonnigen Stellen wächst, ist ihr Getreide. Noch im Jahre 1830 will ein junger Mann in der Schlee in Thüringen zwei jungen Holzweibeln begegnet sein; soviel er in der Dämmerung hat sehen können, hatten beide ganz bemooste Gesichter und trugen Körbe von ungeschälten Weiden auf dem Rücken. Eins von ihnen strickte an einem grünlichen Strumpf. Schweigend zogen sie an ihm vorüber. — Der Fischmatz zu Naab in der Oberpfalz arbeitete einmal auf dem Felde, nahe am Wald. Da fing er ein Holzweibchen, das war so groß wie ein Mädchen von 5 Jahren; ein Kleidchen hatt' es an von Mais (Baummoos). Es war sehr zart und bleich von Angesicht und hüpfte wunderschnell von einem Baum zum andern, wie ein Eichkätzchen. — „Anno 1644 wurde um Rabenstein bei Chemnitz von Jägern in einer Stallung ein wildes Weiblein gefangen, in menschlicher Gestalt, einer Ellen lang, an Leibe rauch, ohne im Angesicht, und auch an Händen und Füßen glatt."

Spinnerinnen und Strickerinnen des Waldes

Ein Kuhmädl bei Reichenfels (Reuß j. L.) nahm immer so merkwürdig viel Brot mit in den Wald und wenn es zurückkam, hatte es jedesmal so viel gestrickt. Schließlich kam man dahinter, daß sie von ihrem Brot einem Holzweibel was abgab und das ihm dafür strickte. — In früheren Zeiten, als es noch nicht verboten war, das Vieh im Walde weiden zu lassen, mußten die Hirten die Spindeln (Spillen) mitnehmen, um während des Hütens zu spinnen. Am Jeschken (Nordböhmen) saß mal ein Hirt bei seinen Rindern im Walde, spann und sang dazu. Da fiel eine glockenhelle Stimme mit ein und es stand auf einmal bei ihm ein Holzweibchen und bat um ein Stück Brot. Er teilte mit ihr, was er im Ranzen hatte, und zum Dank dafür spann sie ihm mit flinken Händen die ganze Spindel voll. Als er ihr ein Kompliment

über ihre Geschicklichkeit sagen wollte, war sie schon fort. Nun fing er an zu weifen, aber der Faden nahm kein Ende und war dabei so weich und fein und glänzte wie helles Gold. „Ei, du verdammtes Spiel!“ schrie er vor lauter Freude; da riß der Faden und war nur noch ein gewöhnlicher flächserner.

Flachshaar und Wunderkamm

Im Walde dort am Jeschken verliefen sich auch einmal zwei Mädchen; wie sie vor lauter Angst an zu weinen fingen, kam ein Waldweibel aus dem Busch, das half ihnen wieder auf den richtigen Weg. Ehe sie aus dem Walde herauskamen, sagte es zu ihnen, sie könnten ihm wohl ein bissel auf dem Kopf krauen und es kämmen. Dabei gab es ihnen einen Kamm. Das Haar aber war wie von Flachs und ganz verwirrt. Doch mit dem Kamm kriegten sie's bald glatt. Als sie fertig waren, durften sie den Kamm behalten, sie sollten aber niemand was davon sagen. Nun gingen sie jeden Tag heimlich in den Wald und kämmten eins das andere; davon bekamen sie gerade so goldene Haare wie das Waldfräulein, und wunderschöne rote Backen. Darüber wunderten sich die Eltern, und wollten wissen, was sie immer im Walde machten; erst wollten's die Kinder nicht sagen, zuletzt aber haben sie es doch ausgeplaudert. Nun kamen alle Mädchen im Dorfe und wollten sich mit dem Kamme kämmen. Aber da hatte der seine Kraft verloren.

Heilkräuter

Sie wissen überhaupt mit allem, was wächst, gut Bescheid, sei es Mensch, Tier oder Pflanze. So kennen sie auch alle Kräuter im Walde, haben sie wohl gar wachsen lassen, und wissen von deren geheimen Kräften, wie auch sonst noch von vielen Dingen, die den Menschen verborgen sind; sie merken es, wenn Krankheiten wie Husten und Strauchen im Brunnenwasser sind; sie sagen großen Schneefall und Überschwemmung, Menschen- und Viehsterbe voraus. Und wenn einmal eine Seuche das Land befallen hat, so sagen sie den Bauern, was gut dagegen ist. So bekam man von ihnen, gerade wie von ihren Vettern in der Schweiz, den Fankenmännli, auch das Mittel gegen die Pest; man brauchte es ihnen aber nicht abzulisten, sie haben es in Zeiten der Not den Leuten von selbst gesagt. Zur Zeit der Pest kamen sie aus dem Walde und riefen:

Eßt Bimellen und Baldrian
So gehet euch die Pest nicht an.

Bei Königstein in der Oberpfalz war einmal eine schwangere Taglöhnersfrau auf freiem Felde, da fingen die Wehen bei ihr an, und sie schrie vor Angst und Schmerzen. Das hörte ein Waldfräulein und kam und gab ihr eine schöne blaue Blume, die mußte sie geschwind essen.

Gleich hörten die Schmerzen auf und die Frau rief ganz selig: „Nimmer weh!“ und hat auch sogleich glücklich entbunden. Die Blume bekam davon den Namen „Nimmerweh“.

Der Hirt von Moderwitz in Thüringen hütete einmal nahe bei einem Gehölz seine Herde. Während er sein Frühstück verzehrte, kam ein Mooswebchen zu ihm und bat ihn um ein Stück Brot. Der Hirt sprach: „Wenn du mir etwas sagen willst, was gut für kranke Schafe ist, so sollst du Brot bekommen.“ Da lehrte ihn das Moosweibchen sogleich eine ganze Menge Heilmittel für krankes Schafvieh. Als der Schäfer glaubte, er wüßte genug, sagte er: „Nun ist's gut, deine Heilmittel kenne ich, sieh du nun zu, wer dir Brot gibt.“ Da fing das Weibchen laut an zu lachen, rief: „Das Beste weißt du doch noch nicht; was wider den Bettel[1] hilft, hab' ich dir nicht gesagt“, und rannte ins Gehölz. Ein paar Tage nachher kriegten alle Schafe des Hirten den Bettel und starben.

Die Wiege von Baumrinde

Eine Bauersfrau aus Wilhelmsdorf ging einmal auf den Hungersberg Holz lesen; da hörte sie von weitem ein kleines Kind wimmern; sie ging dem Tone nach und wurde dadurch tiefer in den Wald gelockt, als sie sonst zu gehen pflegte. Da sah sie in einer runden Baumrinde ein schreiendes kleines Ding liegen; mitleidig nahm sie es, sie hatte ja selbst gerade eins zu Hause — und gab dem fremden Kind die Brust. Da kam ein Waldweibchen dazu, dem gehörte das Kleine; die bedankte sich vielmal bei ihr und wollte ihr durchaus die Wiege aufnötigen. Die Bauersfrau sagte: „Es ist nur, daß ich Euch den Willen tue; ich habe ja schon genug zu tragen“, brach sich ein Stückchen von der Baumrinde ab und warf es über die Achsel zu dem Reisig in die Kiepe. Am andern Morgen fand sie zwischen ihrem Holz einen Goldsplitter; das war von der Wiege der Waldfrau.

Waldmännchen

Im Hohwalde haben die Leute früher manchmal auch die Männlein der Holzweibchen, und zwar stets am Tage, gesehen; alte graue Kerlchen, häßlich und verhutzelt; sie saßen am Kreuzwege und spannen oder stopften Strümpfe; oder es raschelte eins im Gebüsch und las Reiser oder kam mit einer Hocke Holz daher. Immer waren sie einzeln und immer hatten sie zu tun. Manchmal sprachen sie einen auch an und baten um irgendwelche kleinen Dienste, und man konnte meist sicher sein, daß sie jeden Gefallen belohnten. Merkwürdig ist, daß es immer nur Frauen und Mägde waren, die so etwas mit ihnen erlebten.

[1] Eine schnell hinraffende Krankheit der Schafe, für die es noch kein Mittel geben soll.



Manchmal erscheint auch noch eine uralte Buschgroßmutter, als Oberhaupt der Sippe. —

Holzleute beim Heuen

Eine Bauersfrau aus Gössitz war eben daran, auf ihrer Holzwiese im Schlingengrunde den letzten Heuschober auszubreiten, da sah sie zu ihrem Schrecken auf dem Schober ein ganz kleines, graues Männchen sitzen, nicht größer als eine aufrecht sitzende Katze, mit dem Rücken nach ihr. Sie getraute sich nicht dem Kleinen zu sagen, er sollte heruntergehen. Aber die Zeit war knapp, drum machte sie sich ans Werk, schlich von hinten heran und zupfte mit dem Rechen etwas Heu unten von dem Schober ab. Der Wichtel merkte nichts davon. Die Frau zupfte vorsichtig so weiter und immer weiter, da brach auf einmal der ganze Schober zusammen und mit einem lauten Kreischer purzelte das Männchen herunter und versank ganz im Heu. Im Nu kam aus dem Schwarzholze ein ganzer Haufen solcher Kerlchen heraus und fragte mit drohender Gebärde:

Sag an, sag an,
Eckele, hat es dir was getan?

Der Wichtel arbeitete sich mühsam wieder heraus, schaute verwundert immer nur den eingestürzten Haufen an, schüttelte den Kopf und sprach:

Ei! ei!
Das Ding fiel nur so ein,
Ich purzelte hinterdrein,
Da möchte eins nicht schrein.
Ei, ei!
Das ist mir lieb,
Daß ich nicht drunter stecken blieb.

Dann lief er, was er nur laufen konnte, ohne auf die Bauersfrau zu achten, mit seinen Kameraden in den Wald hinein.

Buschweibel im Wind und Nebel

Überhaupt machen sich diese Waldleute, gerade wie die Saligfräulein, gern mit dem Heu zu schaffen. Im Riesengebirge stürzen sich die Rüttelweiber im Wirbelwind auf die Wiesen und werfen das Heu durcheinander; in Westfalen sagt man bei Wirbelwind: da fliegen die Buschjungfern. Beim Buchaer Galgenbuschholz im Orlagau (Thüringen) trieb eins allerhand Unfug; es warf dem Bauern, der da auf der Wiese arbeitete, immer wieder die Heuschober auseinander, wenn sie gerade fertig waren; alles Reden half nichts, es lachte ihn nur aus. Endlich riß dem Bauern die Geduld und er versetzte ihm eins mit dem Rechenstiel. Da schrie das Holzweibel laut auf, und aus dem Walde kam ein Männlein gelaufen und rief zornig: „Was hast du mit meiner Frau?"

Der Bauer zeigte auf den umgeworfenen Heuschober und erzählte, wie ihn das Holzweibel geärgert hatte. Da sagte das Männlein zu seiner Frau:

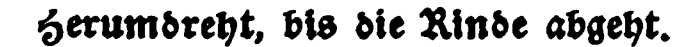
> Wie du getan,
> Nimm den Lohn.
> Hätt' er dich umsonst geschla'n,
> Wär's um ihn geschehn.

Wenn nach einem Gewitter sich die Nebel in den Waldgründen zeigen, so sagen die Leute in der Gegend von Schöneberg (Schlesien): „Die Pûschweiblan ziehen hêm". Im Wölfesgrunde heißt es, wenn die Nebel in Streifen ziehn: „Die Puschweibel feuern, das Wetter ändert sich noch nicht."

Der wilde Jäger jagt die Holzleute

Mein Großvater, so erzählte ein Bauer in Wilhelmsdorf, sitzt mit seinen Leuten an einem Winterabend bei Tische; draußen ist stockdunkle Nacht, und im Walde ein fürchterlicher Sturm, ein Johlen und Pfeifen und Gekläff, ein Knacken, Ächzen und Stöhnen und manchmal tut's einen Krach. „Morgen früh liegen wieder ein paar Bäume im Wald", sagt die Großmutter. Auf einmal winselt was draußen vorm Haus, macht die Tür auf, und ein Waldweibel rennt herein, ringt die Hände überm Kopf und ruft immer zu: „Huhu, jetzt hat der wilde Jäger mein Mannel totgeschossen, huhu!" Mein Großvater dreht sich herum und spricht: „Das muß ja ein bitterböser Kerl sein, der wilde Jäger, was hat denn dein armes Mannel ihm getan gehabt?" — „Ihr seid schuld daran," sagte es, „und über uns geht's her. So oft ein Mensch ein Bäumchen auf dem Stamme driebt[1], muß eins von uns sterben. Um's Himmels willen, tut's nicht wieder!" Und dazu hat's immerfort huhu! geschrien und nicht geruht, bis alle in der Stube ihm der Reihe nach die Hand darauf gegeben haben, daß sie kein Stämmchen mehr drieben wollten. Meine Großmutter denkt, das arme abgehetzte Ding wird Hunger haben, und setzt ihm eine Schüssel Sauerkraut vor, da hat's gegessen, aber immer dazwischen huhu! gejammert und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen. Am andern Morgen, als meine Großmutter auf war und es rufen wollte, ist's schon über alle Berge gewesen.

Meistens sind es aber die Holzweibchen selbst, denen der wilde Jäger nachstellt. Früher wußten das die Holzfäller in den mitteldeutschen Wäldern ganz gut, und es war bei ihnen Brauch, wenn sie einen Baum fällten, in den Baumstumpf die drei Kreuze hineinzuhauen, gerade wie in den Alpenwäldern.


Herumdreht, bis die Rinde abgeht.



In Wöhlsdorf war ein Schafknecht, der trieb seine Herde gewöhnlich nach dem Brandholze bei Ranis. Dort hatte er auch seinen Schäferkarren stehen, in dem er mittags und manchmal auch nachts lag, und oft hörte er bis in seinen Schlaf und seine Träume hinein, wie die wilde Jagd im Walde losging. Einmal, als er gerade einen Mittagsschlaf gehalten hatte und sich eben die Augen rieb, stand da ein Holzweibel bei seinem Karren, das klagte ihm sein Leid, wie es oft seine Not hätte, nur einen Holzstock zu finden, auf dem die Holzfäller die drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen hätten. Da dauerte den Schäfer das arme Ding, und er schnitt mit seinem Taschenmesser drei tiefe Kreuze in die Karrendeichsel. Darüber war das Holzweibel aber froh! Nun wußte es doch immer gleich, wohin es sich vor dem wilden Jäger retten konnte, und weil es den Schäfer immer so fleißig stricken sah, so schenkte es ihm ein Garnknaul und sagte ihm dabei, das würde nie alle werden, wenn er auch sein ganzes Leben lang davon strickte. Die Leute aus der Umgegend haben es oft gesehen und ihre Freude dran gehabt, wie das Waldweiblein sich vergnügt auf der bekreuzten Deichsel schaukelte und mit dem Schäfer schwätzte; und der saß dabei und strickte und strickte an dem Garnknaul. Der wilde Jäger muß aber doch wohl zuletzt dem kleinen Ding auf die Spur gekommen sein, eines Nachts kam er herangebraust mit dem ganzen wütenden Heer; und als er das Waldweibchen nicht von den drei Kreuzen herunterbringen konnte, brach er die ganze Wagendeichsel ab, und fort ging's mit Deichsel und Weibchen. Der Knecht aber strickte noch viele Jahre von dem geschenkten Knaul und erzählte jedermann, wie er dazu gekommen war, und was es für eine Bewandtnis damit habe. Einmal stritt er mit einem Bekannten darüber, und der wollte es nicht glauben, da rief der Schäfer in seinem Eifer: „Ei so wickle dir doch selbst davon ab, soviel du willst; ich weiß und sage dir, der Knaul nimmt kein Ende.“ Als aber der das tat, da war der Knaul mit einemmal alle.

Waldweibel im Haus

Daß ein Holzfral zu den Leuten ins Haus kam wie bei dem Wilhelmsdörfer Großvater, war nicht ein vereinzelter Fall; sie ließen sich früher wohl öfter in den Bauernhäusern sehen, allerdings wie's scheint, nicht so recht deutlich, gewöhnlich merkte man ihre Anwesenheit erst daran, daß unsichtbare Hände bei der Hausarbeit mit halfen. Wenn die Leute schliefen oder aufs Feld gegangen waren, dann kamen die Holzfräulein wie die Heinzelmännchen; die Leute ließen ihnen immer etwas zu essen in der Schüssel, das verzehrten sie, wenn die Stube leer war. Immer wenn sie bei den Menschen einkehren, springen sie zuerst auf den Ofen,

und das bleibt ihr Lieblingsplatz. Manche sprechen eine Sprache, die kein Mensch versteht, andere geben gute Lehren und Ratschläge. In Nagel, einem Dorfe bei Ebnat in der Oberpfalz, ist das Holzfralerl öfter in einem Hause auf dem Ofenhals über Nacht geblieben. Sie sah ganz moosig aus, wie Wickelwerg, klein und ohne bestimmte Gestalt, doch so ungefähr wie ein kleines Weiblein. Einmal sagte sie: „Wüßten doch die Leute, wofür das Drüpfwasser gut ist und das Auskehricht, wenn man es auf den Mist führt.“ Wenn sie fluchen hörte, ging sie fort. — Vor vielen Jahren war beim Lindnerbauern in Bergnersreut ein Holzfräulein, so groß wie ein Kind, ganz grau, das saß den ganzen Tag auf den Kehrkintl (Küchenherd). Oft hat es da geweint; einmal, als die Leute beim Essen waren, sagte es: „Aber ihr habt's viele Mitesser!“ — Ihr Mannel sah grad so aus und wohnte im Walde; doch kam es alle Tage vors Haus und legte Süßwurz aufs Fenster; hinein kam es nicht. Wenn es wieder wegging, weinte es.

Nach Hain am Riesengebirge, da wo Mittelwasser und Seiffen zusammenkommen, ins erste Häuschen über der Brücke kam jedes Jahr im Winter ein Holzweibel und spann das allerfeinste Garn. Wenn aber im Frühling das Kraut, das sie dort Lichel nennen, sproßte, so erschien ein kleiner Mann, der rief: „Lichel kommt raus.“ Dann stand das Holzweibel auf und antwortete traurig: „Wenn Lichel rauskommt, muß ich gehen“, und ging mit dem Mannel fort.

In Wilhelmsdorf hatte sich bei einem Bauern ein Waldweibchen einquartiert, das leistete in der Wirtschaft mehr als die beste Magd. Abends nach der Arbeit saß es immer auf seinem Platz hinter dem Ofen und gab von da aus den Leuten allerlei Waldfrauenweisheit zum besten. So sagte sie z. B. manchmal:

> Pip kein Brot[1],
> Schäl' keinen Baum,
> Erzähl' keinen Traum,
> Back keinen Kümmel ins Brot[2],
> So hilft dir Gott in aller Not.

Aber manchmal mußte sich die Bäurin auch über das Waldweibchen ärgern; es holte sich die Klöße aus dem Topfe und das Brot aus dem Ofen, und alles Schelten und Zanken half da nichts. Da meinte die Bäurin zuletzt, das wollte sie dem Waldweibchen doch austreiben, buk Kümmel in die Brote und pipte sie ganz gehörig vom ersten bis zur vollen Mandel

[1] Pipen: Mit den Fingerspitzen ins Brot vor dem Backen ein Kreuzzeichen machen.
[2] Solche starkriechenden Würzkräuter, wie Kümmel, Lauch, Baldrian, Thymian, halten Geister und Hexen fern.



fort. Sie hätte es lieber bleiben lassen sollen. Denn sowie das Holzweibel von dem neuen Brot gekostet hatte, wurde es böse, lief aus dem Hause fort in den Wald und schrie dabei:

Sie haben mir gebacken Kümmelbrot,
Das bringt diesem Hause lauter Not!

Seitdem ging es den Leuten nicht mehr gut, und sie wurden bald die Ärmsten im Dorfe.

Wenn die Alten solche Geschichten von den Moos- und Waldleutchen erzählen, dann fragen die Kinder wohl: warum denn jetzt keine mehr kämen, wenn sie ins Holz gingen. „Ja wißt's," sagte dann der Großvater, „sinst wur's halt net su g'nau g'numme; da kunnt'n se sich unversehns miet weeg assen — seit ober de Leit die Kließ im Tupf und die Brut im Ufen zöhln, ham se's geh losen, und de Waldweible und Moosmännle komme net wieder."

Einzelne Waldgeister

Die wilden Leute hausen meist zu mehreren, oft familien- oder rudelweise im Walde. Daneben gibt es überall in Deutschland noch einsiedlerische ungesellige Waldgeister, die einen Wald, oder besonders unheimlichen Waldwinkel für sich ganz allein haben. Oft sind das umgehende Totenseelen, die dort irgendeine Schuld abbüßen, oder dahin von Geistesbannern verwiesen oder vertragen sind. Manchmal aber scheinen es auch eingeborene Waldgeister, oder doch solche, die ganz in die Waldnatur übergegangen sind.

In Süd- und Mitteldeutschlands Wäldern bis nach Schlesien und auf der anderen Seite bis nach Westfalen hin trifft man den Hemann; ein ähnlicher Waldmann ist z. B. der Waldjohler im Allgäu und der Pfiffer in Oberhessen.

Der Hemann

Der Hoimann, Hömann oder Hemann geht immer allein, in großen einsamen Wäldern, meist ein und denselben Weg; er hat seinen eigenen Wald, über dessen Grenzen er nicht hinausgeht. Seinen Namen hat er von seinem Rufe: Hoi, hoi — oder höhö — oder he he — helft's; man hört ihn weithin, oft, ohne ihn selbst zu Gesicht zu bekommen. Manchmal geht er neben den Leuten her, über Wald und Wasser, auf den Spitzen der Bäume; dann wieder schreitet er fern am Himmelsrande auf den Fichtenwipfeln und versinkt halb in ihnen. Man sieht ihn in mancherlei Gestalten; als langen Mann mit großem Scheibenhut, ja als Riesen, der sich bis zu den Wolken aufreckt; als lichten blauen Dampf,

der zuerst klein und nichts Besonderes zu sein scheint und aus dem er dann herausschwillt. Zuweilen kam er daher wie ein Bauer in weißem Leinenkittel und Dreispitz, aber mit einem Gesicht von Baummies — oder als Holzfäller mit einer Säge in der Hand und großem Längholz auf der Schulter — besonders gern aber wohl als Jäger in Grau oder Grün; er heißt darum in der Oberpfalz auch gelegentlich Gröinhöidl (Grünhütl).

Sein Ruf scheint — so erzählt man dort — stets aus dem Walde zu kommen, auch wenn man ihn selbst auf dem Felde sieht, und ist wie von groben Männerstimmen, manchmal auch wie der einer Eule — in Schlesien gibt man der auch wohl gelegentlich den Namen „Hemandl". Waldfrevler mögen sich besonders vor ihm in acht nehmen.

Mancherlei wissen u. a. auch die Steigerwälder von ihm zu erzählen. Einmal gingen ein paar Männer in die Haardt, einen Wald bei Volkach, Holz stehlen. Als sie schon ein gut Teil beisammen hatten, zählten sie ab und fanden, daß einer mehr dabei war; sie dachten, der Waldhüter wär's und gingen heimwärts. Nach einer Weile kehrten sie aber wieder um und holten doch ihr Holz. Unterwegs wurde die Last immer schwerer, und sie warfen ein Teil ab. Aber je weiter sie kamen, um so mehr drückte sie das Holz, und sie mußten noch mehr zurücklassen. Endlich erreichten sie ganz außer Atem das „Blutsmarterle" vor der Stadt. Da lachte etwas hinter ihnen auf und lief fort. Jetzt merkten sie, daß sie den „Hojah" getragen batten. — Als einmal in einer Staatswaldung bei Altershausen Leute einen Baum frevelten, kam der Hömann ohne Kopf und setzte sich auf den Stamm. Die Holzdiebe fingen aber doch an, vom Stamm Stücke abzuschneiden. Der Hömann rückte immer ein Stück nach, bis der Stamm ganz zerschnitten war; dann verschwand er. Ein andermal kam er mit schlürfenden Füßen auf ein paar Holzfrevler zu, die rissen aus. — Die Rüderner Bauern wilderten gern. Ein älterer Bauer hatte auch mal, als er sein Rindvieh hütete, einen Stutzen mit und schoß nach einem Hasen. Da sah er ganz nahe bei sich ein Männle, tischhoch, das hatte ein Hütchen auf. Es wuchs aber zusehends und war bald so hoch wie eine Tanne. Ein Förster schoß dort im Walde ein paarmal hintereinander auf ein Männlein, ohne daß die Schüsse dem was anhaben konnten. — Man hörte es bis Kirchschönbach schreien; am ärgsten in den heiligen Zeiten, Advent und Fasten. Oft machte es das Rindvieh auf der Weide wild und wenn die Tiere eingetrieben waren, schrie es noch hinten zur Scheune herein.

Wenn er ruft, soll man ihm ja nicht antworten. Ein junger Metzger aus Ebrach im Steigerwald erzählte noch 1906: Zwischen Ebrach und Michelau am Steinkreuz geht das Uhumännle um; wir sind einmal zu sechst da vorbeigekommen, da machte ihm einer das „uhu" nach; gleich hatte er von einer unsichtbaren Hand eine derbe Schelle weg. Ein andermal kam eine Gesellschaft daher, die wollte auch wieder anfangen zu spotten, da ist ein großer Rabe dahergeflogen, und sie waren alle sofort stille, sie wußten, wer das war.

Zwei Schuster aus Frauental in Böhmen hatten sich verabredet, nach Iglau zu gehn Leder einkaufen. Da sie keine Uhren hatten, wollten sie sich gleich nach dem Erwachen auf den Weg machen. Als der eine aufstand, war es noch Nacht; er wartete aber nicht auf den andern, sondern marschierte schon allein ab. Als er am „Sprung" war, einem Walde zwischen Frauental und Friedenau, hörte er jemand rufen: es klang wie: He, he!" Er meinte, es wäre sein Kamerad, und erwiderte den Ruf. Plötzlich schrie es nochmal ganz nah. Im nächsten Augenblick fühlte der Schuster, wie ihm der Hemann auf dem Rücken saß, und dabei schrie er ihm fortwährend „He!" in die Ohren. Der Schuster lief wie gehetzt weiter, aber erst vor Friedenau ließ ihn der Hemann gehen. Von der Angst, die er ausgestanden hatte, wurde er krank und ist bald darauf gestorben.

Das Rautenweible

Auch weibliche Waldgeister von diesem Schlage gibt es, ein solches Waldweible geht z. B. im Rautenwald zwischen Rottweil, Villingen und Neckarburg um. Es wird sehr gefürchtet, so daß Buben und junge Mädchen gar nicht in den Wald mögen. Auf die hat's das Rautenweible besonders abgesehen. Oft wenn solche Mädchen in den Wald kamen, um Holz oder Erdbeeren zu holen, trieb es sie im Kreise herum, daß sie am Ende gar nicht mehr wußten, wo sie daran waren. Nicht selten verirrten sie sich und kamen immer tiefer in den Wald. Holz auf dem Kopf wurde unerträglich schwer, und manchmal brachten Buben ihre Büscheln gar nimmer heim. Aber auch alten Weibern und Männern spielte Rautenweible hie und da einen Schabernack. Schon viele irrten Tag und Nacht in dem Walde umher und fanden keinen Ausweg. Sehen kann man das Rautenweible selten; hie und da ist's vorgekommen, und da ist's vor den Leuten hergetanzt, ganz hautpudelnacket, hat dabei immer in die Hände geklatscht, gelacht und ein abscheulich garstig Liedle gesungen, das die Leute nicht mal sagen mögen, sie schämen sich des. Plötzlich war's wieder nimmer da und versteckte sich in einer Hecke.

Nur vereinzelt findet man den Glauben, daß einzelne Arten von Bäumen ihre besonderen Geister haben. So heißt ein Bergfräulein in Glarus das Widewible (Weidenweiblein), und im Kanton St. Gallen sagt man: „'s Haselnußfräuli chumt," wenn Kinder unreife Haselnüsse pflücken wollen. Der „Erlkönig" gehört natürlich nicht zu dieser Art, er ist von Herder aus der dänischen Volksballade nach Deutschland verpflanzt, heißt aber in seiner Heimat „Ellerkonge", das ist Elverkonge, Elfenkönig.

Der Baum

Baumseele

Bisweilen, wie in den Geschichten von Rauhrinde und Stutzfärche und in der Klage des Wilhelmsdorfer Holzweibels, zeigt sich eine enge Verknüpfung zwischen dem Leben dieser Waldgeister und dem eines bestimmten Baumes. Meist aber tritt der einzelne Baum hinter dem Kollektivwesen Wald zurück, geht in ihm auf. Haben unsere Bäume daneben ursprünglich auch noch ihre besondere Seele für sich gehabt?

Mancher von uns erinnert sich noch aus seiner Kinderzeit des feierlich strengen Verbots, Bäume anzubohren oder in ihre Rinde hineinzuschneiden. Die Scheu davor wurde in alten Zeiten noch stärker empfunden; man glaubte, daß angeschnittene Bäume bluteten und Schmerzen litten, daß sie anfingen zu reden, wenn man sie hauen wolle.

Ein Förster in einem oberpfälzischen Walde stritt mit dem Besitzer, welche von den beiden schönen Buchen, vor denen sie standen, gefällt werden sollte. Da bogen sich die beiden Bäume seufzend hin und her. „Wer hat geseufzt?" rief der Herr. Es war aber niemand da, der Antwort gab. Da wurde es den beiden unheimlich, sie gingen fort, und die beiden Buchen blieben verschont.

Ein Küfer wollte einmal bei Herrenalb in Baden eine Birke abschneiden. Da rief es bei jedem der drei Schnitte: „O Jesus!" Der Mann erschrak und ließ sie stehen. Als er später noch einmal hinging, konnte er sie nicht wiederfinden. — In manchen Waldländern taten früher alte Holzfäller, wenn sie allein waren, dem Baum vor dem Fällen Abbitte. Die oberschlesischen Waldarbeiter erklärten das damit, es säße eine arme Seele in jedem Baum und die würde dann erlöst. Wenn man es aber nicht so machte, müßte sie im Baumstrunk bleiben und weiter leiden.

Auch die Hulzfralerl der Oberpfalz erscheinen gelegentlich als solche armen Seelen, Totenseelen also, die aus irgendeinem Grunde den Wald oder Baum zum Aufenthalt für eine Zeit genommen haben; meist aber gehören sie viel enger mit ihm zusammen, sind Seele, Atem und Leben des Waldes.



Wenn der einzelne Baum aus der Waldgenossenschaft heraustritt, sei es durch Größe, Wuchs und Alter, sei es durch seinen Platz — wenn er in meinem Garten steht, zu Vaters- und Großvaterszeiten schon dastand, oder wenn er mein Nachbar ist: wird er mehr und mehr zur Person. Früher, als die Bäume in Hof und Obstgarten noch zur Familie gehörten, zeigte man ihnen, wie den Bienen, sogar den Tod des Hausherrn an: in Westfalen schüttelte man sie und rief: „Der Wirt ist tot!"

Am Wege von Haimburg nach Dler (Kärnten) stehen zwei riesige Fichten, ganz allein auf einer Anhöhe. An den Bergrücken stieß ein Grundstück, das gehörte einem armen Bauern. Da es ihm mit der Wirtschaft nicht glücken wollte, verdingte er sich als Holzknecht. Da gaben ihm einmal ein paar Bauern in der Nachbarschaft den Auftrag, er sollte die beiden Bäume fällen, die wären für die ganze Nachbarschaft gefährlich, sie zögen den Blitz so an. Aber der arme Holzhauer wollte es nicht, soviel gute Worte sie ihm auch gaben; und als sie grob wurden, erst recht nicht. Als er wieder zu den Bäumen kam, rief wer ihm zu, in der Dreikönigsnacht solle er die abgefallenen Nadeln auflesen. Er tat es auch, und als er sie am Morgen besah, war es lauter Silber. Das hatte der Zwerg, der in den zwei Bäumen sitzt, zum Dank getan; die Leute nennen ihn den Fichtling. —

Lebens- und Schicksalsbaum

Im oldenburgischen Saterlande wurden dem Bräutigam, wenn er aus dem elterlichen Hofe in einen fremden hineinheiratete, in die eine Ecke der Bettlaken, die er zur Aussteuer mitbekam, mit bunten Fäden ein paar Blumen gestickt und ein Baum, auf dessen Wipfel und Laub Hähne saßen. Zu beiden Seiten des Stammes standen die Anfangsbuchstaben seines Vor- und Familiennamens. Und die Bräute bekamen ebenfalls in ihre Hemden am Halse auf jeder Seite der Spange je einen Baum nebst den Anfangsbuchstaben ihrer Namen.

Bei der Hochzeit war es in vielen deutschen Gegenden Sitte, dem Brautpaar grüne Bäume voranzutragen; im Drömling waren es junge Tannen oder buchsbaumumwundene Gestelle mit brennenden Lichtern darauf. In der Oberpfalz steckte vorn auf der äußersten Spitze des Kammerwagens, der die Aussteuer der Braut trug, ein verziertes Fichtenstämmchen, und den schwäbischen Brautwagen der Ehinger Gegend, der die Kunkel und das Ehebett führte, schmückten sechs mit seidenen Bändern, Goldflittern und Blumen gezierte Tannenbäume. Im vogtländischen Zwodtagrunde, ebenso in Thüringen, werden auch vor das Hochzeitshaus Fichten gesetzt, an manchen Orten wieder mit buntem Schmuck.

In denselben Gegenden bestand der Brauch, daß das junge Paar zwei Bäumchen auf Gemeindegrund pflanzen mußte. Ging der eine oder andere davon ein, so glaubte man, eines der Eheleute müsse bald sterben. — Der Große Kurfürst, der nach dem Dreißigjährigen Kriege seinen jungen Bauern in der Mark nicht eher das Heiraten erlaubte, als bis sie sechs Obstbäume und sechs Eichen gepflanzt hatten, tat das zwar bloß als praktischer Volkswirt; er knüpfte aber unbewußt damit an einen alten Brauch an. Angesichts des Vernichtungskrieges, der jetzt gegen unsern deutschen Baumbestand geführt wird, wäre die Erneuerung einer derartigen landesväterlichen Verordnung zeitgemäß. — In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es im Aargau noch ziemlich allgemein Sitte, auch in der Geburtsstunde eines Kindes ein Bäumchen zu setzen, für Knaben einen Apfel-, für Mädchen einen Birnbaum; und man glaubte, das Kind gedeihe oder „serbe" wie dieser Geburtsbaum. — Unsere Sprache bewahrt noch Reste solcher Anschauung; wir stellen die „Abstammung" einer Sippe nebst ihren „Zweigen" und „Sprossen" in einem „Stammbaum" dar. Aber was hier nur noch Bild ist, war in alter Zeit wirklich. Es gab solche Schicksals- und Lebensbäume nicht bloß für den einzelnen, auch für die Familie.

Von der Burg Hohenlandsberg im Steigerwald ging seit alter Zeit die Rede, sie werde nur so lange stehen, als die Linde neben ihr grüne. Zuletzt waren nur noch zwei von dem Rittergeschlecht auf der Burg übrig, zwei Brüder, der ältere ein schöner starker Mann, aber hartherzig, der jüngere ein Krüppel; den „krummen Georg" nannten sie ihn. Der Vater hatte dem älteren Schloß und Gut vermacht, doch mit der Bedingung, daß er für den jüngeren sorgte. Er behandelte aber seinen Bruder ärger als einen Knecht, zuletzt sollte der krumme Georg sein Brot nur mit den Hunden bekommen. Da ging er fort, zu den Bauern vom Gut, die von dem Burgherrn auch so geschunden wurden. Nun gab's einen Aufruhr unter ihnen. Des Nachts gingen ein paar hinauf und fällten die Linde. Bald darauf fiel auch die Burg. Der Ritter hatte vorher alles Geld in einem tiefen Keller versteckt, und sich selber dabei; er wagte sich nicht mehr herauf und ist dort unten verhungert. Nachher gruben die Bauern die verschütteten Gänge wieder auf und fanden die Leiche unter dem Schatz, das Geld brachten sie dem krummen Georg, der teilte es mit ihnen, und sie bauten von ihrem Teil ein Armenhaus; der krumme Georg aber zog ganz fort, kaufte sich in einer andern Gegend einen Hof und lebte und starb dort als Bauer. —

Nach altem Glauben hat jeder Mensch einen Schutzgeist, einen „guten Engel“. Ursprünglich ist es sein geistiges Leben, seine Seele, die sich wohl zeitweilig von ihm trennen kann, z. B. nachts im Traum, aber ohne ihren leiblichen Menschen nicht sein kann; wohl aber kann sie von Eltern auf Kinder und Kindeskinder sich forterben und so zum Schutzgeist eines ganzen Geschlechtes werden. Daß abgeschiedene Seelen in einen Baum übergehen können — sei es, daß sie dorthin gebannt sind, oder aus einem anderen Grunde — wurde schon früher erwähnt; und so kann sich auch dieser Familiengeist, der sonst oft mit dem Hause verwachsen scheint, gerade mit einem bestimmten Baume unlösbar verbinden, so daß er alles in sich vereint, was man an Ehrfurcht vor den Ahnen, Familienstolz und Familiensinn, Lebenskraft, Zukunftshoffnung empfindet, und Wohl und Wehe der Familie an ihn geknüpft erscheint.

Holzfräulein und Ernte

In Wald und Baum offenbarte sich auch schon für die Alten am großartigsten und mächtigsten die Lebens- und Wachstumskraft des Pflanzenreichs. Wenn das Denken des Volkes schließlich zu der Vorstellung eines Wesens gelangte, das die Seele sein mußte von allem, was da grünt und blüht, so wies es ihm doch wieder als Sitz den Wald an. In der Oberpfalz warf man beim Leinsäen hier und da ein Körnchen in die Büsche des nächsten Waldes „für die Hulzfral“. Und wenn der Flachs gerauft wurde, oder auch schon vor der Ernte, wenn er noch im Wachsen war, band man fünf oder sechs Halme oben in einen Knoten zusammen, so daß es ein Hüttchen gab für das Hulzfralerl, das sich hineinsetzte und Schutz darunter fand. Dabei rief man:

Hulzfral,
Dau is dan Dal
Gib an Flachs an kräftinga Flaug,
Nau hob i und du genaug.

Einmal in der Erntezeit saß eins auf einem Baumstumpf im Walde und war ganz in Flachs eingewickelt. Die Leute, die in die Ernte gingen, nahmen es mit; es wollte weglaufen, aber es half ihm nichts, es mußte mit ihnen nach Hause. Was es sagte, verstand kein Mensch; aber wie es so winselte, hatten die Leute Mitleid und trugen es wieder hinaus auf seinen Platz.

Wenn man den Flachs ganz ausrauft, so wird das Hulzfral ganz nackt, man entblößt ihm Kopf und Mutterschoß damit. Mitunter wurde



daher der Flachsbusch, den man stehenließ, zu einem Zopf geflochten und jubelnd umtanzt, wobei das junge Volk sang:

Holzfrala, Holzfrala!
Flecht ich dir a Zöpfla
Auf dei nackets Köpfla.

In einer koburgischen Überlieferung lautet der Vers:

Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule!
Da flecht' ich dir ein Zöpfle
An dei nackets Kötzle,
So lang als wie ein' Weidn,
So klar als wie ein' Seidn;
Holzfräule, Holzfräule, Holzfräule!

Aber nicht bloß bei der Flachsernte, auch beim Grummet und beim Korn ließ man ein Teil für das Holzfräulein stehen; und ebenso bleiben ihm auf jedem Obstbaum ein paar Früchte hängen.

Wie die Saligen Tirols lebten und webten und wuchsen diese Geister des Waldes also auch in und mit den Halmen der Wiesen und Felder.

Das Feld

Der Kornwolf

Wenn bei der Ernte früher das letzte Stück gemäht wurde, gab es in Mecklenburg — wie gewiß auch in manchen andern Gegenden Deutschlands — ein Wettmähen; niemand wollte die letzten Halme schneiden; und jede Magd scheute sich, die letzte Garbe zu binden. Es hieß: das ist der Wolf, oder: da ist der Wolf drin. Wer nun der Letzte beim Mähen oder Binden wurde, hatte den Wolf, oder war der Wolf, er fing dann manchmal laut an zu brüllen und tat, als wenn er die andern beißen wollte. Er behielt auch den Namen „Wulf" bis zur nächsten Ernte. In manchen Gegenden wurde er oder sie, oder auch der Gutsherr in die letzte Garbe hineingebunden.

Daneben ging die Redensart: er hat den Wolf, „hei führt den Wulf na Hus", und dann wurde oft aus dieser letzten Garbe eine Puppe gebunden, die den Wolf vorstellen sollte; die steifen Halme nahm man zu den Füßen, die Ähren zum Schwanz; eine Mähne, ebenfalls aus Ähren, lief vom Kopf zum Rücken. Das Mädchen, das ihn gebunden hatte, trug ihn den Erntearbeitern voran ins Dorf; oder auf dem letzten Fuder wurde das letzte Gebund, mit Laub und Kränzen geschmückt, nach Hause gebracht.

Dieser Wolf ist ein Korngeist, der Roggen- oder Kornwolf; derselbe, der in der wachsenden und reifenden Saat umgeht. Sehen kann man

ihn selbst nicht; er ist nicht höher, wie das Korn eben steht. Aber daß er drin das ist, sieht man, wenn die Halme im Winde wogen. Dann befruchtet er Korn oder macht es taub; der Bauer sagt: die Wölfe jagen sich im Korn, oder: die Wetterkatzen sind drin. Auch von einem Kornhund, -Bock oder -Eber spricht man, in Österreich auch von dem Troad-(Getreide-) Hahn.

Die Kinder warnt man in Pommern: „Gaht nich in't Kuern, da sitt dei Roggenwulf in mit söß Been, dei fret juch up." Den Schnittern spielt er oft übel mit, frißt ihnen während der Arbeit Frühstück und Vesperbrot weg; und wenn ein Knecht bei der Erntearbeit, in der Hitze plötzlich zusammenbricht, heißt es: Dem hat der Roggenwolf aufgehackt. Wenn das Korn geschnitten wird, weicht er immer mehr zurück bis in den letzten Winkel des Feldes, in die letzten Halme. Wenn sie auch geschnitten sind, ist er tot; oder er zieht in der letzten Garbe mit in die Scheune.

Der Alte

Das alles hat der Korngeist nun schon, wer weiß wie lange, mitgemacht. Sehr gut paßt daher für ihn auch der Name „der Alte", den er vielfach in Mecklenburg und anderswo, trägt; „dei Oll, dei kümmt" rufen die Schnitter bei der letzten Garbe, und haben vor ihm dieselbe Scheu, wie vor dem Roggenwolf.

Das Kornkind

Umgekehrt nennen die Landleute im Zürcherischen und Aargau dieses letzte Gebund bisweilen auch die Wiege; und in Mecklenburg manchmal „dat Ornkind". Die Or, die Ähre, oder das Korn, aus dem später wieder die Saat erwächst, ist ein Kind oder in ihr sitzt ein Geist wie ein Kind. — Im Jahre 1686 am 8. Juni erblickten zwei Edelleute auf dem Wege nach Chur in der Schweiz an einem Busch ein kleines Kind liegen, das in Linnen eingewickelt war. Der eine hatte Mitleiden, ließ seinen Diener absteigen und das Kind aufheben, damit man es ins nächste Dorf mitnehmen und Sorge für es tragen könnte. Als dieser abgestiegen war, das Kind angefaßt hatte und aufheben wollte, war er es nicht vermögend. Die zwei Edelleute verwunderten sich hierüber und befahlen dem andern Diener, auch abzusitzen und zu helfen. Aber beide mit gesamter Hand waren nicht so mächtig, es nur von der Stelle zu rücken. Nachdem sie es lange versucht, es hin und her gehoben und gezogen, hat das Kind angefangen zu sprechen und gesagt: „Lasset mich liegen, denn ihr könnt mich doch nicht von der Erde wegbringen. Das aber will ich euch sagen, daß dies ein köstliches und fruchtbares Jahr sein wird, aber wenig Menschen werden es erleben." Sobald es diese Worte ausgeredet, verschwand es. Die beiden Edelleute legten nebst ihren Dienern ihre Aussage bei dem Rate zu Chur nieder. —

Die Roggenmuhme

Wenn die Mittagshitze des Sommers über dem Kornfeld liegt, ist es dort besonders gefährlich, namentlich soll man sich dann dort nicht schlafen legen. Es geht dann in der Sonnenglut eine Frau im Korn um, oder übers Korn, die plagt den Schläfer mit fürchterlichen Alpträumen und hat schon manchen im Schlaf erwürgt. Kinder, die ins Korn gehen nach Klatschrosen und Kornblumen, und die Halme dabei niedertreten, macht man mit dieser Frau bange, mit der Roggen- oder Arftenmoime oder Kornmoen: sie kommt mit ihren schwarzen langen Hitzen und schleppt doch weg, oder: sie legt die Kinder an ihre „isernen Titten" und drückt sie tot.

Ihre großen, hängenden Brüste hat das Kornwief, wie manche Waldfrauen, eigentlich von der ewig wiederholten Mutterschaft bekommen. Sie ist dem Menschen feindlich, wie der Roggenwolf und der Alte, weil er ihre Frucht raubt. Leute bei Weenden (in der Göttinger Gegend), die sie sahen und mit dem Leben davonkamen, erzählten, sie habe rote Augen gehabt und eine schwarze Nase, und hätte eine weiße Haube auf und ein weißes Laken um; andere sahen mehr von weitem eine grauköpfige Alte in zerrissenen Kleidern.

Frau Holle

Aus der Göttinger Gegend ist auch als alter Erntebrauch bezeugt, daß man die letzte Handvoll Frucht stehenließ, die Halme oben zusammendrehte und dabei sprach: dat is vor Fru Holle. Also ein Halmopfer, ähnlich wie es in der Oberpfalz dem Hulzfral, dem Waldweibel gebracht wurde, wie es aber auch dem Wode seine Rosse von den mecklenburgischen Ackersleuten bekamen.

Und in alten hessischen Hexenprozeßakten von 1630 findet sich die Aussage des Zauberers und Kristallsehers Diel Breull aus Calbach: „Es sei um acht Jahr, daß ihm Weib und Kinder gestorben, darüber er sehr bestürzt geworden; da hab er sich geleget und geschlafen, und nachdem er erwacht, befunden, daß er in Frau Venus' Berg gewesen . . ." Da hätte er unter mancherlei Sachen auch „Frau Holt" gesehen. „Frau Holt die führ voranen in den Berg, deren folgten Leut, die man aber nicht kennen konnt, dann sie präsentierten sich nur als ein Schein; und auch Vieh, die Pferd, die Locken hätten, führen gemeiniglich darein . . . Er dürfte niemand verraten, denn es wäre eben als wenn man aus der Schul schwätzt', müßte ihme sonst allemal uffs Maul schlagen. Die Fahrt in Venusberg geschähe uff den Neuen Jahrs Tag; (später gesteht er, daß

er das Jahr viermal, nämlich alle Fronfasten, in Berg führe) ... Frau Holt wäre von vorn her wie ein fein Weibsmensch, aber hinden her wie ein hohler Baum von rauhen Rinden.“ Dazu stimmt, was ein Junge aus Frankenhausen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erzählte: er habe in einem Buch gelesen, daß Frau Holle mit der wilden Jagd ziehe und einmal einen Eber angeschossen habe; der sei wütend auf sie losgegangen, sie aber habe sich schnell in eine Eiche verwandelt; da sei der Eber mit den Hauern sitzengeblieben, und sie habe ihn tot=geschossen.

Der Hexenmeister Breull sah Frau Holle in derselben Gestalt, in der sonst bei uns zuweilen die Waldfrauen erscheinen; ihr Rücken ist „wie ein hohler Baum von rauhen Rinden“; unwillkürlich denkt man auch an den Namen der tiroler Waldfänggin, Rohrinde. Die Frau Holle kann sich demgemäß auch ganz in einen Baum verwandeln. Sie ist eine Waldfrau, aber nicht eine, deren Reich nur bis zu den letzten Stämmen des Waldes geht; die Landleute dachten auch bei der Ernte an sie. In allem, was rundum grünt und wächst, erkannten sie das Wirken der „Frau Holde“. Im wilden Gebirg und Wald sitzt die Alte in der Felsen=höhle und spinnt, und was sie spinnt, spürt alle Kreatur bis in Mark und Leben. Mancher wird bei ihrem Gespinst zunächst an Nebel und Gewölk denken. Und solche Geister des Pflanzenwuchses müssen ja auch immer irgend mit Wetter und Wind zu tun haben. Wie die Holzweibel und Saligen im Wirbelwind über die Wiesen fahren und im Heu spielen und wühlen, mit dem gelben Herbstlaub fliegen, im Nebel dahinziehen, so regiert auch Frau Holle im Wetter mit; aber gewaltiger als die andern Waldgeister. Wenn sie dort in Herbst= und Winterstürmen dem Seelen=heer begegnet, das aus seinem Hörsel= oder sonstigen Berge ausgefahren ist, so wird sie nicht zum Wilde der jagenden Geister, wie die kleinen Holzfräulein, sondern sie zieht selbst als wilde Jägerin mit. Denn von ihrer Ein= und Ausfahrt mit dem wilden Heer in und vom Hörselberg will der hessische Hexerich Breull in seiner konfusen Aussage wahrschein=lich auch allerlei wissen.

Die Alte im Walde

Auf der Kuhkolksklippe bei Klaustal hat Frau Holle ein Bett stehen. Nicht weit davon kommt sie abends um zehn Uhr aus dem Walde ins Dorf und schaut in die Fenster, wo sie noch Licht sieht; sie hat gluhe Augen und einen roten, ganz feurigen Mund. Eine Stunde lang sitzt sie nun so da und tut übel; von elf bis zwölf aber trägt sie Wasser in zwei hellen Eimern aus dem Bache herauf nach ihrer Klippe.

Einmal ging eine Frau bei Andreasberg mit ihrem Kinde ins Holz. Da lief das Kind, es war ein Mädchen — von ihr fort in die Hecke (ins Gebüsch), hörte auch nicht auf das Rufen der Mutter. Mit einmal kam eine schwarze Frau daher, das ist die Frau Holle gewesen, die drehte dem Kinde den Kopf um und sagte: „Sieh=dich=im“ (Sieh dich um!). Seitdem heißt der Berg auch so. Das Mädchen aber hatte genau gesehen, wie die Frau zwei Eimer ohne Boden in den Händen hatte. —

Es sind dieselben Eimer, Bütten und Fässer, mit denen die Wolkenfrauen hantieren; darin trägt sie den Nebel oder Tau aus dem Bache. Wer am Sonntag geboren ist, von dem sagt man, daß er die Waldfrau in weißem Laken sehen könne.

Bei Lauterberg wäscht sie oft ihren Schleier im Fluß, in der Lutter; und wenn es auch die ganze Woche regnet, so hofft man doch auf gutes Wetter am Freitag oder Samstag, denn am Sonntag muß Frau Holle ihren Schleier wieder trocken haben. Im Winter schlägt sie ihr weißes Gewand weit auseinander, dann schneit es.

Frau Holle als Ehestifterin

Drei Andreasberger Mädchen, die alle schon einen Bräutigam hatten, gingen eines Sonntagnachmittags in den Wald nach dem Ort, der jetzt noch „Die drei Jungfern“ heißt. Da setzten sie sich ins Moos unter jungen Tannen und schwätzten von ihrem Schatz und von der Hochzeit. Wie nun eine von ihnen einmal aufschaut, verstummte sie plötzlich. Die andern blicken auch hin und sehen, wie über die Tannen weg ein greuliches Weibsgesicht zum Vorschein kommt; das glotzt halb gutmütig, halb zornig bald das eine, bald das andere Mädchen an; die Haare hingen ihm lang über die bloßen Schultern und den gelben Nacken hinab. Jetzt fing sie an zu reden, daß es den Mädchen kalt den Rücken hinunterlief, und sagte zu ihnen: „Welche von euch dreien diese Nacht zwischen elf und zwölf nach dem Hahnenklee kommt und ihn scheuert, die soll bald ihren Bräutigam heiraten.“ Darauf verschwand sie. Als die Mädchen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, gingen sie nach Hause und verabredeten, sie wollten sich alle drei um halb elf an einem Platz über Andreasberg treffen und tun, was Frau Holle gesagt hatte. Denn sie wollten ja alle drei gern heiraten. Sie machten sich denn auch zur verabredeten Stunde zusammen auf den Weg. Aber die Nacht war so dunkel und unheimlich, es schienen weder Mond noch Sterne, die Eulen schrien so schaurig, in der Ferne donnerte es, man sah aber keinen Blitz. Stumm gingen die drei ihren Weg nach dem Hahnenklee. Als sie an den Ort kamen, den man „das Gesehr“ nennt, sagte das eine Mädchen: „Nein, ich gehe nicht weiter“, und kehrte um. Nicht lange danach machte es das zweite ebenso. Das dritte

aber sagte: „Und wenn es mir das Leben kostet; ich gehe und tue, was mir befohlen ist.“ Als sie auf dem Hahnenklee angekommen war, machte sie sich gleich an die Arbeit. Da stand auf einmal wieder die Frau Holle vor ihr und sagte freundlich: „Du hast Wort gehalten, ich halte auch Wort. Bald wird dich dein Bräutigam zum Altar führen; die andern beiden kriegen nie einen Mann.“ Mit dem letzten Wort war sie auch schon wieder weg. Als das Mädchen nach Hause ging, kam der Mond aus den Wolken heraus und schien ihr hell auf den Heimweg.

Das Mädchen, das auf dem Gesehr umgekehrt ist, hat einen Bergmann zum Bräutigam gehabt. Am folgenden Tag brachte man ihn zerschmettert nach Hause, er war im Schacht verunglückt; das Mädchen starb drei Tage danach vor Gram und wurde mit ihm begraben. Dem zweiten Mädchen sein Bräutigam war im Kriege; er fiel wenige Wochen später, und auch sie hat wirklich nie geheiratet. Das dritte aber, das den Hahnenklee gescheuert hatte, bekam bald seinen Bräutigam zum Mann; und als sie an der Hochzeitstafel saßen, erschien Frau Holle zum dritten Male; diesmal guckt sie über den Ofen herüber und reichte dem Gaste, der zunächst saß, eine silberne Wiege für das Brautpaar. Und wie sie die genauer besahen, war sie ganz voll blanker Andreasberger Sechsgroschenstücke. Seitdem heißt es in Andreasberg, wenn ein Mädchen keinen Mann bekommt: es muß den Hahnenklee scheuern. Und wo man in den Häusern noch die alten Öfen hat, die zwei Stuben nebeneinander heizen und so in der Wand stehen, daß man darüber weg sehen kann, sagt man, wenn eins sich mausig macht: „Schprach sachte, de Fra Holle horcht!“

„Die Nacht ist mein“

Man hatte einen Heidenrespekt vor der Alten im Walde. Daß sie es nicht leiden konnte, wenn die Leute im Dorf bis spät in die Nacht hinein über der Arbeit auffaßen und Licht brannten, wissen wir schon, denn die Nacht gehört ihr wie den Geistern überhaupt.

Heilige Nächte

Gewisse Nächte aber hat sie sich besonders vorbehalten. Wer da abends spät durchs Holz kommt, der mag nur ja gerade seines Wegs gehen und sich in acht nehmen, daß er die Waldfrau nicht stört durch seinen Vorwitz, oder sie auch reizt, ohne es zu wollen.

Ein Waldarbeiter ging spät abends nach Lerbach heim, nicht weit von der Kuhkolksklippe, da hörte er am Wege etwas winseln. Er glaubte, es säße eine alte Frau da, die heulte, und er fragte, ob sie nicht mit ihm gehen wollte. Er bekam keine Antwort, aber es fing an, hinter ihm herzugehen, und kam richtig in seine Stube. Nun fragte er die Alte, ob sie nicht einen Schnaps mit ihm trinken wollte. Da macht sie sich auf einmal groß bis an die Decke und beugt sich über ihn. Er will zu seiner

Frau auf die Kammer laufen, da faßt sie ihn, und davon hat er lange ein schwarzes Bein gehabt. Jetzt wußte er, daß es die Frau Holle gewesen ist, und die hat zu ihm gesagt: ein andermal solle er sie gehen lassen, wenn er wieder vorbeikäme am Frau-Hollen-Abend; da habe sie das Recht, dort im weißen Gewand zu sitzen und müsse heulen.

Der Frau-Hollen-Abend ist der letzte der „Zwölften", der zwölf Nächte um die Jahreswende, die mit dem Weihnachtsabend beginnen. Diese hochheilige Zeit ist vor allen andern voller Geisterwandel und Geisterwerk. Wenn die erste dieser Weihenächte anbricht, muß es stille sein überall, wo Menschen wohnen; alle Arbeit soll getan, Haus und Hof aufgeräumt und blank sein. Da müssen die Spindeln ruhen und alle alten Rocken abgesponnen sein. Da geht auch die Frau Holle um. In ganz Thüringen, wie auch in Nachbarländern, wo man sie kennt, die bucklige Alte mit der langen Nase, hielt man darauf, daß in den zwölf Nächten nicht gesponnen wurde. Sonst kam sie und machte, daß das Garn ungleich wurde; und die Leinwand, die daraus gewebt wurde, hielt nicht lange. Und auch sonst ging es den Leuten in der Wirtschaft schlimm, zumal mit dem Vieh; die Kühe gaben Blut statt Milch. Man sprach von ihr nur mit großer Scheu und nur Gutes; war es was Böses, so sagte man's sich leise ins Ohr. Und wenn ein verwegner junger Bursch in der Spinnstube über sie spotten wollte und eine alte Frau saß dabei, sprang sie auf, hielt ihm den Mund zu und murmelte: „Gott segne uns, wenn sie das gehört hat", und sah dabei ängstlich nach dem Fenster.

„Frau Holle kommt"

In diesen Nächten, wo sie ihren Umzug hält, bereitet sie den Menschen manches, was das kommende Jahr, die kommenden Jahre bringen sollen. Sie ist ja eine Wetterherrin, und das Wetter in den Zwölften, meinten viele Landleute, wäre vorbedeutend für das ganze Jahr. Und daß sie auch die Herrin von Baum und Kraut war, wußte man in alten Tagen recht gut. In Thüringen war es an manchen Orten früher Sitte, in den Zwölf Nächten in den Garten zu gehen, alle Obstbäume zu rütteln und zu rufen: „Bäumchen, schlaf nicht, Frau Holle kommt!"

Und sie, die Hegerin alles Wachstums, muß auch ihre Freude haben an allem, was sich fleißig regt; nur eben zur rechten Zeit soll alles geschehen. An manchen Orten in Thüringen standen drum die Spinnräder nicht die ganze Zeit vom Weihnachts- bis zum Dreikönigs- (oder Frau Hollen-) Abend still, sondern nur in den Nächten. Ehe die Weihnacht kam, legten die Mägde ihren Spinnrocken aufs neue an, umwanden ihn mit vielem Werg oder Flachs und ließen ihn so über Nacht stehen. Wenn dann Frau Holle solchen Rocken sieht, dann freut sie sich und sagt:

So manches Haar,
So manches gute Jahr!

Bis zum Großen Neujahr, dem Dreikönigsabend, dauert ihr Umgang. Dann muß sie wieder umkehren und einziehen in ihren Hörselberg; trifft sie dann unterwegs noch Flachs auf dem Rocken, dann zürnt sie und spricht:

So manches Haar,
So manches böse Jahr!

Deshalb reißen feierabends vorher die Mägde alles von ihrem Rocken herunter, was sie bis dahin nicht abgesponnen haben, ja, sie brennen sogar die kleinen Flachsfäserchen mit Schleusenlicht sorgfältig herunter, damit ja nichts daran bleibt. Die meisten aber geben sich große Mühe, alles angelegte Werg vorher abzuspinnen.

Neujahrs- und Weihnachts-bescherung

In der nächsten Nachbarschaft des Thüringer Landes, im Amte Scharzfeld, bekamen früher die Mädchen, die ihren Rocken sauber heruntergesponnen hatten, ein Geschenk von der Frau Holle; noch Ende des 18. Jahrhunderts war das dort so. Da war jede fleißige Spinnerin sicher, daß am Neujahrsmorgen hinter dem „Wockenbreif" (der Papierumhüllung) ein Präsent von der Frau Holle steckte, den Faulen dagegen hatte sie in der Nacht den Rocken besudelt. Und in der Gegend von Wulften erzählt man: Jeden Neujahrsabend zwischen neun und zehn Uhr fährt Frau Holle mit einem Wagen voll Geschenke durch die Ortschaften, deren Bewohner sie früher verehrt haben, und klatscht mit der Peitsche. Dies Klatschen hören aber nur die Frommen. Die kommen dann heraus und kriegen Geschenke von ihr. Den Kindern bringt sie sechs neue weiße Hemden.

Als richtige Weihnachtsfrau erschien sie früher in den Maingegenden, z. B. in Würzburg. Dort schlich die Frau Holle oder Hullefrau in der Christnacht durch die Straßen in weiter Haube und weißem Mantel, in der Hand die Rute, die den Kindern so wunderbar gut bekommt. Böse Kinder nahm sie im Sack mit, aber für die Guten hatte sie auch Äpfel und Nüsse aus ihren Sommergärten, die soweit reichen, wie man ihren Namen kennt und ehrt, denn ihr ist alles untertan, was da wächst in Garten, Feld und Wald. Und die Äpfel und Nüsse aus den Händen dieser Fruchtbarkeitsspenderin soll man nicht bloß mit gutem Appetit, auch mit Verstand verzehren; sie sind zugleich köstliche Sinnbilder; sie bergen in sich alle Süße und Sonne und Würze des Sommers, all seine Lust und Lebensfülle.

In Wertheim am Main verkleideten sich früher am Weihnachtsabend erwachsene Mädchen und kamen als „Frau Holle", in weißem Kleide

und mit einer Krone von Goldpapier auf dem Kopf, zu den Kindern und brachten Weihnachtsbäume für die guten, eine Rute für die bösen. Auch in andern Gegenden Deutschlands kamen — und kommen wohl auch jetzt noch — solche weißgekleidete und verschleierte Feen am Weihnachtsabend oder einem Abend der Adventszeit in die Kinderstuben, z. B. im Westfälischen; nur ist ihnen zumeist der Name Frau Holle abhanden gekommen (wenn sie ihn überhaupt gehabt haben), und sie sind mancherorts ziemlich sinnloserweise umgetauft in „Christkind".

Hier ist nun nicht mehr die Rede von einer häßlichen buckligen Alten mit langer Nase oder langen Zähnen, sondern Frau Holle zeigt sich als wirklich holde Frauengestalt.

Von der schönen Frau Hulli

So, in langem weißen Gewand und Schleier, der ihr manchmal das Gesicht verhüllt, erscheint sie auch noch an einem andern Ort des Mainlandes, bei Hasloch. Dort wohnt Frau Hulli im unteren Berge. Sie hilft gern frommen Mädchen und Frauen auf dem Felde, wie auch beim Spinnen und andern häuslichen Arbeiten. Besonders mit alten schwachen Frauen meint sie es gut. Wo sie geht, ist es glockenhell in der finstersten Nacht; so leuchtet sie oft Verirrten.

Nahe am Mainufer, am Fuß des unteren Berges, liegt ein flacher Stein, der Frau Hullistein. Hier ruhte sie immer aus, wenn sie ermüdeten Mädchen die Gras-, Streu- oder Holzlast getragen hatte. Weil sie jedesmal an derselben Stelle Rast hielt, so drückten sich von den Füßen der Körbe, den Kötzenstollen, im Laufe der Zeit zwei Löcher in den Stein.

Wer aber ihre Gebote nicht erfüllt, oder ihre Hilfe verschmäht, oder gar frech wird, den tut sie ganz gewiß einen Schabernack, daß er sein Lebtag daran denkt.

Die alte Klara Behringer aus Hasloch, das „Klärle", trug einmal ihren Vettern, bei denen sie im Haus lebte, das Essen zu; die Männer arbeiteten im Walde am unteren Berg. Da wo der Weg steil wird, konnte sie bald vor Müdigkeit nicht mehr weiter. Da kam die Frau Hulli aus ihrem Berge und wollte der Alten den schweren Korb tragen. Das Klärle wollte aber davon nichts wissen und rief, sie wollte schon allein mit ihrem Korb fertig werden, sie hätte ihn so lange getragen, da würde sie ihn auch noch länger tragen können. Und überhaupt wolle sie mit Hexen nichts zu tun haben. Im Augenblick war die Frau Hulli verschwunden, die Alte aber wußte plötzlich gar nicht mehr, wo sie war; sie kam vom Weg ab, kletterte ganz irre über Felsen und Steinhaufen. Die Vettern sahen das von weitem mit an und sprachen untereinander:

„Was hat's denn nur heute vor, das Klärle?" Als sie aber ganz verkehrtes Zeug machte und sich durch das dichteste Dornengestrüpp drängte, da schrien sie ihr aus Leibeskräften zu: „Klärle, wo 'naus?" Da kam die Alte wieder zu sich, das Beschreien hatte den Zauber gebrochen. Sie erkannte, wo sie hingeraten war, und sah auch ein, warum sie so durch Dornen und Nesseln geführt worden war.

Schlimmer erging es einem aus Röttbach, der unterwegs im Wirtshaus zu Hasloch sitzenblieb und sich da betrank. Als er endlich weiter torkelte, war es schon ganz dunkel; der Weg war da stellenweise so, daß einer leicht in den Main fallen konnte. Auf einmal aber war es ganz hell vor ihm, daß er das kleinste Steinchen auf der Straße sehen konnte; das Licht kam von der Frau Hulli. Aber der Betrunkene schrie sie an: „Fort, du Lumpenmensch, du Hexe; hab ich dich gerufen, mir zu leuchten!" Da war es wieder dickste Nacht um ihn, und im Nu hatte er schon den richtigen Weg nicht mehr unter den Füßen. Plötzlich tat es hinter ihm einen Plumper, als wenn der ganze untere Berg in den Main stürzte. Der Schrecken machte den Mann auf einmal bodennüchtern. Er erkannte gleich, wo er sich befand: auf dem Frau Hullistein; noch ein Schritt und er lag im Main. Da machte er, daß er fortkam, aber nicht nach Faulenbach, wo er hinmußte, sondern zurück nach Hasloch, in dasselbe Wirtshaus. Die Wirtsleute sahen ihm gleich an, es mußte ihm was Schreckliches begegnet sein. Er getraute sich nicht wieder allein durch den Wald und bat sich einen Mann zur Begleitung aus. Als er zu Haus war, legte er sich ins Bett und stand nicht mehr auf; er bekam ein Nervenfieber und starb daran. Das ist vor ungefähr hundert Jahren geschehen.

Nahe bei dem Stein der Frau Hulli in einem Mainarm ist ihr Badeplatz. Allein oder mit zwei anderen Frauen, die ebenso schön sind, badet sie hier früh, ehe es Tag wird, oder mittags zwischen 11 und 12 Uhr. Der alte Bernhard Schäfer aus Hasloch, der 1838 als lediger Geselle starb, hat oft, wenn die Rede auf die Frau Hulli kam, davon erzählt: Ich war wohl 20 Jahre alt, da hatt' ich mal im unteren Berg Holz zu machen; gegen Mittag kriegt' ich tüchtigen Hunger, denn es war im Hochsommer und ich arbeitete von frühmorgens an. Und grad heut ließen mich meine Leute mit dem Essen gar so lange warten; da stieg ich den unteren Berg hinab, ihnen entgegen; ging, weil's mir zu lange dauerte, zuletzt ärgerlich abseits vom Weg ganz ans Ufer und legte mich da auf den kühlen Wasen in den Schatten, und war bald eingeschlafen. Doch nicht lange, da wurde ich durch ein Plätschern ganz nahe bei mir ge-

weckt. Ich richtete mich leise in die Höhe und sah über das Weidengebüsch weg: es waren drei Frauen; schönere hab ich mein Lebtag nicht gesehen. Sie standen halb im Wasser, langes goldgelbes Haar hatten sie, das fiel ihnen den Rücken hinab, ihr Leib war weiß wie Schnee. Die dritte war näher am Ufer, ich konnte sie aber vor den Weiden nicht ganz sehen. Das Wasser ist am Ufer seichter, ich dachte also, ich bekäm noch mehr von ihr zu sehen, wenn ich weiter vorginge. Da knackte ein Zweig, sich umsehen und weg sein wie der Witsch war bei den Frauen eins. Ich sprang nun schnell bis ans Wasser vor, aber da war nichts mehr von ihnen zu sehen und zu hören. —

Wenn die Reben blühen und mit ihrem Dufte Berg und Tal erfüllen, sitzt Frau Hulli oft im Mondschein auf einem Felsen oberhalb des Kartäuserweinberges am Waldrand und singt. Ihr weißes Gewand leuchtet weit hinab ins Tal. Die Kinder im Dorfe warnt man dann, ja nicht auf sie zu hören, sonst müssen sie bis zum jüngsten Tag im Walde mit ihr umfahren. Als es eines Abends wieder in Hasloch hieß: die Frau Hulli singt auf ihrem Felsen, ging ein Bursche, der selbst schön singen konnte, hinauf und hörte die ganze Nacht zu. Als er am Morgen wieder kam und gefragt wurde, wie es gewesen wäre, sagte er: so schön, daß er sich kein größeres Glück wünschte, als ewig bei Frau Hulli zu sein und ihr zuhören zu können. Nach drei Tagen starb er und muß nun bis zum jüngsten Tag bei ihr im Walde bleiben.

Von Zeit zu Zeit hat man sie auch durch den Wald und die Berge ziehen sehen auf einem prächtigen Schimmel; an Gezäum und Satteldecke hängen silberne Röllchen und Glöckchen. Der Schimmel schwebt im Wald ein paar Fuß hoch über den Boden hin, manchmal auch hoch in der Luft über Berg und Tal. Wenn vorzeiten die Leute in Hasloch oder Grünenwörth das Geläut hörten, sagten sie: „Horch, der Rollegaul zieht um.“ Besonders schön hörte man es bei dem alten Lammwirt Schäfer in seinem Garten. Da saßen die Alten oft bis Mitternacht und lauschten. Bald klang es nah, bald wieder fern, daß man glaubte, es würde ganz entschwinden. Dann kam es aber wieder so schnell heran, daß man die verschiedenen Töne deutlich unterscheiden konnte. Manchmal war es gerade als ob man eine Melodie heraushörte. Meist zog es sich vom unteren Berg nach dem oberen. Seit 1815 wird es aber nicht mehr gehört. Damals war dem Dorf gegenüber auf der linken Mainseite ein Russenlager im Sporkertswalde. Ein russischer Feldgeistlicher hörte das Geläute; dem gefiel es so gut, daß er es bannte und beim Abzug der Russen mit nach Rußland nahm. Er war nämlich ein Schwarzkünstler. Dort erfreut

es nun die Bauern, wie vormals die Leute in unserer Gegend ihre Freude daran hatten.

Frau Holle im Meißner

Wie in Thüringen der Hörselberg, so wird in Hessen der Meißner zum Sitz der Frau Holle. Die Leute in der Umgegend nennen ihn auch Wissener (Weißner), weil er öfter und länger weiß ist als die Nachbarhöhen, reicher an Nebel und Schnee. Wenn es am Wissener nebelt, besonders wenn einzelne Wolken daran hinziehen, so ist das der Rauch vom Herde der Frau Holle im Berg, die da ihr Feuer angemacht hat. Wenn es schneit, klopft sie ihre Betten aus, davon fliegen die Federn in die Luft. Im benachbarten Göttinger und Grubenhagener Land sagt man dann auch wohl: Frau Holle pflückt ihre Gänse. Jäger und Reisende sind dort oft in Berg und Moor irregeführt und beschädigt worden.

An der Ecke einer Moorwiese auf dem Meißner liegt der Frau Hollenteich. Weiber, die zu ihr in den Brunnen steigen, macht sie gesund und fruchtbar — wie ja auch die Waldmutter am Harz beim Hahnenklee dafür sorgt, daß brave und herzhafte Mädchen unter die Haube kommen. — Die neugeborenen Kinder stammen aus ihrem Brunnen, und sie trägt sie daraus hervor. Aber sie zieht auch gern Kinder in ihren Teich: die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Zuweilen sieht man sie als eine schöne weiße Frau mitten im Teich baden, besonders um die Mittagsstunde; meist aber ist sie unsichtbar und man hört bloß aus der Tiefe ein Glockengeläut und finsteres Rauschen.

Auch hier hält sie alljährlich im Lande ihren Umgang, verleiht den Äckern Fruchtbarkeit und macht die Runde in den Spinnstuben, lohnend und strafend. Den Faulenzerinnen, die nicht aus dem Bett können, zieht sie die Decken weg und legt sie nackend aufs Steinpflaster; fleißige Mädchen dagegen, die schon frühmorgens Wasser zur Küche tragen, in blankgescheuerten Eimern, finden Silbergroschen darin. — Oft erschreckt sie aber auch die Leute, die guten wie die schlechten, wenn sie durch den Wald fährt, an der Spitze des wütenden Heeres.

Denn ihren Namen hat sie nicht etwa, wie manche fabeln, davon, daß sie sich den Menschen nur hold und gütig zeigt; sie kann ja auch sehr böse sein. Und eben weil man so große Scheu vor ihr hatte und anderen Geistern ihresgleichen; weil man sich nicht getraute, anders als gut von ihr zu sprechen, und sie gnädig stimmen wollte, nannte man sie eine Holde.

Frau Gode

Ebenso war es wohl auch bei ihrer Verwandten, der Frau Gode, die in Mecklenburg und dem benachbarten Priegnitz und der nördlichen Altmark hauste, wo man von einer Frau Holle nichts weiß. Der Name Gode: „Gute", ist wohl geradeso gemeint wie die Bezeichnung „Gütel" für den Kobold, der auch dem Menschen nicht immer freundlich ist.

Sie wohnt auch im Walde und zeigt sich bisweilen nachts in hohlen Bäumen; sie erscheint auch in grüner Waldgeistertracht, aber sie kann auch sonst noch mancherlei Gestalten annehmen.

In Parchen wir mal en Bödd'ker, dei brukt tau ne Arbeit Bäuken-Holt und güng dorüm na dat Baukholt, des Abends in den Dustern. As hei sik nu dat Holt haugt hadd un sik dat eben up en Puckel leggen wull, do wurr dat en furchboren Larm in dei Luft. Dei Hunn dei blekten un jauterten, un dat wir en furchbores Geschricht: Tåhoh, Tåhoh, Häz, Häz! Dorbi sach hei en Kirl mit en gräunen Jägerrock un en dreitimpigen Haut up en Kopp mit düstere Hor. Aewer von dei Hunn sach hei nicks, dei wiren aewer em in dei Luft. Dor smet hei sin Holt von nen Puckel un lep, wat hei lopen künn, na Parchen herin, un noch lang hurte hei Fru Gauden mit ehr wille Jagd dörch dei Luft susen, denn Fru Gauden wir dat west.

In der Lewitz auf einer Horst, nicht weit von der Sukower Feldmark, wohnte früher ein weißes Weib; das neckte oft die Hirten und leitete ihr Vieh irre, und den Forstarbeitern verstreute es ihr Arbeitszeug. Einmal brannte der Schmied von Sukow im Herbst Kohlen auf dieser Horst. Eines Morgens, als er am Meiler stand und die Rauchlöcher verstopfte, hörte er ein sonderbares Geräusch, und wie er aufblickte, sauste ein weißes Weib in fliegenden Haaren, ungewaschen und schweißtriefend, an ihm vorüber. Da sagte er halblaut vor sich hin: Dor is de oll Fru Waur wo hinner," und gleich darauf war auch schon die wilde Jägerin mit ihrem Gefolge bei ihm. „Hest keen witt Wif seen?" fragte sie. „Ja", sagte der Schmied und bewwerte am ganzen Leibe, „vör fif Minuten lep hir een vörbi, de harr sik oewer noch nich kämmt orre wuschen." Da stieg Fru Waur vom Schimmel ab, nahm ihr eigenes Wasser, wusch sich darin und trocknete sich in ihrem langen Jagdkleide ab. Dann schwang sie sich wieder aufs Pferd und jagte fort. Nach einer Viertelstunde kam sie zurück und hatte das weiße Weib vor sich auf dem Pferde.

Am Weihnachtsabend muß vor Sonnenuntergang sämtliches Geschirr, Haus- wie Feldgerät unter Dach gebracht werden, damit Frau Gode dem nichts tut. Auch müssen nach Sonnenuntergang sämtliche Türen

von Haus und Hof verschlossen werden, sonst läßt sie einen schwarzen Hund hinein, der bleibt das Jahr über da und quält die Leute mit seinem Gejohle.

Eines Abends in den Zwölften kommt Fru Gaur zu einem Bauer in Spornitz, steigt auf seinen Boden und wirft ihren Hunden alle Brote herunter, die zum Feste gebacken waren. Der Bauer steht dabei und muckst nicht vor Angst. Als die Hunde alles Brot gefressen hatten, sagte Fru Gaur zu ihm, nun solle er ihr sein größtes Stück Acker zeigen. Der Bauer denkt: die Alte ist nicht klug, was will sie von meinem Acker wissen? Aber aus Angst und um sie möglichst bald loszuwerden, führte er sie in den Hof und zeigte ihr sein kleinstes Ackerstück. Da tobte Fru Gaur mit ihren Hunden auf dem Stück auf und ab, daß keine Stelle blieb, auf der sie nicht gewesen wäre. Dann verschwand sie. Als die Erntezeit kam, da gab dem Bauern sein Hofstück zehnmal soviel Roggen als sonst. Da ärgerte sich der Bauer, denn nun wußte er, daß es Fru Gaur gewesen war und er ihr das größte Stück hätte zeigen müssen.

Ein andrer Bauer ging mal in der Silvesternacht zu Fuß mit einem großen Kessel auf dem Rücken. Die Nacht war bitter kalt und der Mann schimpfte auf Frau Gode, denn er meinte, daran wäre nur sie schuld, daß er so frieren müßte. Während er noch am Räsonnieren war, kam etwas durch die Luft dahergerauscht und schlug mit zwei großen Flügeln unbarmherzig auf ihn los. In seiner Todesangst kroch er schnell unter seinen Kessel und nur dadurch rettete er sein Leben.

Sechstes Buch

Das Wasser

Aus den Wolken schwebt es schwanenweiß hernieder zum Wasser; von Fluß und See fliegen weiße Schwäne wieder zum Himmel auf. Es ist ein immer neues Kommen und Gehen zwischen Wolkenhimmel und Wasser. Die Wolkenfrauen sind denen dort unten verschwistert; aber die Sippe im Wasser hat auch wieder ihre ganz eigenen Züge.

Daß es Geister im Wasser gibt, sieht man schon an dem Nebel, der abends sich in Streifen über das Ufergras hinzieht und an die Weidenzweige hängt. Das ist nichts anders als die Wäsche der Wassergeister, zum Bleichen herausgetan; wenn es nicht die Wasserfrau selbst ist, die am Ufer sitzt und spinnt oder ihre Wäsche bleicht. Wenn aber ein Mädchen das feine weiße Gewebe sieht, so mag es sich hüten und ja nicht zu nah herangehen, um sich ein Stück davon zu nehmen, sonst wird es ins Wasser hinabgezogen.

Ein Wächter auf dem Scholzengute in Bernsdorf, der alte Bauch, der erzählte, wie er einmal im Graben fortwährend plätschern hörte. Vorwitzig tritt er näher und ruft: „Wascht mer ok (nur) a Kittel miete (mit)!" Da kommt über ihn ein Schwall Wasser, daß er klatschenaß war.

Die Luftblasen, die in Quellen aufperlen, sagt man, kommen von dem Atem der Wassergeister her. Zuweilen sieht man sie von weitem, wie sie aus dem Wasser auftauchen; sie tun harmlos und freundlich, und wickeln eine Rolle Band los, das glitzert und spielt in den schönsten Farben; sie lassen es im Winde übers Wasser hinwehen nach dem Ufer zu. Damit locken sie die Mädchen an, die sich gern putzen; und winken ihnen, das bunte Band zu fassen. Und wenn sie das tun, können sie nicht wieder loskommen. Die schönsten Blumen stehen oft am oder im Wasser; die schönsten Badeplätze sind oft da, wo es gefährlich wird. Die Watermöm, die Wasserfrau, sucht einen dorthin zu locken und wickelt dem Badenden Schilf und Rohr um die Füße.

Ein Mädchen hatte an der Ilm bei Weimar in „Tucks Garten" auf einer Wiese Heu gemacht, gerade an der Krümmung; da ist die Ilm



sehr tief und es soll dort unten das unsichtbare Schloß der Nixe stehen. Es war mittags kurz vor 12 Uhr. Dem Mädchen wurde es auf einmal ganz Angst, ohne daß es etwas von der Nixe wußte. Plötzlich legte sich der Wind ganz, aber rings um das Mädchen fing ein starkes Rauschen an; das umgab es auf Schritt und Tritt. Das währte bis es zwölf schlug.

Besonders lebensmüde Menschen zieht es oft mit wunderbarer Gewalt zum Wasser. Eine alte Schullehrersfrau in Roggow (Pommern) erzählte, wie ihr Vater gestorben wär, und die Mutter mit den unmündigen Würmern allein dagesessen, da wär die Mutter ganz außer sich gewesen, und habe ins Wasser gehen wollen. Als sie an dem Ucklei-Bach war und gerade hineinspringen wollte, wirbelte zu ihren Füßen das Wasser auf und aus dem Grunde kam eine wunderschöne Walzermusik. Da erschrak sie und rief: „Hilf Gott und Jesus Christ!" Im selben Augenblick hörte die Musik auf, die Frau kam zur Besinnung und ging nach Haus zu ihren Kindern.

Im Wellenrauschen klingen wunderbare Stimmen und Weisen, Wellenspiel ist Tanz der Wasser. Gesang, Musik und Tanz scheinen mit den Wassergeistern zur selben Stunde geboren, und sind darum ihre Lust und Kunst. Am Zörnitzberge bei Wettin halten die Nixen bisweilen bei Nacht einen Tanz. Da hört man eine helle lustige Musik und sieht viele kleine Männer und Frauen aus der Saale steigen, die fassen sich bei den Händen und führen auf dem Wasser mit zierlichen kleinen Schritten und Sprüngen ihren Reigen auf, und von Zeit zu Zeit springen einige ins Wasser, und andere kehren an ihre Stelle zurück. Freilich ist es gefährlich, das mit anzusehen.

Die Wasserfrau unnahbar

Was es eigentlich mit den Seejungfern ist, das weiß kein Mensch so ganz genau zu sagen; es hat auch seine Bedenken, davon zu sprechen. Ganz aus der Nähe hat sie noch niemand gesehen — wenigstens keiner, der zu den Menschen zurückgekehrt ist —; ihr Nebelkleid verhüllt sie meist. Und das ist ein wahres Glück; denn wer einmal eine Seejungfer richtig gesehen hat, der ist ihr verfallen, der ist nicht mehr zu retten, und muß hinab ins Wasser.

Einst war ein Maler nach Jena gekommen, der hatte sich in den Kopf gesetzt, er wollte die Nixe kennenlernen, ging deshalb abends im „Paradies" am Ufer hin und her und spielte auf der Gitarre allerlei Lieder, von denen man glaubte, daß sie wie die der Nixe seien. So tat er auch einmal, da war ein anderer Maler, einer aus Jena, bei ihm, der

ging einige Schritte vor ihm her. Dem fremden Maler kam plötzlich eine Furcht an, er sah sich um und sah die Nixe hinter sich. Da wußte er vor Schreck nicht mehr, was er tat, lief gerade nach der Saale zu an dem andern vorbei und verschwand. Der andere rief und suchte ihn, vergebens. Leute kamen, auch die fanden nichts; ebenso ein Fischer, der in der Nähe wohnte und herbeigeholt wurde. Erst am folgenden Tage sahen sie am oberen Ende des Paradieses nah dem Ufer, etwas, das war wie ein Hühnerkorb. Sie ruderten hin, es waren die langen Haare eines Menschen, die das Wasser ausgebreitet hatte; die Leiche stand auf dem Grunde; man zog sie heraus. Es war der Maler.

Noch vor etwa 60 Jahren freilich wollten Fischer in Jena die Saalnixe gesehen haben, ohne daß sie ihnen etwas getan hätte. Einer behauptete sogar, wenn er so viele Taler hätte als er die Nixe gesehen, dann wäre er ein reicher Mann; sie habe sich ihm zu jeder Tageszeit gezeigt, gewöhnlich auf dem Wasser, und habe nicht ein Mal ausgesehen wie das andere. So wäre sie bald vor bald hinter ihm gewesen, meist in einem weißen Kleide, und habe gesungen und geplätschert. Zuweilen hatte sie schwarzes Haar, meist aber gelbes. Wenn er sie sah, so hütete er sich zu sprechen und vor allen Dingen zu fluchen, dann konnte sie ihm nichts anhaben. Mitunter sah er sie am Ufer Wäsche trocknen; aber kaum hatte er das gesehen, da plätscherte und sang sie schon wieder im Wasser.

Ein Kind spielte einmal in dem Paradiese an der Saale. Da sah es schöne Blumen am Ufer, dicht am Wasser stehen und bog sich vor, um sie zu pflücken; es fehlte nicht mehr viel, dann lag es im Fluß; aber da stand auf einmal eine junge Frau in städtischer Kleidung zwischen ihm und dem Wasser und drohte mit dem Finger. Gleich darauf war sie verschwunden. Das war die Nixe.

Die Unstrutnixe, so erzählte eine alte Frau, ist gar ein gutes und böses Ding. Sie hat lange und triefende Haare, die ihr bis zur Ferse herunterhängen. Ihr Gesicht ist schön, aber blaß. Ihr Kleid rauscht wie Seide, ist aber aus Stoffen gewebt, die es nur tief unter den Wellen gibt. Zuweilen steigt sie ans Ufer, aber nur in der Dämmerung, und lustwandelt auf und nieder. Obwohl sie einsam im Wasser lebt, ist sie sehr eitel, denn sie lächelt nicht selten wohlgefällig, wenn sie im glatten, ruhigen Wasser ihr Spiegelbild sieht; in solchen Augenblicken beglückt sie die Menschen gern mit ihrer Gunst.

Geheimnis ihrer Gestalt

Wie sie nun eigentlich aussehen, darüber ist etwas ganz Sicheres nicht zu erfahren. Gewöhnlich wird erzählt, oben wären sie wie Frauen

anzusehen, mit Brüsten, weiß wie Schnee, unterwärts ginge ihr Leib in einen schuppigen Fischschwanz aus, oder wie der einer bunten Schlange.

Sonst heißt es wohl auch, sie haben Schwimmhäute zwischen den Zehen und vorquellende Augen, ihr Haar ist gelb; aber wer weiß, am Ende war's bloß das lange, strähnige Seegras, das man manchmal in den Wellen sieht und das die Schiffer für das Haar der Seewiefken gehalten haben.

Sie können aber auch unter die Menschen gehen und sind dann von menschlichen Frauen kaum zu unterscheiden.

In der Altstadt von Würzburg soll vor Zeiten ein Turnierplatz gewesen sein; später hieß er immer noch „die langen Schranken". Einst war auch wieder ein glänzendes Turnier, zu dem kamen viele fremde Ritter. Einer von den Herren sah unter den Damen eine in meergrünem Kleid, die wohl auch fremd sein mochte, deren Schönheit bezauberte ihn so, daß er sich vornahm, für die und keine andere zu kämpfen. Jedem, der ihr nicht den Preis der Schönheit zugestehen wollte, warf er den Handschuh hin. Er blieb auch wirklich Sieger und streckte alle Gegner in den Sand, und nahte nun der Dame, ihren Dank zu empfangen. Sie lächelte ihn liebreich und holdselig an, aber wie wurde ihm, als er dabei wahrnahm, daß sie grüne Zähne hatte! Er bebte zurück, sie stieß einen Schrei aus, verwandelte sich in ein Seeweiblein und rutschte auf dem Schlangenleib dem Maine zu. Dort stürzte sie sich hinein und schwamm noch eine Weile auf der Oberfläche fort, bis sie niedertauchte und den Blicken der staunenden Herren und Damen entschwand. Da tat sich der Ritter seine Waffen und Rüstung ab und trat als Mönch in einen der strengsten Orden.

Nickelmann

Ein paar Jungen waren einmal bei Hadmersleben hinausgegangen an die Bode und wollten Wurzeln abhauen, die das Wasser freigespült hatte. Das Holz wollten sie zur Feuerung gebrauchen. Wie sie dabei sind, taucht auf einmal die Wassernixe schnell wie der Blitz empor und setzt sich auf die Wiese ihnen gegenüber am andern Ufer und kämmt ihre schönen langen Haare; aber ebenso schnell, wie sie kam, ist sie auch wieder verschwunden. Die Jungen sind noch ganz verwundert und wollen eben wieder an ihre Arbeit gehen, da taucht plötzlich der Nickelmann auf und schnappt nach dem einen, und eh der andre noch schreien kann, ist er schon mit ihm hinunter, und das Wasser schlägt über ihnen wie ein Kreisel zusammen. Da läuft denn der andre Junge schnell nach

Hause, und die Eltern und Nachbarn kommen sogleich mit Stangen und Netzen, aber nirgends ist eine Spur mehr von dem Kinde, alles Suchen war umsonst. Endlich, am dritten Tage, kam das Kind von selbst wieder zum Vorschein, und wunderbar, es war am ganzen Leibe tief-kornblumenblau.

Wie er die Leute äfft

Bei Wagstedt (in Öster.-Schlesien) ist ein Teich, in dem gab es sehr viele Fische. Eine Frau kam einmal abends da vorbei und sah einen Fisch am Ufer liegen; eben wollte er sich ins Wasser wälzen, da griff sie ihn rasch und nahm ihn in die Butte und ging vergnügt weiter. Er wurde aber immer schwerer, so daß sie ihn bald nicht mehr tragen konnte. Sie setzte die Butte auf den Boden, und in dem Augenblick sprang ein kleines Männchen hervor, das klatschte in die Hände und rief: „Jetzt hab ich doch einmal ein Weib geprellt."

In der Nähe von Prenden wollte einmal einer im Fließ fischen und stand deshalb recht früh auf, daß ihm keiner zuvorkäme. Es war noch ganz dämmerig, als er hinkam, aber er fand doch schon einen da, und da ärgerte er sich sehr und ging wieder weg. Aber es ließ ihm doch keine Ruhe, es trieb ihn wieder zurück, und da sah er, wie der andere gerade die Netze herauszog. Da wär er nun gern hingegangen und hätte gefragt, ob der Fang gut gewesen war; aber er war so voll Ärger und Neid, daß er sich doch nur ganz allmählich näherte. Wie er aber näher kam, wurde die Gestalt immer dünner und zuletzt wie ein Nebel, und wie er hinkam, war sie ganz fort. Das war der Wassermann gewesen.

Seine Verwandlungen

In andern Fällen wieder sieht das Ding, das da als Nebel ans Ufer steigt und hin und her geht, wie ein Bulle, ein Pferd, ein Pudel aus; oder es ist halb Mensch, halb Pferd. Der Nickelmann in der Bode ist oben wie ein Mensch, unten wie ein Fisch und hat ein scharfes Gebiß. In Sachsen und Thüringen erscheint der Nix gewöhnlich als ein kleiner freundlicher Knabe in grünem oder rotem Röckchen, mit hellfunkelnden Augen, oft mit langem grünem Haar und grünen Zähnen. Bisweilen aber ist es ein Mann, der hat ein altes tückisches Gesicht und Krallen an den Händen. Bei Mellrichstadt in der Streu saß ein Nickelmann, der hatte von seinen aufgeschlitzten Ohren den Namen Schlitzöhrchen. Man könnte den Wassermann von einem Menschen nicht unterscheiden, heißt es in Deutschböhmen; aber er kann seine Lippen nicht schließen, so daß jeder seine grünen Zähne blecken sieht. — Daß die Menschen einem solchen Nachbarn nicht trauen und ihn nicht leiden können, ist natürlich.



Händel mit Fischern und Bauern

Da was emal ens en Schepper, de hadde sik bi Deetz voer ene Wind elecht und junk innen Kahne sitten un wull sik Fische fangene. As he nu sonne janze Tit angelt hadde un nog hadde, da junk he wedder in sin Schepp, krech sine Pann her un wull sik de Fische bradene. Da sat he nu so bi't Für; kümmt up emal ute Haele en Waternix up sin Schepp, de was so grot, as en lütt Hahneken un hadde ne rote Kapp uppene Kopp, un stellt sik bi em hen un fragt em, wo he hit. „Wo ik heten do?" secht de Schepper, „ik het Selberjedan, wenn de't weten wist." — „Na, Selberjedan," secht de Waternix un kunne knapp reden, weil he et janze Mul vull Padden hadde. „Selberjedan, ik bedrippe di." — „Ja, dat saste mal don," secht de Schepper, „denn nem ikken Stak un schla di damet ar de Rügge, datte janz krumm un schef waren sast." Aewer de Waternix kehrt sik da nich wat an, un secht nomal: „Ik bedrippe di," un ir sik min Schepper dat versiene deit, schpuckt he em alle Padden in de Pann. Da krech de Schepper sinen Stak her un schloch uppene Waternix janz barbarsch los, dat he jotsjämmerlicke an to schriene funk un alle Waternixe tohope kemen, un em frogen, wer em denn wat dan hedde. Da schrech de Waternix: „Selberjedan," un as dat de annern Waternixe hürten, sechten se: „Hest dut selber jedan, so is di nich to helpene," un jungen wedder aff, un de eschlaene (geschlagene) schprunk ok wedder in de Haele, un het kenen Schepper wedder bedrippt.

Einmal saß der Wassermann im Grase am Bach und flickte seine Kleider. Da kam der Bauer daher, dem die Wiese gehörte, der nahm einen Stock, schlug dem Wassermann auf den Rücken und sprach: „Doo fahlt aa a Flaak," (da fehlt auch ein Fleck). Der Wassermann sprang wütend auf und fing an, mit dem Bauern zu ringen. Der kriegte ihn aber unter. Da zog sich der Wassermann in den Bach zurück und rief: „Hätt' ich mir nur die große Zehe ins Wasser eintunken können, dann hätt' ich dich gehabt. Aber ich werde dich auch so noch dran bekommen." Den Bauern traf bald darauf ein Unglück.

Menschenräuber

Der Wassermann stellt den Menschen nach, wo er kann, und treibt das Menschenfangen geradezu gewerbsmäßig. In Niedersachsen spricht man von dem Hakemann oder Häkelkerl, der in Brunnen, Stadtgräben und Flüssen haust; mit Vorliebe sitzt er in Strudeln, wo das Wasser Blasen wirft oder mit Rauschen in die Tiefe gezogen wird. Da singt er — das wunderliche Geräusch im Wasser ist sein Singen — und lockt die Kinder zu sich, und dann faßt er sie mit einem eisernen Haken und zieht sie ins Wasser. Er tut das, weil er an den Fischen, die alle seine Kinder sind, nicht genug hat und auch Menschenkinder haben will.

Zuweilen hat er auch — wie man sich in Deutschböhmen erzählt — über den Fluß ein Netz ausgespannt, das ist so fein, daß man es mit bloßem Auge gar nicht sehen kann; und wer sich da hinein verirrt, der ist auf ewig verloren. Am Freitag ruht er von seiner Arbeit, dem Menschenfangen, aus. Dieser Tag ist sozusagen sein Feiertag. Da sind alle seine Netze eingezogen, und das grüne Männchen sitzt im hohen Gras und ist dabei, sie auszubessern, wo sie in der Woche Schaden genommen haben. Wenn er damit fertig ist, kämmt er seine langen grünen Haare, wäscht und putzt sich. Dann wirft er sich auf den Rasen, streckt alle Viere aus und schläft bald ein. So beschließt er seinen Ruhetag. Die Leute sagen, am Freitag wäre der Eingang in das Reich des Wassermanns geöffnet und unbewacht. —

Am Borchwaldsee (in Pommern) ereignen sich spät abends oft ungeheuerliche Dinge. Einmal fuhr ein Bauer des Nachts eine Hebamme ins Dorf zurück. Als sie nun an den See kamen, rief aus ihm eine Stimme ganz laut und kläglich um Hilfe. Der Bauer wollte schon antworten, doch die Hebamme hielt ihm den Mund zu, denn spricht man mit dem Spuk, so begibt man sich in seine Macht. Sie hieß ihn statt dessen einen Kreuzknoten in die Peitsche schlingen und dann damit vor und hinter dem Wagen ein Kreuz in der Luft beschreiben. Da konnte ihnen der Wassergeist nichts anhaben, und sie fuhren ungefährdet nach Hause.

Das jährliche Opfer

Zwischen Wangerin und Klaushagen liegt ein See. Zu dem ging einst an einem Sonntag vormittag ein Mann, um da Fische zu angeln. Er wählte sich eine günstige Stelle im Schilf aus, und wie er so dastand und ins Wasser sah, hörte er aus dem Seegrunde herauf ein wunderschönes Pfeifen. Das nahm seine ganzen Sinne gefangen und trieb ihn immer weiter in das Wasser hinein. Mit einem Male kam ihm der Gedanke: „Du willst hier sterben und könntest doch so glücklich auf der Erde leben? Hast du denn nicht deine liebe Frau und deine Kinder?“ Und wie er das so bei sich bedachte, kam neue Kraft über ihn, er konnte jetzt der Lockung widerstehen und nach Hause eilen.

Denselben Tag ging auch ein Schäfer auf die nämliche Stelle, seinem kranken Sohne Fische zu fangen. Auch er hörte dies wunderschöne Pfeifen auf dem Grunde, konnte aber nicht widerstehen. Es zog ihn tiefer und tiefer, bis er versank.

„Die Stunde ist da!“

Auf einer Wiese bei Waldmünchen in der Oberpfalz waren die Mägde am Mähen. Es war eben Mittag und die Sonne schien heiß. Da hörten sie aus dem Bache, ohne doch etwas Besonderes zu sehen, eine feine

Stimme, die dreimal rief: „Das Stündlein ist verflossen, das Knäblein noch nicht da.“ In demselben Augenblick kam ein Bub dahergelaufen, er hatt' es sehr eilig und wollte baden. Die Dirnen wollten ihm wehren und sagten ihm, was sie eben gehört hatten. Er meinte aber, er wolle nur ein wenig ins Wasser tauchen, ihm sei gar so heiß; er stieg in den Bach und ertrank.

Der Tempelburger See erfordert jährlich mindestens ein Opfer, am liebsten ist es ihm aber, wenn er drei auf einmal erhaschen kann. Eines Abends ging ein Mann von Heinersdorf nach Tempelburg zu, das ist ungefähr dreiviertel Stunde weit, und traf unterwegs noch einen, der auch hinwollte. Der wollte durchaus immer von der Chaussee ablenken; denn er hielt ein Feuer, das seitwärts der Landstraße brannte, für ein Licht aus der Stadt. Endlich gingen sie auch beide darauf zu. Da sahen sie, wie das Licht plötzlich am Rande des Sees haltmachte und dreimal winkte; dann rief eine Stimme: „Die Stunde ist da, aber der Mann will nicht kommen!“ Da sind die beiden Leute schleunigst umgekehrt und zur Chaussee zurückgegangen. Am andern Morgen ging eine alte Frau am See vorbei, und weil sie durstig war, wollte sie trinken. Doch hatte sie das Wasser noch nicht ganz mit dem Munde berührt, als sie schon tot umfiel. So hatte der See doch sein Opfer bekommen.

Der Glaube, daß Bach, Fluß und See alljährlich an einem bestimmten Tage ein Menschenopfer haben wollen, ist weitverbreitet. So gingen früher viele Schiffer der Elbe, Saale und Unstrut zu Johanni nicht aufs Wasser, weil da einer ertrinken mußte. „De Rume un de Leine slucket alle Johr teine,“ heißt es im Hannoverschen. In Thale mußten sie vorzeiten jedes Jahr an demselben Tage einen schwarzen Hahn in die Bode werfen; denn wenn sie's nicht taten, so ertrank sicher in dem Jahre einer. Einmal hatten sie es unterlassen, und da ist auch gleich am andern Tag ein Mensch ertrunken. Solche Opferbräuche bestehen an manchen Orten noch heutigentags; meist dient dazu ein Tier: ein Lamm, eine Katze, ein Huhn, doch wird auch Brot geopfert.

Die Wasser des Weißen Sees im Tal von Urbeis (Elsaß) waren zu einer Zeit von wüster, grauschwarzer Farbe, und am Ufer ringsumher standen Blumen und Bäume welk und dürr; die Fische trieben tot auf der Oberfläche hin, kein Vogel kam an den Strand zum Baden, kein Wild zum Trinken, und eine bösartige Seuche war im ganzen Lande.

Da hieß es, dies Elend werde erst aufhören, wenn man ein unschuldiges Kind im See ertränkte und zum Opfer brächte. Allein, keine Mutter wollte eins hergeben. Eines Tages aber spielte auf einer be-

nachbarten Burg die Wärterin mit dem jüngsten Knaben ihres Herrn auf dem grünen Rasen im Garten. Als sie das Kind auf einen Augenblick verließ, stürzte ein gewaltiger Geier herab und wollte es auf seinen Horst tragen, ließ es aber unterwegs in den Weißen See fallen. Da wurden die Wasser des Sees wieder kristallhell, seine Ufer bedeckten sich wieder mit frischer Blüte und Krankheit und Elend wichen von dem Lande.

Wohnung der Wassergeister

Was wird aus den Menschen, die der Wassergeist zu sich hinabholt? Und wie mag es überhaupt da unten aussehen, wo er haust? Je tiefer das Wasser, um so geheimnisvoller erscheint das Reich da unten. In den Walchensee haben sie mal einen Mann hinabgelassen, der ihn ergründen sollte, und auch ein Glöckchen mitgegeben, daß er läuten konnte, wenn er unten war. Da ist er tief hinabgetaucht, aber da unten ist einer gewesen, der hat ihm gedroht, wenn er noch weiter hinab wollte, und hat gerufen:

Ergründest du mich,
So schlind' ich dich.

Bei Westerhausen, anderthalb Meilen von Halberstadt, liegt ein tiefes Wasserloch, das heißt die Beek; da sitzt auch ein Nickelmann drin, das ist ein gar schlimmer Gesell. Einmal stieß ein Fischer mit seiner langen Stange in der Beek auf den Grund, wie das die Fischer tun, um die Fische ins Netz zu jagen, und mag sich wohl dabei nicht recht vorsehen, stößt dem Nickelmann eine Scheibe ein. Der ist im Augenblick oben mit dem zerschlagenen Fenster und sagt: „Fischer, ist meine Scheibe in einer halben Stunde nicht wieder heil, so drehe ich dir den Hals um.“ Da ist der Fischer Hals über Kopf davongerannt und hat ihm noch grade zur rechten Zeit sein Fenster heil wiedergebracht.

Ertrinkende, die später ins Leben zurückgerufen wurden, erzählen von wunderbaren Empfindungen und Gesichten, die sie in den Augenblicken des Untergehens gehabt hätten. Das führte zu allerhand Träumerei von einer zweiten Wunderwelt im oder unter dem Wasser. Da sind herrliche grüne Wiesen, das Gras so fett wie nirgends oben in der Tageswelt, wundervolle Blumen und köstliches Obst, und die Wasserfrau wohnt da in einem hübschen Häuschen, oder in einem prächtigen Palast aus lauter Kristall, oft mit dem Wassermann zusammen. Der hält dort unten die Seelen der geraubten Menschen unter umgestülpten Töpfen gefangen.

Die gefangenen Seelen

Und wie der Menschenraub der Unterirdischen damit erklärt wird, daß sie das Menschenkind zu einem der ihrigen machen wollen, wie die

Totenseelen, die in Nacht und Wind und Mondlicht geistern, in die Natur übergehen, so bleiben auch die Seelen der Ertrunkenen nicht immer da unten in enger Haft; die schlesische Wasserfrau, die Wasserlisse, macht die Hirtenmädchen, die sie hinabgelockt hat von der Weide, zu ihren Kammerjungfern.

Wassermanns Magd

Ein Mädchen war beim Wassermann im Dienst. Da gab es viel Arbeit, der Wassermann hatte ein großes, prächtiges Haus. Eines Tages war er nicht zu Haus, nur seine Frau saß in der Stube. Das Mädchen räumte auf, kehrte die Dielen, wischte Staub, und kam zuletzt auch an den großen Kachelofen, auf dessen Kranze eine ganze Reihe umgestülpter Näpfe stand. Das Mädchen war schon längst neugierig, was wohl darunter sein möchte, aber der Wassermann hatte ihr verboten, sie anzurühren. Heute war er nicht da und sie dachte: was kann dabei sein? Sie hob einen Napf auf: da flog eine kleine weiße Taube heraus und fort. Da bekam die Magd einen furchtbaren Schreck und auch die Frau, die es mit angesehen hatte, kam ganz ängstlich dazu und sagte: „Wenn der Wassermann nach Hause kommt und es sieht, wird er böse und dreht dir vielleicht gar den Hals um. Draußen im Garten steht ein Holunderbusch, da stell' dich hinter und bleib' da stehen, mag der Wassermann auch sagen und versprechen, was er will; denn da bist du sicher vor ihm. Da bleib', bis er wieder ruhig ist und ruft: Komm', ich tu' dir nichts.“ Wie das Wasserweib gesagt hatte, so geschah es. Der Wassermann tobte, aber er hatte dem Mädchen nichts an; es stand und blieb im Holunderbusch, und er wurde dadurch immer noch zorniger. Als er aber sah, daß alles Drohen und Locken nichts half, beruhigte er sich und sagte: „Komm', ich tu' dir nichts.“

Jetzt kam das Mädchen unter dem Strauch hervor, und der Wassermann fuhr fort: „Nun kannst du nicht mehr bei mir bleiben. Aber einmal magst du noch auskehren. Der Kehricht soll dein Lohn sein.“ Das Mädchen packte seine Sachen, kehrte noch einmal die Stube aus, nahm das Kehricht in die Schürze und ging. Es lief aber sehr eilig und verschüttete ein Teil, ohne darauf zu achten. Zu Haus sah es, daß lauter Gold in der Schürze war. Nun ärgerte es sich, daß es so wenig behalten hatte. Aber das Wenige hatte den Vorzug, es nahm gar nicht ab.

Wassergeister werben

Auch die Wassergeister suchen ihre mißgestalteten Wechselbälge den Menschen unterzuschieben und sich deren hübsche Kinder anzueignen, und wenn sie sich den Menschen zeigen, an ihren Lustbarkeiten teil-





nehmen, so ist es nicht immer bloß, um sich ein Opfer zu suchen; es ist die alte, gegenseitige Anziehung zwischen Natur und Menschenseele. Der alte Aberglaube: wenn sich der Wassergeist zeigt oder ruft, muß eins sterben, oder, wer ihn sieht, ist verloren, erfährt hier eine Umformung: Der Wassergeist, die Nixe, zeigen sich nur denen, welchen sie gefallen wollen; und wie verstehen es die Wasser, zu schmeicheln, zu locken, zu werben. Die Nixe erscheint dabei nicht immer so grausig-wild wie der Wassermann, aber es ist gefährlich, sich mit ihr einzulassen. Sie sucht die Menschen, und stößt sie wieder von sich; oder muß sie wieder lassen, weil die bestimmte Stunde, das gnadenlose Gebot des alten Wassermanns, sie wieder heimruft; oder weil die Menschen roh und treulos sind. Und erst dann bricht ihre alte Wildheit wieder durch, dann ist ihr Haß tödlich, ihre Rache sicher.

Oft ist es der Tanz, der Menschen und Wassergeister zueinander führt. Im Tanzen sind ja Nix und Nixe Meister und scheinen unermüdlich darin, und wenn ein junger Bursch auf dem Wege zum Tanz abends am Fluß vorbeikommt und sieht dem Spiel des Wassers und Nebels zu, wie sie da tanzen, bald langsam sich wiegend und dahinschwebend, bald leicht und zierlich hüpfend und springend, bald in wildem Wirbel, da wünscht sich das junge, rasche Blut nichts heißer, als auch so eine feine und flotte Tänzerin im Arm zu haben.

Nixen kommen zum Tanz

Vor vielen Jahren gingen einmal junge Burschen aus Johnsbach bei Wartha zum Tanz in das benachbarte Frankenberg, mit ihren Mädchen. Einer von ihnen aber hatte noch keins. Als sie an die Neißebrücke kamen, zeigten die andern auf ein hübsch angezogenes Mädchen, das an der Brücke lehnte. Das wäre eine Tänzerin für ihn. Er trat auch zu ihr und fragte, ob sie Lust hätte, mit ihm zum Tanz zu gehen, und das Mädel ging auch mit, aber sie sprach kein Wort dabei. Dann tanzten sie zusammen, und das Mädchen war eine gute Tänzerin, nur bei jedem Schritt hinterließ sie einen schmalen Wasserstreifen. Und es dauerte nicht lange, da sagte sie zum Burschen: „Nun führe mich wieder dahin, wo du mich hergenommen hast.“ Der Bursche tat das; als sie aber an der Brücke angekommen waren, da richtete sich das Mädchen hoch auf und schrie ihn drohend an: „Daß du dich nicht noch einmal unterstehst, mich hier wegzuführen! Das würdest du büßen müssen!“ Und während der Bursche sie noch ganz erschrocken ansah, brach plötzlich die ganze Gestalt in sich zusammen und verschwand. Zu seinen Füßen war eine große Wasserpfütze. Da merkte er, daß er mit einem Wasserweibel getanzt hatte, und erschrak so, daß er sich kaum bis nach Hause schleppen



konnte. Viele Wochen hat er denn schwerkrank gelegen und sich nur langsam wieder erholt.

Bei dem Dorfe Dens im Amte Sontra liegt ein merkwürdiger Teich, der an einem gewissen Tage im Jahre blutrot wird. Seine Tiefe ist unergründlich und sein Wasser hat weder Geruch noch Geschmack. Davon erzählt man zu Dens folgende Sage.

Einmal war im Dorfe Kirmes und dazu kamen auch zwei fremde, unbekannte, aber schöne Mädchen, die tanzten mit den Bauernburschen ganz wundervoll und machten sich lustig mit ihnen; aber nachts zwölf Uhr waren sie verschwunden, während doch die Kirmes Tag und Nacht fortdauert. Indes waren sie am andern Tage wieder da, und ein Bursch, dem es lieb gewesen wär, wenn sie immer geblieben wären, nahm einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe weg. Sie tanzten nun wieder bis Mitternacht. Da wollten sie fort, und die eine ging und suchte nach ihren Handschuhen in allen Ecken. Da sie die nirgends finden konnte, wurde sie ängstlich; sie suchte noch immer, da schlug es zwölf. Beide liefen in großer Angst fort, gerade nach dem See, und stürzten hinein. Am andern Tag war der See blutrot und wird es noch immer in jedem Jahr an diesem Tage. An den zurückgebliebenen Handschuhen waren oben kleine Kronen zu sehen.

Liebschaften mit der Nixe

Zuweilen ist es geschehen, daß einer der Burschen, dem die fremde schöne Tänzerin ganz und gar den Kopf verdreht hat, sich nicht hat von ihr trennen mögen, und zwar keinen so unglücklichen Einfall gehabt hat, sie noch länger zurückzuhalten, aber durchaus mit ihr nach Haus hat gehen wollen. Das Mädchen erlaubte es ihm und führte ihn durch Nacht und Nebel über Wiesen und Höhen zu einem Wasser. Da blieb sie stehen und sagte: „Nun weißt du, wo ich wohne, nun kehr' um!" Aber der Bursch wollte weiter mit. Da nahm sie eine Gerte und schlug damit aufs Wasser; das teilt sich, und eine Treppe hinunter gehen sie zur Wohnung der Wasserjungfer. Da bleibt sie wieder stehen, versteckt ihn sehr sorglich hinter der Haustür und sagt ihm leise ins Ohr: „Du mußt hier warten, bis mein Vater schläft, er kann keine Christen riechen." Das Mädchen geht hinein, und da hört er auch schon, wie der alte Nix an zu schnuppern fängt und sagt: „Es riecht hier nach Christen!" — „Wo sollen denn hier Christen herkommen? Aber ich rieche vielleicht danach; ich will's dir nur sagen, ich war heute bei Christen zum Tanze." Der Alte knurrt noch weiter, läßt sich aber doch endlich besänftigen und legt sich auf sein Schilfbett; der Bursch hinter der Tür atmet auf, als er das laute Schnarchen hört. Er darf nun bei ihr bleiben,

bis es anfängt, zu tagen, und wird für die ausgestandene Angst entschädigt.

Aber mancher hat doch an der einen Nacht genug und wagt es nicht zum zweiten Male; es ist auch nicht immer so gut abgelaufen. Einmal war in Arnsdorf Kirmes. Da waren auch wieder, wie schon öfter, drei Nixen zum Tanz in die alte Erbgerichtsschenke gekommen. Zwei Burschen aus einem andern Dorfe, die zu Besuch gekommen waren, verliebten sich in die Mädchen und wollten sie nach Hause begleiten. Die Mädchen wollten aber nichts davon wissen und schlugen es ihnen immer wieder ab. Da verabredeten die zwei, daß sie ihnen heimlich nachschleichen wollten. Als es auf der alten Schwarzwälderuhr $^3/_4$11 Uhr schlug, verschwanden die Nixen wie gewöhnlich. Gleich machten sich die beiden Burschen auch auf und ihnen nach, wie sehr ihnen auch die alten Leute im Saal, die es sahen, abrieten. Lange wartete man in der Schenke auf sie; die Nacht verging, sie kamen nicht. Am andern Tage fand man sie nach langem Suchen tot in dem einen der Teiche, die früher in den Wiesen an der Straße zwischen Arnsdorf und Wallrode lagen. —

Als Liebhaber der Nixen, denkt man sich wohl gern vor allen die Fischer und Schiffer. Des öfteren wird aber auch von einem Schäfer erzählt, der eine Liebschaft mit einer Wasserfrau hatte. Die Leute von dieser Zunft, die den ganzen Tag und auch oft die Nächte draußen sind, sehen und wissen von solchen Wesen meistens mehr als die andern Menschen, und haben Zeit, darüber zu sinnen und zu träumen. Ein solcher Schäfer hatte sich einmal in eine Nixe verguckt und war zuletzt mit ihr hinabgegangen auf den Grund ihres Sees. Da lebten sie lange Zeit gemächlich als Mann und Frau. Endlich bekam er Heimweh nach seinen Verwandten und Freunden und bat seine Frau, sie möchte ihn noch einmal auf die Erde hinauf lassen. Sie erlaubte es ihm aber erst, als er ihr fest versprochen hatte, wieder in den See zu kommen, und sie tat einen Schwur, daß sie sich furchtbar rächen würde, wenn er sein Wort bräche. Dem Schäfer aber gefiel es hier oben auf den grünen Wiesen und unter der lieben Sonne so wohl, daß er wieder anfing, seine Schafe zu hüten, und nicht zu der Nixe zurückkehrte. Doch nahm er sich in acht und kam keinem Fluß, See oder Brunnen zu nahe. So konnte die Nixe sich lange nicht rächen. Eines Tages aber, als es sehr heiß war und er wieder seine Schafe hütete, wußte er sich vor Durst nicht zu retten. Da sah er eine kleine Lache am Wege liegen und lief darauf zu. „Hier kann sie dir nichts anhaben", dacht' er und bückte sich, um zu trinken. Aber kaum hatten seine Lippen das Wasser berührt, da fühlte er einen Druck

im Genick und hörte ein heiseres Kichern, daran erkannte er die Nixe; sein Gesicht wurde fest in die Lache gedrückt, und so klein sie war, er mußte darin ertrinken.

Bei Salzungen im Werratal liegt ein kleiner tiefer See, darin wohnten vor Zeiten drei Wasserjungfern. Eine davon hatte sich einst in einen jungen Metzger verliebt und besuchte ihn jeden Tag in seiner Fleischbank. Die Leute ahnten erst gar nicht, daß es eine Nixe war, nur fiel ihnen auf, daß ihr Schürzenzipfel immer naß war. Bis dann einer entdeckte, daß sie nur ein Nasenloch hatte; also war es sicher eine Nixe. Nun wurde der Metzger von seinen Kameraden immerzu wegen seiner Nixenliebschaft aufgezogen. Als sie eines Tages wieder kam und mit dem Finger auf ein Stück Fleisch wies, das sie haben wollte, hackte er ihn wie aus Versehen ab, und wollte ihr damit das Wiederkommen verleiden. Sie blieb nun auch aus, aber seit dem Tage faulte ihm alles Fleisch in der Bank, so daß es niemand mehr in der Nähe aushalten konnte. Dadurch verarmte er, fing an zu kränkeln, und wurde eines Morgens tot im See gefunden.

Eine andere Nixe aus dem Salzunger See war auch eine gute Kundin bei den Fleischbänken und bei einem Meister dort zumal gern gesehen. Eines Tages kam sie mit einem neugeborenen Kinde auf dem Arm und brachte es den Metzgersleuten zum Aufziehen. Als das Kind in die Jahre kam, daß es gefirmelt werden sollte — damals war hier herum noch alles katholisch — da kam die Wasserjungfer und verlangte ihr Kind zurück. Aber die Metzgersleute wollten es ihr nicht herausgeben. Als sie sich zuletzt scheinbar beruhigte und sich gar nicht mehr blicken ließ, dachten die Leute, damit wär es nun gut. Bald darauf badete das Kind einmal im See, da wurde es plötzlich von unsichtbarer Hand hinabgezogen.

Tanz mit dem Wassermann

Im Jahre 1547, am ersten Sonntag im Julius, kam nach alter Sitte zu Laibach auf dem alten Markt bei dem Brunnen, der durch eine dabeistehende schöne Linde lustig beschattet war, die ganze Nachbarschaft zusammen. Sie verzehrten in freundlicher und nachbarlicher Vertraulichkeit bei klingendem Spiel ihr Mahl und huben darauf zum Tanze an. Nach einer Weil' trat ein schöngestalteter, wohlgekleideter Jüngling herzu, gleich als wollte er an dem Reigen teilnehmen. Er grüßte die ganze Versammlung höflich und bot jedem Anwesenden freundlich die Hand, welche aber ganz weich und eiskalt war und bei der Berührung jedem seltsames Grauen erregte. Hernach zog er ein wohlaufgeschmücktes und schöngebildetes, aber frisches und freches Mägdlein, von leicht-

fertigem Wandel, das Ursula Schäferin hieß, zum Tanze auf, die sich in seine Weise auch meisterlich zu fügen und in alle lustige Possen zu schicken wußte. Nachdem sie eine Zeitlang miteinander wild getanzt, schweiften sie von dem Platz, der den Reigen zu umschränken pflegte, immer weiter aus, von jenem Lindenbaum nach dem Sitticher Hofe zu, daran vorbei, bis zu der Laibach, wo er in der Gegenwart vieler Schifferleute mit ihr hereinsprang, und beide vor ihren Augen verschwanden. Der Lindenbaum stand bis ins Jahr 1638, wo er altershalber umgehauen werden mußte.

Die Wehmutter beim Wassermann

Gegen das Jahr 1630 erzählte in der Pfarrei zu Breulieb, eine halbe Meile von Saalfeld, in Gegenwart des Priesters eine alte Wehmutter folgendes, was ihrer Mutter, ebenfalls Kinderfrau daselbst, begegnet sei.

Diese letzte wurde eines Nachts gerufen, schnell sich anzuziehen und zu einer kreißenden Frau mitzukommen. Es war finster, doch machte sie sich auf und fand unten einen Mann warten, zu dem sagte sie: er möge nur verziehen, bis sie sich eine Leuchte genommen, dann wollte sie nachfolgen; er aber drang auf Eile, den Weg würde er schon ohne Licht zeigen und sie sollten nicht irren. Ja, er verband ihr noch dazu die Augen, daß die Frau erschrak und schreien wollte, allein der Mann sprach ihr Trost ein; Leid werde ihr gar nicht widerfahren, sondern sie könne ruhig mitgehen. Also gingen sie miteinander; die Frau merkte darauf, daß er mit einer Rute ins Wasser schlug, und sie immer tiefer hinuntergingen, bis sie in eine Stube kamen. In der Stube war niemand als die Schwangere. Der Gefährte tat ihr nunmehr das Band von den Augen, führte sie vors Bett und ging, nachdem er sie seiner Frau anbefohlen, selber hinaus. Hierauf half sie das Kindlein zur Welt befördern, brachte die Kindbetterin zu Bett, badete das Kindlein und verrichtete alle notwendigen Sachen dabei. Aus heimlicher Dankbarkeit warnungsweise hob die Wöchnerin an zur Wehmutter zu sprechen: „Ich bin sowohl als ihr ein Christenmensch und entführt worden von einem Wassermann, der mich ausgetauscht hat, da ich noch ein Sechswochenkind war. Wenn ich nun ein Kind zur Welt bringe, frißt er mir's allemal den dritten Tag; kommet nur am dritten Tag zu eurem Teich, da werdet ihr Wasser in Blut verwandelt sehen. Wenn mein Mann jetzt hereinkommt und euch Geld bietet, so nehmet ja nicht mehr Geld von ihm, als ihr sonst zu kriegen pflegt, sonst dreht er euch den Hals um; nehmt euch ja in acht." Indem kam der Mann, zornig und bös aussehend, hinein, sah um sich und befand, daß alles hübsch ab-

gelaufen, lobete darum die Wehemutter. Hernach warf er einen großen Haufen Geld auf den Tisch, mit den Worten: „Davon nehmt euch, soviel ihr wollt.“ Sie aber, gescheit, antwortete etlichemal: „Ich gehre von euch nichts mehr denn von andern, welches dann ein geringes Geld gewesen, und gebt ihr mir das, hab' ich gnug daran; oder ist euch auch das zuviel, verlange ich gar nichts, außer daß ihr mich nach Haus bringet.“ Er hub an: „Das hieß dich Gott sprechen,“ zahlte ihr so viel Geld und geleitete sie richtig nach Haus. An den Teich zu gehen, wagte sich aber den bestimmten Tag die Wehefrau nicht, aus Furcht. —

Nixe kämpfen um ein Wasserweib

Ein Mann, der von Rothenburg nach Halle ging, traf unterwegs einen andern, den er am nassen Saume seines Kittels als einen Nix erkannte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Fremde erzählte, er sei der Nix von Rothenburg und habe dem von Giebichenstein seine Frau auf vierzehn Tage geborgt, damit sie ihm indes Haus halte, weil die Nixe von Giebichenstein krank sei. Der Nix von Giebichenstein habe ihm versprochen, die Frau nach den vierzehn Tagen wiederzubringen; heute sei aber schon der sechzehnte Tag: darum habe er sich aufgemacht, sie heimzuholen und dem Giebichensteiner zu zeigen, wie es denen ergehen müsse, die nicht Wort halten. Als der Nix in Giebichenstein von dem Bauer schied, sagte er ihm noch, er möge am Ufer acht geben, ob nicht bald ein Blutfleck oben auf dem Wasser erscheinen werde; das solle ihm das Zeichen sein, daß einer von ihnen, er oder der Giebichensteiner, im Kampfe gefallen sei. Hierauf ging er über das Wasser bis mitten in die Saale und stieg dann hinab. Nach kurzer Zeit aber quoll helles Blut auf die Oberfläche des Wassers herauf; doch wer getötet wurde, weiß man nicht.

Eines Abends ist ein graues, schmales Männchen zu einem Bauer in Lehrbach auf den Hof gekommen und hat mit demütigen Worten um Herberge für die Nacht gebeten. Der Bauer wollte ihm zu essen geben, das Männchen nahm jedoch nichts an, verschmähte auch den Platz auf der Ofenbank und legte sich draußen beim Hofe dicht an einer Pferdeschwemme ins Feuchte hinein. Am Morgen in aller Frühe war der kleine Gast wieder bei der Hand, ohne daß man an seinen Kleidern was gemerkt hätte. Er bat den Bauern, ihm den Weg zum Nixenborn zu zeigen, es werde vielleicht sein Glück sein. Der gutmütige Bauer ist auch mitgegangen, und der Kleine hat ihm erzählt, er sei ein Nöcke oder Wassermann, sein Weibchen sei ihm geraubt und das suche er überall. Wenn er sie jetzt finde, wolle er's dem Bauern vergelten; auf alle Fälle wolle er dem Bauer ein Zeichen geben. Als sie am Wasser waren, hat

dann der Nöcke einen Ring am Finger gedreht und ist vor des Bauern leiblichen Augen versunken. Nach einer guten Weile ist jedoch des Nöcken Stab aus dem See in die Höhe geflogen und das Wasser an der Stelle rot geworden. Vom Nöcken aber hat man nie wieder etwas gehört noch gesehen.

Der Wassermann holt sein Weib zurück

Es freit ein wilder Wassermann,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Er freit nach königlichem Adelstamm,
Nach der schönen Hannale.

Er ließ eine Brücke mit Gold beschlag'n,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Darauf sollt sie spazieren gahn,
Die schöne Hannale.

Sie ging darüber so manchen Gang,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Bis daß sie unter das Wasser sank,
Die schöne Hannale.

Und als sie unter das Wasser sank,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Ergreift sie der wilde Wassermann,
Die schöne Hannale.

Darunten war sie sieben Jahr,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Bis daß sie ihm sieben Söhne gebar,
Die schöne Hannale.

Und als sie an der Wiege stand,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Da hörte sie einen Glockenklang,
Die schöne Hannale.

„Ach Wassermann, lieber Wassermann,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Laß mich einmal in die Kirche gahn,
Mich arme Hannale."

„Wenn ich dich laß in die Kirche gehn,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Du möchtest mir nicht wiederkehren,
Du schöne Hannale."



„Warum sollt ich nicht wiederkehren?
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Wer würde mir meine sieben Kinder ernähren,
Mir armen Hannale?“

Und als sie auf den Kirchhof kam,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Da neigt' sich Laub und grünes Gras
Vor der schönen Hannale.

Und als sie in die Kirche kam,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Da neigt' sich Graf und Edelmann
Vor der schönen Hannale.

Der Vater macht' die Bank ihr auf,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Die Mutter legt' das Kissen drauf,
Der schönen Hannale.

Als sie nun wieder nach Hause wollt' gehn,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Ihr Vater und Mutter sie mit sich nehm'n,
Die schöne Hannale.

Sie setzten sie wohl oben an den Tisch,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Und trugen ihr auf gebackene Fisch,
Der schönen Hannale.

Und als sie am besten Essen war,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Fiel ihr ein Apfel auf den Schoß,
Der schönen Hannale.

„Ach, liebe Mutter, seid so gut,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See
Werft mir den Apfel in Feuersglut,
Mir armen Hannale!“ —

„Ei willst mich hier verbrennen sehn?
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Wer wird denn unsre Kinder ernährn,
Du schöne Hannale?“

„Die Kinder woll'n wir beide teil'n,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Nehm ich ihr vier und du ihr drei,
Ich arme Hannale." —

„Nehm' ich ihr drei, nimmst du ihr drei,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Das siebente wollen wir teilen gleich,
Du schöne Hannale.

Nehm ich ein Bein, nimmst du ein Bein,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Daß wir einander gleiche sein,
Du schöne Hannale." —

„Und eh' ich mir laß mein Kind zerteil'n,
Von dem Berg und tiefem Tal
Wohl über die See,
Viel lieber will ich im Wasser bleiben,
Ich arme Hannale."

In immer neuer wechselnder Gestalt erscheinen die Gewässer in den verschiedenen deutschen Landschaften; als harmloser, plätschernder Waldbach und als verderbliches Wildwasser; als träger Wiesengraben und brausender Strom, als Sumpf und Hochgebirgsee; als kleiner stiller Dorfteich oder Waldweiher und wieder als unermeßliches Meer; ja, demselben Auge zeigt sich dasselbe Wasser bei anderm Wetter und Licht immer wieder anders; in so mannigfacher Gestalt erscheinen auch die Wassergeister. Als Beispiel dafür mögen noch die Tiergestalten dienen, die sie stellenweis annehmen.

Aus Teichen und Seen und Kanälen des weiten nebelreichen Flachlandes steigt auf die Viehweide manchmal der Wassergeist als Stier oder Pferd. Im Kirchspiel Hankenbüttel, bei dem Dorfe Bockel, liegt zwischen sandigen mit Heidekraut bewachsenen Hügeln, nicht weit von den Quellen der Ilmenau, ein Teich ohne Ab= und Zufluß. Die Leute nennen ihn die Bullenkuhle und behaupten, er wäre unergründlich tief und stände mit der Nordsee in Verbindung, das könnte man daran sehen, daß er mit der Ebbe und Flut sänke und stiege, und daß Schwertfische darin wären. Niemand wagt, das zu untersuchen; etwa ihn zu messen, oder Fische darin zu fangen, aus Furcht, von dem Bullen verschlungen zu werden, der darin haust. Alljährlich, meist im Mai, soll nämlich aus dem Teich ein Bulle von wunderlicher Gestalt gestiegen, des Nachts in

dem Dorfe Bockel in die Ställe eingedrungen sein und nur gewisse Kühe besprungen haben. Die Kälber dieser Kühe waren dann ungewöhnlich groß und stark, und hatten Farbe und Zeichnung, wie man sie sonst nicht sieht; sie blieben aber wild, ließen sich nicht zähmen, mußten daher geschlachtet werden, ehe sie ganz ausgewachsen waren.

Im Balksee (Amt Neuhaus a. d. Oste) ruht auf dem Grunde ein riesiger Stier, der Seebulle. Den größten Teil des Jahres, solange das Wasser offen ist, verhält er sich still; man merkt nur an den aufsteigenden Blasen und Wasserperlen, wo er liegt und Atem holt, oder am aufquellenden Grundwasser, wenn er sich rührt. Aber im Winter, sobald der See zufriert, wird er unruhig, ihm fehlt die Luft, er steigt nach oben, sucht mit seinem Atem die Eisdecke aufzutauen, sprengt sie mit seinem weithin hörbaren donnerähnlichen Gebrüll, daß lange Risse darin entstehen, oder rennt mit seinen Hörnern Löcher hinein. Je stärker der Frost, desto heftiger wird sein Brüllen und Toben unter dem Eise, und zumal des Nachts arbeitet er daran. Darum bleibt der Eisverkehr auf dem See stets gefährlich.

Nicht weit von Croppenstädt liegt das Grundlos, ein Wasser, klar und rein wie Gold, und tief, so tief, daß noch keiner den Grund hat finden können. Mal kommt ein Croppenstädter auf seinen Acker, der nahe beim Grundlos lag, da findet er einen Schimmel auf seinem Felde, der hat vollständiges Sielzeug an, fehlt auch nicht ein Riemen dabei. Da denkt der Bauer bei sich: „Der kommt dir just zu paß; mit deinem alten Gaul will's so nicht mehr recht vorwärts", und schirrt ihn gleich zu seinem Pferde an den Pflug, und nun ging's die Ackerstücken auf und ab, daß im Umsehen eine Furche nach der andern gezogen war. Der Bauer stiefelte ganz atemlos hinterher, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff und er zuletzt kaum noch mit konnte; und sein Gaul keuchte nur so und war mit weißem Schaum bedeckt. In kurzer Zeit war er mit seiner Arbeit fertig, aber da war auch des Schimmels Stunde um, und hui! rennt der fort und reißt das andere Pferd samt dem Pfluge mit sich, und hinunter in das Grundlos. Da sind sie beide verschwunden und nie wieder zum Vorschein gekommen.

In der Rehrenberger Forst, im pommerschen Kreise Greifenhagen, liegt zwischen den Münzenbergen ein kleiner Teich, der Bîrenpaul geheißen. Diesen Namen führt er, weil in ihm ein allmächtiges Eberschwein (auf Plattdeutsch Bîr) seine Wohnung hat. Leute, die an dem Pfuhl vorübergingen, sind von diesem Schwein oft geängstigt worden, denn mit einem Male wallte und brauste das Wasser hoch empor, das Untier trat heraus

und hieb mit seinen gewaltigen Hauern auf den arglosen Wanderer ein, so daß er kaum mit dem Leben davon kommen konnte.

Ganz anders wieder ist der Unhold, der so oft in den Alpseen haust, wir kennen ihn schon, den Drachen. Er gehört ja nicht ausschließlich diesem einen Element an, nimmt aber doch nicht selten so viel von dessen Wesen an, daß er wie ein Wassergeist erscheint.

Auf der Ostseite des Zernetzer Kirchberges, in der Laviner Galtvieh-Alpe Macun, liegen ein paar kleine Alpseen. In dem größten sitzt ein Drache. Der steigt zuweilen aus dem Wasser, schüttelt die Flügel und schaut gräßlich um sich. Dann schleicht er umher, ob er wo verlaufenes Vieh findet. Das zieht er dann nach dem See hin und verschwindet mit ihm im Wasser. Hat er lange Zeit nichts mehr gekriegt, so brüllt er so schrecklich, daß man ihn über die Berge hört. Wenn man bei schönem Wetter an dem See vorbeikommt und einen Stein hineinwirft und dabei zufällig den Drachen trifft, so schäumt der See wild auf, wie beim ärgsten Sturme. Dann entsteht ein entsetzlicher Nebel über dem Wasser, und aus dem Nebel ein mächtiger Platzregen. Dann wird der See wieder ruhig.

Das Meer

Um wieviel gewaltiger als unsere Binnengewässer unser deutsches Meer ist, das empfindet auch der, der es noch nie mit Augen sah, wenn er die Geschichten von der Nixenrache, vom Brautraub und von der Wehmutter noch einmal aus dem Munde unserer friesischen und niedersächsischen Seeleute und Fischer hört.

Wenn die Sonne recht schön aufs Wasser scheint, kommen die Seejungfern manchmal heraus und kämmen ihr langes Haar, kommen auch wohl zuweilen bis an Bord. Aber sie werden den Schiffern auch oft gefährlich. Wenn sie in großen Scharen gegen ihre Fahrzeuge andringen, ist es wohl schon geschehen, daß sie eins umgeworfen haben.

In dem Graben an der Bohlbrücke bei Swinemünde sah man früher häufig eine Seejungfer sitzen; die klatschte vor Freude in die Hände und lachte laut auf, wenn ein Mensch über die Brücke daherkam. Auch im Oderhaff soll schon seit undenklichen Zeiten ein wunderschönes Seewiefken sitzen. Wenn die Seeleute, besonders aber wenn die Fischer am Ufer arbeiten, so steigt sie oft bis an den halben Leib aus dem Wasser heraus und sieht zu; sie sagt nichts, aber wer sie sieht, dem bringt sie Glück. —

Ein friesischer Schiffer hatte sein Schiff klar gemacht zu weiter Fahrt, stand am Bord und hob die Hand und gelobte sich dem Meer. Das Meer solle ihn schirmen und schonen sein Schiff und seine Ladung, so wolle auch er ihm getreu sein all sein Leben lang und nie an Land gehen auf längere Zeit. Da hoben sieben Meerfrauen ihre Leiber halb aus der Flut, hörten seinen Schwur und tauchten wieder unter. Lange fuhr er von Meer zu Meer, von Land zu Land, und immer hatt' er Glück; aber er hatte keine rechte Freude an all dem Reichtum, konnte seiner auf dem Schiffe nicht froh werden, und allmählich bekam er doch Sehnsucht nach dem Lande. Und da kam sein Schiff einmal an einen schönen Strand voll stolzer Schlösser und blühender Gärten. Und er sah ein schönes Mädchen, in das verliebte er sich. Und er freite um sie, verkaufte sein Schiff, erbaute ein herrliches Haus am Strande, schmückte es aus mit seinen Schätzen wie ein Königsschloß, und dahinein führte er seine liebe Braut.

Aber in der Nacht, als der Schiffer in den Armen seiner Liebsten ruhte, da hoben sich die sieben Seeweiber aus der See nahe dem Ufer an des Schiffers Palast und sangen ein seltsames Lied. Und es rollte eine See heran, die übersprang das Ufer und zerbrach den Deich, und eine zweite, die stieß ans Haus; da bebte das Haus in seinen Fugen. Der zweiten sprang eine dritte nach, die brach die Türen ein und rauschte in die Flur, und eine vierte, die brach durch die unteren Fenster, und eine fünfte, die brach oben durch, und eine sechste riß den Schiffer hinweg, und eine siebente, die fing den Schiffer auf und warf ihn im Zurückbranden in das wilde Meer.

Da umfingen die Seeweiber den Schiffer und führten ihn tief hinab zum Grunde. Dort muß er wohnen. Von dort springt er mit den Wellen im Maimond herauf nach seinem zerstörten Hause und will sein Lieb retten; aber immer ziehen ihn die Seeweiber wieder zurück. —

Das Kirchspiel Waddens (an der Wesermündung) ist nicht mehr halb so groß wie in alten Zeiten; das meiste ist vom Meer verschlungen, auch das Kirchdorf Waddens selbst. Die Waddenser hatten einmal ein Seewiefken gefangen und nahmen es mit ans Land. Es wehrte sich und drohte, so weit sie es ins Land hineinschleppten, so weit solle das Kirchspiel untergehen. Wie es endlich frei geworden ist, weiß man nicht; aber seine Drohung hat's wahr gemacht. Kurz danach sind die Deiche durchgebrochen und der größte Teil des Kirchspiels ist in den Wellen begraben. —



Der Wassermann in der Jade

Up't Seefeld en Buur waand', de 's riek nog un stolt,
Sien dree Deerns sund em leever, as all sien Gold.
Och de Ja 's so deep.

De een weer so knapp un d'anner weer so slank,
De drudde wull nien Keerl är Tie'släven lank.
Och de Ja 's so deep.

Un se freit un lopt sik ball af de Sgoo:
Moi Ida lacht un seegt Nä dar to.
Och de Ja 's so deep.

Se kikt nich um na Pott un Pann,
Se holl so fien un so witt är Hann'.
Och de Ja 's so deep.

Man vaken den Groen hendaal se geit,
Woor dat Water bruust, woor de Seeluft weit
Och de Ja 's so deep.

Un is ee'mal da weer se an de Buterkant,
De Tie stigt up un stigt gegen dat Land.
Och de Ja 's so deep.

De Bulgens all seeg se kamen un gaan.
Un mit eens hat 'n fienen Herr vör är staan.
Och de Ja 's so deep.

He greet't woll heeflich, he sprekt woll good,
Mit em to spazeeren är nich verdrot.
Och de Ja 's so deep.

Henunner se gaat't an Waterkant,
Man dat is so koold, un so koold sine Hand.
Och de Ja 's so deep.

„Un woor heerst du to Huus? woor kumst du här?"
„Ik kam ut de Ja' un ick waan in 't Mär.
Och de Ja 's so deep.

Un nien slimmer Huusen as miens ick kenn:
Daar faart so väl wol over Een hen.
Och de Ja 's so deep.

Un koold un duster is 't in mienen Saal,
Dar kumt nien Sunnensgien he' daal.
Och de Ja 's so deep."

't gräst är; se kikt in'n seegreen Oog,
As he nu mit Gewalt är na't Water hen droog.
Och de Ja 's so deep.

„Un leve Heer, lat mi torügg ant Lant!
Un mienen gollen Rink legg ik jo in Hand.
Och de Ja 's so deep."

„Dien gollen Rink, de will mi nich anstaan;
Up de greene Eer warst du ni' wedder gaan.
Och de Ja 's so deep."

„In uus Huus mien Vadder un mien Moder weent,
Därto mien leeve Susters beed' vereent.
Och de Ja 's so deep."

„Laat weenen in jo Huus, laat weenen weller will!
Mit 'n Waaterkeerl geist du — weß mi still!
Och de Ja 's so deep.

Laat weenen in jo Huus, laat weenen weller will!
Upt greene Lant ni' kumst du meer!
Och de Ja 's so deep."

Na de Sloot henin met sien Roof he springt,
Un nums uus 'moi Ida wedder bringt.
Och de Ja 's so deep[1].

Es war einst ein Schiff, das segelte nach England. Unterwegs kam ein starker Sturm, daß die Schiffsleute alle dachten, es wäre ihre letzte Fahrt. In der Nacht wurde das Steuerruder unklar. Sie sahen über Bord und wurden gewahr, daß ein großer Mann seinen Kopf aus dem Wasser hob, dicht beim Ruder. Sie fragten ihn, was er wolle. „Ich will den Schiffer sprechen." Die Leute riefen den Kapitän. Der kam, sah auch über Bord und fragte: „Wer bist du? Was willst du?" — „Ich bin der Meermann; mein Weib soll ins Wochenbett und verlangt, daß dein Weib kommt und ihr hilft bei der Geburt." — „Meine Frau schläft, die kann nicht kommen", antwortete der Schiffer. „Sie muß kommen", rief der Meermann, „sonst tobt meine Alte noch ärger, und macht euch noch ärgeren Sturm und Seegang, und ihr geht allesamt zugrunde; denn der ganze Aufruhr ist nur von ihren Wehen." — „Ich will gleich kommen", rief das Kapitäns Frau, die alles mit angehört hatte; „man muß niemanden in Not lassen, dem man helfen kann." Sie sprang über Bord zu dem Meermann und ging mit ihm hinab zum Meeresgrunde. — Der Sturm war vorbei, die See wurde ruhig. Unterdessen hatte der Schiffer große Sorge um seine Frau, aber es währte nicht lange, da hörte er so lieblich: „Heia, heia, hei!" tief unten in der See singen, und die Wellen gingen so eben auf dem Wasser, als wenn die ganze See wie eine Wiege geschaukelt würde. „Aha!" dachte er, „das Kind ist schon geboren, das ist gut gegangen." Es dauerte keine Stunde, da kam seine Frau wieder herauf aus der See und glücklich zurück an Bord. Sie war kaum einmal naß geworden und hatte die Schürze voll von Gold und Silber und hatte viel zu erzählen.

[1] Nien Keerl: keinen Mann; Tie'släven: Zeitleben; moi: schön; Groen: Strand; is ee'mal: einstmals; Buterkant: Außenkante; Tie: See; Bulgens: Wellen; seegreen: seegrün.

Quellennachweise und Anmerkungen

Erstes Buch

Urzeit / Riesen

S. 1. **Wie sie Berge und Täler machten und nach dem Himmel warfen.** Nach Schönwerth II, 263. — **Die habnischen Leute** nach Graber 49. — Sage von der **Bramburg** nach Schambach u. Müller 145; von **Evesen**, Kuhn u. Schwartz 141; vom **Brocken**, Lyncker Nr. 36.

S. 2. **Riesensage von Rügen** nach Jahn 160. **Findlinge** z. B. Pröhle, Unterharzs. Nr. 29, Strackerjan I, 410 f. **Riesen kochen und backen:** Kuhn, Westf. Sagen.

S. 3. **Riesenspinnerinnen und -wäscherinnen:** Als ähnliche Wettersage ist auch aufzufassen Grimm D. S. Nr. 16: Der Riese vom Brunsberg (bei Höxter) sandte dem vom Wiltberg täglich einen Brief, in ein groß Knäuel Garn gewunden, und so warfen sie es hinüber und herüber. Eines Tages fiel das Knäuel im Lauh (einem Holz unter dem Brunsberge) nieder, und da ist ein großer Teich geworden. — **Kegelschieben:** Meiche 430; Meier, Schwäb. Märchen Nr. 6; Rochholz, Naturmythen 58.

S. 4. **Riesenstreit:** Grimm, Myth.[4] 453; Müllenhoff 270. **Zechgelage:** Schambach u. Müller 143. **Beil- und Hammerwurf:** z. B. Kuhn u. Schwartz 263; Schambach u. Müller 147; Grimm Nr. 20.

S. 5. **Windriesen:** Colshorn 136 f. Der Wind als Menschenfresser im Märchen z. B. in „Bruder und Schwester" D. M. f. G. 407.

Ungeheuer

S. 6. **Drache im Mölltal:** Graber 69 f. **Rüfe:** Jecklin 54. Von der Lawine als dem Lauitier ist z. B. die Rede in Jegerlehner, Oberwallis 144.

S. 7. **Rollibock:** Walliser Sagen 47. **Totenkopfspinne:** Alpenburg Mythen 217.

Ferneres von Wetter und Wolken

S. 7. **Wirbelwind brüllt wie ein Stier:** Rochholz, Naturmythen 76. **Wie in ere Chue ine:** ebenda 218. Von den mannigfachen Wolkengestalten ebenda 205—220.

Wie dem Hirten die Wolken als himmlische Herden, so erscheinen sie dem Fluß- und Seeanwohner als Schiffe. „Es chunnt wieder es Schiff voll", sagt man im Berner Seelande, wenn nach langer Sommerdürre längliche Wolken sich am Abendhimmel zeigen. — Am Niederrhein nennt man eine spitze Abendwolke, die bei anhaltender Dürre nach Westen steht, Marienschiff. Ebenda 209 f. Reste der Sage von Luftgeistern, die in **Wolkenschiffen** segeln und Gewitter und Regen auf die Erde herabsenden, zeichnete Ulrich Jahn in Pommern auf: Einmal sah man auf



Rügen einen Luftschiffer auf seinem Schiff durch die Wolken fahren. Gerade über Rambin warf er das Senkblei herab, und als es die Erde berührte, ergriffen es die Dorfbewohner und banden eine Korngarbe daran. — In Meesiger (Kreis Demmin) stand vor vielen hundert Jahren einmal tagelang ein schweres Gewitter über der Stadt und wollte nicht weichen. Endlich kam dem Rat die Sache sonderbar vor, und er schickte den Türmer auf den Kirchturm, damit er nachsähe, ob das Gewitter sich vielleicht an der Kirchturmspitze festgehakt hätte. Da fand denn der Mann im Schalloch einen Anker sitzen, von dem ging eine schwere Kette in die Wolken hinauf zu einem Schiffe. Allerdings hat man dies Schiff nicht sehen können, aber was sollte es anders gewesen sein. Schnell wurde nun die Kette mit einem scharfen Beile gekappt, und sogleich verzog sich das Gewitter in eine andere Gegend. Der Anker ist zum ewigen Gedächtnis in der Kirche aufgehängt worden, und nach ihm hat die Stadt ihren jetzigen Namen Angermünde bekommen. (Jahn 43 f.)

S. 8. Die Schwanenfrau: z. B. „Der Jäger und die Schwanenjungfrau D. M. f. G. 133; Grimms Märchen Nr. 193; J. W. Wolf, Deutsche Hausmärchen 217 (Göttingen 1851) usw.

Riesen und Menschenreich

S. 8. Unsere Vertreiber: Kuhn u. Schwartz Nr. 107; Schönwerth II, 267.

S. 9. Riesen im Dienst der Menschen: Baader Nr. 374.

S. 10. Riesen als Kirchenfeinde: Jahn 163. Begrabene Riesen: Stöber Nr. 80; Wolf Nr. 67; Kühnau II, Nr. 1145.

S. 11. Nebel- und Windriesen auf der Oder: nach Haas, Pommersche Sagen, und Jahn 40.

S. 12. Der schlafende Riese: Zingerle Nr. 136. Wenn er schreit: Alpenburg, Mythen 11. Der Winter: Rochholz, Naturmythen 4 f.

S. 13. Die Eisriesen: Schönwerth III, 361. Welt-Ende: Birlinger 136; Rochholz, Aargauer 1; Graber 69.

Zweites Buch

Die Nacht / Die Geisterzeit

S. 15. Die Nacht ist mein: Schönwerth I, 418; Zingerle 132; vgl. Laistner, Rätsel der Sphinx II, 317.

Das Nachtvolk und der wilde Jäger

S. 17. Wildes Heer im Tannrieder Forst: Schönwerth II, 145. Wode: Bartsch I, 5 f.; Arndt 336 ff.; Jahn 7, 10.

S. 18. Nachtjäger fährt durchs Haus: Bartsch I, 10. Zurückgelassener Hund: Kuhn, Westf. S. I, Nr. 1 u. 3; Bartsch I, 21. Bei der Sage vom Wilden Jäger oder Wode tut man gut, seine Kenntnis aus der höheren Mythologie von Wodan-Odin zunächst ganz beiseite zu lassen und sich nur an das zu halten, was die Volkssage gibt. Weiteres bringen die Seelensagen.

S. 20. Gutes Jahr: Sagen aus der Werragegend. Wetterregeln: Bartsch II. Halmopfer, ebenda 307.

Wandlungen des Nachtvolks

S. 21. Tänze: Schönwerth II, 164 ff.
S. 22. Wunderknable und Hexenknable: Reiser I, 160 f.

Drittes Buch

Die Unterirdischen

S. 24. Vom Hibichenstein: Pröhle 56 ff.; Kuhn u. Schwartz Nr. 218; Colshorn 73.

S. 26. Zwergenschmiede: Müllenhoff Nr. 386. Kuhn u. Schwartz Nr. 362. — Im Norwegischen dvergsmie=Bergkristall. „Önnererskpottjüg (Geschirr der Unterirdischen) werden die auf Morsumkliff (Sylt) gefundenen Schmiede= und Töpferarbeiten (Gräber=Urnen und Töpfe) genannt (Müllenhoff 283).

S. 28. Luxemburgische Zwergsagen bei Gredt, 45 ff. Zwerge im Wohldenberg: Colshorn 118 ff. — Steinbrot und Steinbutter: Kühnau II Nr. 765.

S. 29. Kanne mit Braunbier: Jahn 75. — Streuselkuchen: Mitteilungen des schles. Ver. f. Volkskunde Heft 9 (1903), 24. — Der eiserne Tisch: Kühnau II, 97 u. 127. — Das Rezept: Ebenda 102 ff. Bei Hermannsdorf am Haßberge (Gegend von Jauer) liegen die „Kaffeemühlen", ein par Felsen, auf denen die Fenske=weibel mahlen; auch tragen sie hier Holz zusammen zum Kochen (Ebenda 106).

S. 31. Härdmandle uf der Ramsflue: Rochholz I, 267. — Nur bei Nacht: Schönwerth II 304, Jahn 50. — Die Beschränkung auf die Nacht wird in der Zwergsage allerdings nicht durchgeführt; daher heißt es andernorts: selten bei Tag (z. B. Schönwerth II 292); in diesem Fall scheinen sie die Mittagspause zu bevorzugen: Schönwerth II 297 u. 303.

S. 32. Wie sie aussehen: Schönwerth II 293, 295, 299, 300, 304 f., 307; Lyncker 42; Kuhn u. Schwartz 559 und viele andere. — Die Zwergenfüße: z. B. Rochholz I 267; Meier 172; Kühnau II 745; Schönwerth II 295; vgl. auch unten, Zwergkönig Goldemer. Zwerge als Kröten: Rochholz I 268 (vgl. „Deutsche Märchen seit Grimm". „Das Leben am seidenen Faden"); Kuhn u. Schwartz 468.

S. 31. Zwergenweibchen: Von einer schönen Zwergin erzählen z. B. einige westfälische Sagen:

Ein Bauer aus Börlinghausen ist auf eine Zeit jeden Abend fortgegangen und oft die ganze Nacht fortgeblieben. Das hat seiner Frau übel gefallen, und sie hat sich vorgenommen, alles zu versuchen, um hinter seine Gänge zu kommen. Da hat sie denn eines Abends einen Faden an seinem Rock befestigt, hat aber das Knäuel, als er fortgegangen ist, abgewickelt und ist ihm dann, als es ganz dunkel war, gefolgt. So ist sie in das Hüll=Lock gekommen und tief, tief hineingegangen, bis sie endlich in eine Kammer gelangt ist, da hat sie den Bauer mit einem Schahölleken im Bett liegen gefunden. Die Zwergin hat aber so langes Haar gehabt, daß es aus dem Bette heraus bis auf die Erde gehangen hat. Da hat sie die Haare behutsam aufgenommen und in das Bett gelegt. Darauf hat die Zwergin zu ihr gesagt: „Das war dein Glück, hättest du das nicht getan, so hätt ich dir den Hals umgedreht." (Kuhn, Westfäl. Sagen.) — Ähnliches wird von einem Grafen oder Amtmann auf der Schaumburg (im Süntel) erzählt, der sich in das Mäumken, eine schöne Zwergin auf der Paschenburg, verliebte. Die Höhle, in der sie wohnte, hieß das Mäumkenloch. Die Frau des ungetreuen Ehemanns fragt den Diener aus, der seinen Herrn auf

den Ritten zur Paschenburg begleitet. Der will nichts sagen, läßt sich aber endlich bereden, Linsen auf den Weg zu streuen. Die Hausfrau folgt der Spur zum Mäumkenloch, der Diener hält mit den Pferden davor und deutet hinein. Da fand sie ihren Mann mit dem Mäumken im Bette liegen. Die langen Haare der Zwergin hingen aus dem Bett hinaus auf die Erde. Da rief die Frau: „Gott bewahre, deine schönen Haare!" und hob sie auf. Ihr Mann muß ihr nun geloben, fortan nicht mehr hinzureiten. Bald nachher erscheint ein Zwerg vorn auf der Spitze des Berges und ruft nach der Schaumburg hinunter: „Die Mäume ist tot, die Mäume ist tot!" Von da an wurde auch das Oldendorfer Bier — der Broihahn — schlecht. Die Zwerge hatten nämlich einen Gang vom Mäumkenloch nach dem Brauhaus und brauten dort das schönste Bier. Seit dem Tode des Mäumkens hat man nichts mehr von ihnen gehört und gespürt (Lyncker 55). — Eine andre Fassung erzählt: Als die Gräfin von der Schaumburg sich in die Mäumkenhöhle schlich, habe das Paar fest geschlafen, und sie habe heimlich der Zwergin eine Locke abgeschnitten und die dann ihrem Gemahl, als er heimkam, gezeigt. Da sei der Zauber, mit dem das Mäumken den Grafen gefangen, gelöst gewesen, der Graf habe von seinem Weibe Verzeihung erbeten und erhalten (Freiligrath u. Schücking, das malerische und romantische Westfalen, 1. Aufl., 33). — Es wird hier von den Zwerginnen dasselbe erzählt, was die Tiroler Sage von den Wildfrauen berichtet (vgl. im Text S. 73—75), wie ja auch sonst die Zwerg-Sagen und die von den wilden Leuten manchmal ineinander übergehen.

S. 33. Der starke Zwerg: Witzschel I, 273. Unterm Pferdestall: Kuhn, Westf. Sagen I Nr. 363. — Die Ausgänge ihrer Wohnungen, heißt es auf Rügen, münden gewöhnlich in die Küche, den Stall oder hinter den Ofen in die sogenannte Hölle (Jahn 51). — Die „guten Hollen" in Hessen zwischen Volkmarsen u. Wolfhagen wohnen hoch oben an den Berggipfeln in Höhlen, die durch unterirdische Gänge mit den Tälern verbunden sind; durch diese Gänge steigen sie in die Dörfer hinab und holen sich aus den Häusern, was sie brauchen. — Am Bucksberg bei Derenberg ist ein Zwergenloch, worin ehedem ein Zwerg gewohnt, der von dort einen Gang bis auf den Quedlinburger Markt gehabt hat (Kuhn u. Schwartz 224). — Bisweilen haben sie den Eingang ihrer Wohnung unter Bäumen (unter einem Apfelbaum: Kuhn u. Schwartz Nr. 292, unter einer Rüster: ebenda Nr. 120, 1; in der Ellernkuhle: ebenda Nr. 189, 6); was wieder die Verwandtschaft der Zwerge mit den wilden Leuten des Waldes erkennen läßt.

S. 33. Der erschwerte Zugang: Nur alle 9 Jahr: Meiche 324. Der Gevatter-Brief: Colshorn 115. — Hebammendienst bei den Wichtelweibchen: z. B. Müllenhoff 296; Grimm Nr. 41 u. 68. Die Sage wird hier nicht mitgeteilt, da weiter unten bei den Wassergeistern eine ähnliche kommt. — Zwergstaaten: Vereinzelte Sagen erzählen von Streit zwischen Zwergvölkern, der zu förmlichen Vernichtungskriegen führt und in die ein Mensch als Verbündeter einer Partei eingreift; z. B. in den Harzsagen und bei Grimm Nr. 29. Die Geschichten sind zu weit ausgesponnen, um hier mitgeteilt zu werden. — Zwergkönige: vgl. oben, S. 25, die Sage von Hibich, und unten, S. 37, die von Goldemer, sowie die Lausitzer Sage ebenda. Andere Könige der Volkssage z. B. Müllenhoff 287: Piper (Ostholstein) 292, Pilatje (Amrum); Finn (Hansen, Sagen u. Erzählungen der Sylter Friesen, 64 ff.).

S. 35. Wechselbalg und Kinderraub: Bartsch I Nr. 64. Colshorn 244. Andere Sprüche des Wechselbalgs z. B. Jahn 72 u. 90; Kuhn u. Schwartz 105; vgl. auch das Märchen von Rumpelstilzchen.

S. 36. Wie bin i so alt! In Tirol häufig, z. B. Alpenburg Alpensagen 48; Mythen u. Sagen 90, 121, 128.

S. 37. Der tote König: Meiche 335. Die Todesbotschaft, die im Text S. 68 f. von der Sänggin erzählt wird, kommt in allen möglichen Varianten auch in der Zwergensage vor, z. B. Müllenhoff Nr. 399 u. 401; Jahn 80 u. a. m. König Goldemer: Nach Gobelinus Cosmodromium aet. VI. cap 70 bei Meibom Script. rer. Germ. I. 286; v. Steinen, Westf. Gesch. IV. 776 ff. In einem epischen Fragment entführt Zwergkönig Goldemer eine Königstochter nach dem Gebirge Trûtmunt, Dietrich befreit sie (E. H. Meyer, Mythologie); vgl. auch das mittelhochdeutsche Gedicht „Laurin" („Deutsches Heldenbuch", Berlin 1866, Bd. I).

S. 38. Zwerge als Mädchen- und Frauenräuber: Mehrere Sagen bei Müllenhoff, aber auch sonst häufig; auch ins Märchen übergegangen, vgl. die Anmerkungen zu Grimm Nr. 91 bei Bolte-Polivka. Unsere Sage von Holzrührlein Bonneführlein nach Colshorn 88.

S. 39. Sie können nicht wachsen: Lyncker 42 ff; Jahn 89; Kuhn, Westf. Sagen Nr. 320; Grimm Mythologie[4].

S. 40. Raub der Wöchnerin: Müllenhoff 310; Kuhn Westf. Sagen I, Nr. 138a. Alte Opferbräuche, in denen vielleicht auch die Unterirdischen Nachfolger des Totenvolks sind, z. B. Müllenhoff 281.

S. 41. Das Schiff der Unterirdischen: Kühnau II, 129. — Frau von Ponickau: Meiche 320.

S. 42. Von den Zwergen in den neun Bergen: Arndt 132 ff.

S. 43. Zwerg Lehnort: Bartsch I, 88. — Der Kessel: ebenda Nr. 72. — Backtrog: ebenda 47.

S. 44. Helfen in Haus und Hof: Engelien u. Lahn. — Wollen keinen Lohn: Schönwerth II, 292, 298. Was man ihnen geben muß: ebenda 301. — Wichteln spinnen auch den Hausfrauen, die sich ihnen gewogen zeigen, das feinste Garn; holten den Flachs selbst ab und brachten das Gespinst wieder zurück, immer bei Nacht; ohne daß man sie zu sehen bekam, man mochte sie belauern, wie man wollte (vgl. die Wichtelsagen bei Gredt; auch das Märchen von Rumpelstilzchen, ferner den Abschnitt über die Nacht und Geisterzeit, oben S. 15 dieses Bandes). Sobald sie merken, daß man sie belauscht, kommen sie nie wieder.

S. 46. Die boshaften Nörglein: Zingerle. — Die unsichtbaren Mitesser: Jahn 53. Derartigen Schaden trägt öfters ein Mensch von der Begegnung mit elbischen Geistern davon; über die Wirkung ihres Anhauchens vgl. Grimm Mythologie 381. Auch der Wind des Seelenheeres verursacht Erblinden, geschwollenen Kopf, Sinnenverwirrung.

S. 48. Zwerge im Erbsenfelde: Colshorn 99.

S. 49. Mittel, einen Zwerg in seine Gewalt zu bekommen: Jahn 55—58, 69. — Das erbeutete Zwergenmützchen: Wolf, Deutsche Sagen 66. — Der Zwergenschuh: Arndt 197.

S. 51. Wie die Lüneburger Heide arm wurde: Colshorn 119 ff.

S. 52. Abzug der Zwerge: Heusinger 127. Eine solche Überfahrt wird zuweilen auch vom Totenvolk erzählt.

S. 53. Die Hungerharke: Jahn 77.

S. 54. Se gloovten wol an Gott — aber: Müllenhoff 281. — Seit der Preuße ins Land gekommen: Kühnau II, 120. — Verbannung durch den Alten Fritz: Kuhn



u. Schwartz Nr. 189, 2 u. Anmerkung dazu. — Abzug der guten Hollen: Wolf, Hess. Sagen 52. — Die Zwerge im Cottaer Spitzberge: Meiche 354 f. — In manchen Sagen lassen sich die Zwerge nicht im Kahn über einen Fluß setzen, sondern von einem Bauern oder Fuhrmann im Wagen aus dem Lande bringen, besonders in schlesischen Überlieferungen, vgl. Kühnau II.

Viertes Buch

Haus und Hof

S. 55. Kobold schneidet Häckfel: Jahn 133.

S. 56. Lieblingsplätze: Jahn 116 f., 105, 113. — Wesen des Kobolds: Grausame Rache an dem Küchenjungen, wie der Zwerg Goldemer sie übt, wird auch von dem Hausgeist Chimmecke erzählt, Jahn 113. — Rotbücksch, Rotjäckte: Jahn 104, 118 f., 129 f. Kobolde in niederländischen, holsteinischen, thüringischen, hessischen und badischen Sagen haben zuweilen grünes Gewand; in Holland auch grünes Gesicht und Hände, in flämischen Überlieferungen: das Gesicht verschrumpft wie Baumrinde; in der Mark heißt einer der grüne Junge. Sie ähneln also hier den Baumgeistern, Moos- und Holzleuten. Der Schutzgeist des Hauses und Hofes, der Familie, konnte auch in einem Baume auf dem Hofe seinen Wohnsitz haben.

S. 57. Tier- und andere Gestalten: z. B. Jahn 104 ff., 115, 117, 126, 133 f. — Auch die „Hausschlangen" zieht Jahn mit Recht hierher; die Seele als Schlange gehört ja zu den ältesten Vorstellungen. — Der gestiefelte Kater des Märchens ist wohl auch eine Seele, ein Hausgeist; vgl. den Hausgeist „Stiefel" bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 77.

S. 58. Der heiße Hirsebrei: Meiche 304.

S. 59. Drak: Jahn 128; Bartsch I, Nr. 336; Schambach u. Müller Nr. 182: Wolf, Hess. Sagen 75. — Wenn man ihn mit seiner Last wie einen feurigen Strahl durch die Luft fliegen sieht, sagt man in einigen Teilen Pommerns: „Der Alf treckt" (Jahn 135).

Bergwerk

S. 60. Silberräuber: Wrubel 146. — Kobalt und Nickel: Quenstedt, Handbuch der Mineralogie (Tübingen 1855) 574 u. 578. Erz wächst: Wrubel 154.

S. 61. Kupfer zu Gold geworden: Vonbun 63. — Des Bergmandls Lösegeld: Graber 23. — Jahresbilanz der Berggeister: ebenda 42.

S. 63. Verschiedene Gestalten des Berggeistes: Wrubel 38, 42, 53, 55, 66, 79, 87; Grimm Nr. 2. — Bergmännchen in westfälischen Gruben: Kuhn, Westf. Sagen Nr. 154.

S. 64. Der Bergmönch: Kuhn u. Schwartz Nr. 219; Pröhle 69, 132, 157; Harrys II, Nr. 2; Grimm Nr. 3 u. 37. — Die Molche: Pröhle 147. — Der Drache von Zeizenen nach Jegerlehner.

Fünftes Buch

Der Wald / Die wilden Leute

S. 66. Den Übergang von der Riesensage in die von den wilden Leuten zeigt auch eine Alpensage bei Alpenburg:

Ein ganz besonders unbändiges Wilden-Geschlecht hauste auch „am Schrecken“ in der Mellau. Weiter abwärts, gegen Schnepfau zu, brachen die Wilden den Steinpfad durch die Felsen der Mittags- und Kanisfluh; letztere steigt an ihrer nördlichen Seite als senkrechte Wand auf; am Abhange türmten die Riesen und wilden Leute eine freistehende Felsensäule auf, die „Wildkirche“. Da tanzen auch die Hexen, daher heißt sie auch Hexenturm. — Ebenda auch über die Sprache der wilden Leute. Über ihr Aussehen und ihre Namen: Zingerle 77 ff.; Alpenburg Mythen 51 f.; Mannhardt WFK I, 89 ff., 105.

S. 67. Lange Brüste: Zingerle 80; Jegerlehner 174. Auch in der Eifelsage: In der Gegend von Bleialf hausten in grauer Vorzeit wilde Frauen in Felsenhöhlen und boten jedem ihre Brüste, welche sie über die Schultern warfen, zum Trinken dar (Schmitz II, 13). Vgl. auch die Sage von der Roggenmuhme, oben, S. 99. — Raub der Wöchnerin: Hauser Nr. 9.

S. 68. Die Fangga in der Klemme: Zs. f. d. Myth. II 58. — Der Findling: Alpenburg Mythen 68. — Über die weite Verbreitung des Motivs von der Todesbotschaft in der Sage von den wilden Leuten, Zwergen und Kobolden vgl. Mannhardt WFK I, 91 f.; II, 134. — Eine neuere, dort nicht verzeichnete Fassung aus Tirol lautet:

Im Wirtshaus zu Tschuggbach bei Tösnes war eine Wilde als Magd; seitdem wurden die Leute immer wohlhabender. Besonders gut verstand die Fanggin das Brotbacken. Als sie einmal beim Essen saßen, wurde draußen laut gerufen: „Stutza, Mutza soll kommen, Rauhrinde ist hin.“ Sofort rannte sie mit lautem Jammergeschrei hinaus und dem Walde zu. Der Wirt wollte sie zurückhalten und rief ihr nach, sie solle ihm doch wenigstens sagen, wie sie es gemacht habe, daß das Brot immer so gut geraten sei. Da schrie die Wilde bloß zurück:

Lautrer Toag
Geit guets Broat.

(Dörler, Zs. f. öst. Volksk. III 290)

Hier ist das Motiv von den geheimen Künsten und Kenntnissen der Wilden und ihren ausweichenden Antworten angeschlossen. Als Vegetationsgeist versteht die Fanggin dem Brot den guten Geschmack zu geben, ebenso wie die Fenixmannla, die schlesischen Zwerge, besonders gute Kuchen backen.

S. 69. Die Saligen: Zingerle 30 ff.; Alpenburg Alpensagen 20 f., 282, 298, 312 f.; Panzer I, 11 ff., 200, 220.

S. 70. Bei der Ernte: Alpenburg Mythen 3, 5, 31; Panzer I, 12; Alpenburg Alpensagen 287 f., 312; Zingerle 33 Nr. 43, 79, 125; Zingerle Sitten 167, Nr. 1394. — Talgilgen: Alpenburg Mythen 33. — Verfolgt vom wilden Mann: Alpenburg Alpensagen 336, 287 f., Nr. 168, Mythen 5, 24, 29, 31; Zingerle 24, 30, 78—80, 121—127.

S. 71. Verknüpfung mit dem Leben der Waldbäume: Zeitschr. f. dtsch. Myth. II 32. — Die Wildherrin: Alpenburg Alpensagen Nr. 213, Mythen 4—9, 17—21; Zingerle 24, 35 f., 66. Vgl. Schillers „Alpenjäger“. — Geiergestalt: Mannhardt I 147.

Damit, wie überhaupt mit der Erscheinung der deutschen wilden Weiber, ist zu vergleichen die Schilderung der schwedischen Waldfrau, der Skogsnufva: Sie nimmt das Aussehen aller Tiere, Bäume und andern Naturdinge an, welche im Walde vorkommen. Ihre wahre Gestalt ist die eines in Tierfelle gekleideten alten Weibes mit



fliegendem Haar und langen Brüsten, die über die Achseln geschlängt sind. Im Rücken trägt sie einen langen Kuhschwanz, oder sie ist hohl wie ein alter fauler Baumstock, oder ein zu Boden geworfener Stamm oder Backtrog. Dem Jäger zeigt sie sich gern als eine schöne und verführerische Jungfrau, aber nur von vorn, auf der Hinterseite kann sie, nach den meisten Sagen, ihre Ungestalt nicht verbergen. Schützen und andere, die ihre Wege im Urwald haben, hören oft die Skogsnufva trällern, lachen, wispern und flüstern in Busch und Dickicht, denn sie kann jede Art Laut annehmen. Spricht sie aber, so geschieht es stets mit heiserer Stimme. Ihre Erscheinung kündigt sie im voraus mit einem scharfen eigentümlichen Wirbelwinde an, der die Baumstämme bis zum Zusammenbrechen schüttelt... (Mannhardt I 128 f.) — Daneben stellt sich dann, was oben, S. 92 vom schwäbischen Rautenweible, sowie S. 100 und 105—107 von Frau Holle erzählt wird.

S. 73. Die Wildfräulein locken Menschen an sich: Panzer I, 12 f., Zingerle 23. Zu der Sage vom Untersberg („Behüte Gott! Deine schönen Haare!") vgl. die Anm. zu S. 31.

S. 75. Fruchtbarkeit und Wohlstand: Zingerle 25 ff.; Panzer I 11; Alpenburg Alpensagen 263 f. — Spinnen: sie nahmen den Flachs der Bäurin auf ihren Rocken und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei redeten sie nicht; nur wenn zufällig der Faden brach, sagte die eine: „Faden ab!" und die andere erwiderte: „Knüpf an!" Aus Dankbarkeit rüstete die Bäurin einst ein großartiges Mahl; sie aber machten traurige Gesichter, gaben ihr noch ein Garnknäuel: „Für deinen guten Willen, Lohn um Lohn!" sagten sie, gingen und kamen nicht wieder (Alpenburg 32). Also ganz wie Hausgeister; vgl. die Holzweiblein, oben S. 88 und den Abschnitt „Nacht, Geisterzeit", S. 15. — Nochmals das schöne Haar: Graber 54.

S. 76. Saligen-Ehen: Zingerle 29, 33 f.; Alpenburg Alpensagen 270, 312; Vernaleken Alpensagen 246.

S. 78. Geißler von Wald: nach Alpenburg Alpensagen. — Die Waldfänken: Vonbun Beiträge 44, 47, Vorarlberger Sagen 5; Mannhardt I 93 ff.; Rochholz Aargausagen I, 319; Vernaleken Alpensagen 213; Jecklin 25 ff.

S. 80. Weiteres vom Wilden Mann: Alpenburg Alpensagen 287; Graber 80; Zingerle 77 ff.; Zeitschr. f. österr. Volkskunde III 290 f. Dort wird auch noch ein Abenteuer von Tyroler Mähern mit einem Wilden mitgeteilt:

Auf einer Bergwiese bei dem Dorfe Arzl (in der Nähe von Innsbruck) waren einmal sieben Tagelöhner am Mähen. Das Mahd lag hoch über dem Dorfe, und sie hatten keine Lust, nach Feierabend noch den weiten Weg hinunter zu machen, darum trugen sie ein paar Arme voll Heu in ein kleines Stadel am Waldrand, um da zu übernachten. Da machten sie sich's bequem und verkrochen sich bis zum Kopf im Heu. Es war noch nicht ganz finster, da wurde auf einmal die Stadltüre aufgerissen, und die Mäher kriegten keinen kleinen Schrecken — der wilde Mann steckte seinen Kopf herein. Er guckte sie eine Weile an, schüttelte den Kopf und brummte:

I woaß den Wald
Dreimol jung und dreimol alt
Ober so a Viech mit sieb'n Köpf
Hun i no ninderst g'sechn as wie do!

Machte die Türe zu und trottete weiter.

S. 81. Wildleute-Sage in Mitteldeutschland: Kuhn u. Schwartz Nr. 211; Pröhle

Harzsagen 51; Schmitz II 13; auch im Luxemburgischen: Gredt 68; in Hessen: Lyncker 60; Bindewald 89; Wolf, Hess. Sagen 53 ff. Auch Rübezahl hat in seinem Wesen manches mit den Wilden Männern gemein.

S. 82. Die Wilden Leute im Bernhardswalde: Lyncker Nr. 91. Auch der russische Waldgeist Lieschi kann seine Größe willkürlich verändern; geht er im Felde, so verkleinert er sich bis zur Größe des Grases; geht er im Walde, so erreicht er die Höhe der Bäume (Mannhardt I 138).

S. 82. Die Holz- und Moosleute: Allgemeines: Meiche 348; Schönwerth II 358 ff.; Eifel Nr. 37; Meiche 346.

S. 83. Spinnen und Stricken: Eifel Nr. 48; Die Sage vom Jäschken nach Taubmann 17 ebenso wie die folgende.

S. 84. Heilkräuter: Meiche 346, 351; Schönwerth a. a. O.; Panzer II Nr. 257 u. 258; Witzschel I Nr. 235.

S. 85. Wiege aus Baumrinde: Witzschel I 216. — Waldmännchen: Meiche 350.

S. 86. Holzleute beim Heuen: Witzschel I Nr. 217; Mannhardt I 86; Eifel Nr. 45.

S. 87. Wilder Jäger und Holzleute: Witzschel I 216, 222; Mannhardt I 82 f.

S. 88. Waldweibel im Haus: Schönwerth II 362, 364 f., 368 f.; Kühnau II 182; Witzschel I 213. „Schäl keinen Baum", weil ihr Leben an das der Waldbäume gebunden ist. In einer oberfränkischen Sage heißt es:

> Reiß nicht aus einen fruchtbaren Baum,
> Erzähl keinen nüchternen Traum,
> Back kein Feiertagsbrot,
> So hilft dir Gott aus aller Not.
>
> (Panzer II 161)

Auch in der christlichen Zeit waren noch gewisse Bäume in den Marken oder Gemeindewaldungen durch strenge Gesetze vor dem Abholzen geschützt. Sie umzuhauen, war bei Kapitalstrafe verboten. Es waren besonders die „fruchtbaren", d. h. zur Mast dienenden Harthölzer Eiche und Buche (Mannhardt I 39).

S. 90. Warum jetzt keine Moosleutchen kommen: Meiche 346.

Einzelne Waldgeister

S. 90. Hemann: Schönwerth II 342 ff.; Klarmann u. Spiegel 96, 187 f.; Kühnau II 205.

S. 92. Das Rautenweible: Birlinger I 59.

Der Baum

S. 93. Blutende Bäume: Mannhardt I 35. — Die seufzenden Buchen: Schönwerth II 335. — Die Birke bei Herrenalb: Baader I 172. — Abbitte beim Baumfällen: Peter II 30.

S. 94. „Der Wirt ist tot!" Kuhn, Westf. Sagen II 52. — Der Fichtling: Graber 15. — Lebens- und Schicksalsbaum: Mannhardt I 46 ff.

S. 95. Die Linde auf Hohenlandsberg: nach Klarmann u. Spiegel.

Holzfräulein und Ernte

S. 96. Holzfräulein und Ernte: Schönwerth II 369 ff.; Panzer II 160 f., 551.



Das Feld

S. 97. Der Kornwolf: Bartsch II 310 f.; Mannhardt I 611; derselbe, Roggenwolf u. Roggenhund 14; Haas Nr. 12; Jahn 33.

S. 98. Der Alte: Mannhardt I 611; Bartsch II Nr. 1494 ff. — Das Kornkind: ebenda Nr. 1507; Grimm Nr. 14; Rochholz Aargausagen I 273; Mannhardt, Korndämonen 28.

S. 99. Roggenmuhme: Grimm Nr. 90; Kuhn u. Schwartz 429; Schambach u. Müller 76; Jahn 33; Mannhardt, Korndäm. 20.

Frau Holle

S. 99. Prozeßakten des Diel Breull: Zeitschr. f. deutsche Myth. I 272. — Frau H. verwandelt sich in eine Eiche: Kuhn u. Schwartz Nr. 247, 9. — Luthers Frau-Holle-Porträt in der „Auslegung der Episteln": „Hie tritt fraw Hulde herfür mit der potznasen, die natur, und darf ihrem gott widerspellen und in lügen strafen, hängt umb sich iren alten trewdelmarkt, den stroharns (Strohharnisch) — hebt an und scharret daher mit irer geigen" (Grimm, Anm. zu Nr. 4); zeigt wieder die Verwandtschaft mit den Geistern des Pflanzenwuchses. Auch die Roggenmuhme erscheint manchmal als eine Alte in Lumpen; und die Schnitterin oder der Schnitter, die bei der Ernte den gefangenen Korndämon mimisch darstellen sollten, wurden in die letzte Garbe gesteckt (oben S. 97 u. 99).

S. 100. Die Alte im Walde: Pröhle Harzsagen 155, 135, 198.

S. 101. Als Ehestifterin: Aug. Ey, Harzbuch oder Der Geleitsmann durch den Harz (Goslar 1855) 235.

S. 103. Frau Holle kommt: Sommer 9, 162; Grimm Nr. 5; Witzschel I 135.

S. 104. Neujahrs- und Weihnachtsbescherung: Schambach u. Müller 75 f.; Schöppner II 727; Zeitschr. f. deutsche Myth. IV 19.

S. 105 ff. Von der schönen Frau Hulli: Zeitschr. f. deutsche Myth. I 23 ff. Wie von ihr, so wird auch von der hessischen Wildenfrau bei Wohnfeld erzählt, daß sie armen Holzlesern unvermerkt ihre Last abgenommen habe, die sie dann erst wieder an der Stelle, wo die Grenze des Reviers der wilden Frau war, auf ihrem Buckel spürten (Bindewald 89).

S. 108. Frau Holle im Meißner: Grimm Nr. 4 u. 6; Lyncker 15 ff. — Mit dem ganzen Kapitel über Frau Holle ist zu vergleichen der Abschnitt über die wilden Frauen, auch Anm. zu 71; ferner der über „Nacht und Geisterzeit" sowie über das „Nachtvolk und den wilden Jäger".

S. 109. Frau Gode: Bartsch I Nr. 27, 30, 23 (2); II Nr. 1261—64; I Nr. 26.

Sechstes Buch

Das Wasser

S. 111. Die Schwanenfrau: Grimm Mythologie 354; vgl. oben S. 8. — Wäsche der Wassergeister: z. B. Witzschel I 281, 236; Meiche 369; Kühnau II Nr. 873, 876. — Das grüne oder bunte Band: Bechstein, Deutsches Sagenbuch 665; Aug. Ey, Harzmärchenbuch: „Der Wassermann". — Baden: Jahn Nr. 188. — Mittags: Witzschel I 286.

S. 112. Lebensmüde: Jahn 150. — Tanz der Wassergeister: Sommer Nr. 34. — Nixentanz Vorbedeutung, daß ein Mensch ertrinken wird: Bechstein, Deutsches Sagenbuch 462. — Wasserfrau unnahbar: Haas Rügensche Sagen Nr. 74; von Kindern, die sie sahen, muß eins ertrinken: Kühnau II 878, 881. — Der Maler und die Nixe: Witzschel I 237; ebenda 236 die beiden folgenden Sagen.

S. 113. Unstrutnixe: Witzschel I 279. — Gestalt der Nixen: Jahn 147; Pfister 49 ff. — An der ostfriesischen Küste ließen sich vor Alters oft Seewiefken sehen, oben wie Menschen, unten wie Fische mit langen Schwänzen. Sie hatten große lange Brüste, die sie über die Schultern warfen und so ihre Jungen säugten (Kuhn u. Schwartz 426, Nr. 241). Große oder lange Brüste haben sonst besonders die weiblichen Vegetationsgeister.

S. 114. Nixe beim Turnier: Bechstein, Fränk. Sagen 159. — Nickelmann: Kuhn u. Schwartz Nr. 197.

S. 115. Wie er die Leute äfft: Kühnau II 334; Kuhn u. Schwartz Nr. 79. — Seine Verwandlungen: Grimm Mythologie 407; Kuhn u. Schwartz Nr. 197; Sommer Nr. 34; Grimm Nr. 63; Bechstein, Deutsches Sagenbuch 665. Der oberpfälzische Wassermann erscheint den Mädchen, die er liebt, in einem Hemde, das von einem gläsernen Gürtel gehalten wird und die Reihe glänzender Fischschuppen verbergen soll, die ihm den Rücken hinunterläuft (Schönwerth II 189).

S. 116. Selberjedan: Kuhn u. Schwartz Nr. 111. — W. flickt seine Kleider: Kühnau II 355. Aus dem nordöstl. Böhmen, zuerst gedruckt 1889 nach der Erzählung einer Frau, deren Mann den Wassermann oft selbst flicken sehen haben wollte. — Menschenraub: Kuhn u. Schwartz 426, Nr. 236; Schambach u. Müller 342 (Anm. zu Nr. 90); Vernaleken Mythen 163; Jahn Nr. 190. Im Oldenburgischen warnt man die Kinder vor „Mettje mitn langen Arm“, einer Wasserfrau (Strackerjan I 419).

S. 117. Das jährliche Opfer: Jahn Nr. 185; Schönwerth II 198; Jahn Nr. 191; Kuhn u. Schwartz Nr. 197, u. S. 426, Nr. 236 ff.; Stöber I Nr. 137.

S. 119. Wohnung der Wassergeister: Panzer II 237; Kuhn u. Schwartz Nr. 197. — Die gefangene Seele: z. B. Vernaleken Mythen 161 ff.

S. 120. Die Wasserlisse: Firmenich II 334; Märchen seit Grimm 114. Von erlösten Wasserlissen, Seelen also, erzählen andere schlesische Sagen, Zeitschr. d. Ver. f. Vk. V (1895) 124 f. — Wassermanns Magd: Kühnau II 349; Vernaleken Mythen 162, 167, 178. — Wechselbälge: z. B. Kuhn u. Schwartz Nr. 103; Grimm Nr. 81 f. Die Sagen ähneln denen von den Zwergenkindern.

S. 121. Nixen kommen zum Tanz: Zeitschr. d. Ver. f. Vk. VII, 443; Lyncker 65.

S. 122. Liebschaften: Witzschel II 80; Meiche 370, 373; Sommer 43; Heßler 415 u. Sommer 40.

S. 124. Tanz mit dem Wassermann: Grimm Nr. 51.

S. 125. Die Wehmutter beim W.: Grimm Nr. 49.

S. 126. Nixe kämpfen: Sommer 45; Pfister 51.

S. 127. Ballade von der schönen Hannale: Erk-Böhme I Nr. 1.

S. 130. Seebulle: Kuhn, Westf. Sagen I Nr. 335. — Der Schimmel aus dem Grundlos: Kühn u. Schwartz Nr. 179. — Birenpaul: Jahn 148. — Als Vogel mit roter Zipfelmütze (wohl Wasserhuhn) erscheint er in einer schles. Sage: Zeitschr. d. Ver. f. Vk. XI 203; als Hase mit roter Blume der die Jäger narrt: Kühnau II 248; als Gans: ebenda 255; als Hund: ebenda 254; als Otter: ebenda

352; als Fisch: oben, S. 115; als Kröte kommt die Wasserfrau und sucht, wie die Unterirdischen, Menschen als Paten für ihr Kind (vgl. „das Leben am seidenen Faden“: „Märchen seit Grimm“ 272), ist aber rachsüchtiger wie die Unterirdischen: Meier Nr. 78.

S. 131. Der Drache: Jäcklin 44. Wenn in den Alpen ein Gießbach über die Berge stürzt, Bäume und Felsen mit sich reißt, „ist ein Drach ausgefahren“ (Grimm Nr. 216).

Das Meer

S. 131. Die Seejungfern: Jahn 147; Kuhn u. Schwartz Nr. 12.

S. 132. Die sieben Meerminnen: Bechstein, Deutsches Sagenbuch Nr. 160. — Das gefangene Seewiefken: Strackerjan I, 420.

S. 133. Wassermann in der Jade: Erk-Böhme I Nr. 1, S. 8.

S. 134. Die Wehen der Meerfrau: Hansen 149.

Verzeichnis der benutzten Sagensammlungen

(in den vorstehenden Anmerkungen meist in Abkürzung zitiert)

J. N. v. Alpenburg, Alpensagen. Wien 1858.
— Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857.
E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. Teil I. 2. Aufl. Berlin 1842.
B. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsruhe 1851.
K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. 2 Bde. Wien 1879.
L. Bechstein, Deutsches Sagenbuch. Leipzig 1853.
— Der Sagenschatz des Frankenlandes I. Würzburg 1842.
Th. Bindewald, Oberhessisches Sagenbuch. Frankfurt 1873.
A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. 2 Bde. Freiburg i. B. 1861.
C. u. Th. Colshorn, Märchen und Sagen. Hannover 1854.
Deutsche Märchen seit Grimm. Herausg. v. P. Zaunert. Jena 1912.
A. Engelien u. W. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Berlin 1869.
R. Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes. Gera 1871.
G. Graber, Sagen aus Kärnten. Leipzig 1914.
L. Erk, Deutscher Liederhort. Neubearb. v. Böhme. Leipzig 1893—94.
J. G. Th. Grässe, Sagenbuch des preußischen Staates. 2 Bde. Glogau o. J. (1867).
N. Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes. Luxemburg 1885.
J. u. W. Grimm, Deutsche Sagen. 4. Aufl. Berlin 1905. (Hier zitiert: Grimm.)
— Deutsche Mythologie. 4. Aufl. 3 Bde. bes. von E. H. Meyer. Berlin 1878.
A. Haas, Pommersche Sagen. Berlin 1912.
— Rügensche Sagen und Märchen. Stettin 1912.
C. P. Hansen, Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen. 3. Aufl. Garding 1895.
H. Harrys, Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. Celle 1840.
Chr. Hauser, Sagen aus dem Patznaun und dessen Umgebung. Innsbruck 1894.
A. v. Herrlein, Sagen des Spessart. 2. Aufl. Aschaffenburg 1906.
W. Hertz, Deutsche Sagen im Elsaß. Stuttgart 1872.
E. Heusinger, Sagen aus dem Werratale. Eisenach 1841.
Ph. Hoffmeister, Hessische Volksdichtung in Sagen und Märchen, Schwänken und Schnurren. Marburg 1869.
D. Jäcklin, Volkstümliches aus Graubünden. 3 Teile. Chur 1874—78.
Ubr. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen. Berlin 1886.
J. Jegerlehner, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis; aus dem Volksmunde gesammelt. Schriften d. Schweizer Gesellsch. f. Volksk. 9.
J. C. Klarmann u. K. Spiegel, Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald. Würzburg 1912.
J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben und andere alte Überlieferungen im Vogtlande. Leipzig 1867.
Ad. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
— Westfälische Sagen, Gebräuche und Märchen. 2 Teile. Leipzig 1859.

Ad. Kuhn u. Wilh. Schwartz, Nordd. Sagen, Märchen u. Gebräuche. Leipzig 1848.
R. Kühnau, Schlesische Sagen. 3 Bde. Leipzig 1910—13.
L. Laistner, Nebelsagen. Stuttgart 1879.
— Das Rätsel der Sphinx. 2 Bde. Berlin 1889.
K. Lyncker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. Kassel 1854.
W. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund. Danzig 1865.
— Wald- und Feldkulte. 1. Teil: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875.
A. Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Leipzig 1903.
E. Meier, Deutsche Sagen usw. aus Schwaben. 2 Teile. Stuttgart 1852.
K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.
F. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. Bayrische Sagen und Gebräuche. 2 Bde. München 1848 u. 1855.
A. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien. Troppau 1867.
H. Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1854.
— Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856.
K. Reiser, Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäus. 2 Bde. Kempten 1895—1902.
E. L. Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. 2 Bde. Aarau 1856 u. 1857.
— Naturmythen. Neue Schweizersagen. Leipzig 1862.
G. Schambach u. W. Müller, Niedersächsische Sagen und Gebräuche. Göttingen 1855.
J. H. Schmitz, Sitten, Sagen und Legenden des Eifler Volks. 2 Teile. Trier 1856—58.
F. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. 3 Bde. Augsburg 1857—59.
A. Schöppner, Sagenbuch der bayrischen Lande. 3 Bde. München 1852—53.
E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846.
L. Stöber, Die Sagen des Elsasses. St. Gallen 1852.
L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2 Bde. Oldenburg 1868.
J. A. Taubmann, Märchen und Sagen aus Nordböhmen. Reichenberg 1887.
Th. Vernaleken, Alpensagen. Wien 1858.
— Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Wien 1859.
F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churätien. Chur 1862.
— Sagen Voralbergs. Innsbruck 1858.
Walliser Sagen, gesammelt und herausgeg. von Sagenfreunden (M. Tscheinen und P. J. Ruppen). 2 Teile. Sitten 1871.
A. Witzschel, Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatkunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. 2 Teile. Wien 1866 u. 1878.
J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen 1853.
— Deutsche Märchen und Sagen. Leipzig 1845.
F. Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg 1882.
L. Chr. Wucke, Sagen von der mittleren Werra. 2 Aufl. Eisenach 1891.
Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausg. von J. W. Wolf, fortgesetzt von W. Mannhardt. 4 Bde. Göttingen 1853—59.
Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, herausgeg. von K. Weinhold, fortgesetzt von J. Bolte. Berlin 1891 ff. (abgekürzt: Zeitschr. d. Ver. f. Vk.)
Ign. V. Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859.
— Sagen aus Tirol. Innsbruck 1850.

Inhalt

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Deutscher Sagenschatz

Herausgegeben von Dr. Paul Zaunert

Bisher erschienen

Band I: Vlämische Sagen, Legenden und Volksmärchen. Mit 16 alten Ansichten; herausgegeben von Georg Goyert und Konrad Wolter. br. M 20.—, geb. M 28.—

Post: Die Art der Übertragung verdient volles Lob. Die Sprache bleibt schlicht und ungekünstelt, ohne aber an Lebendigkeit und Plastik einzubüßen. Recht vorteilhaft ist die Ausstattung mit alten Abbildungen der vlämischen Städte, die uns die Stimmung, wie sie der vergangenen vlämischen Kulturepoche eigentümlich gewesen, trefflich vermitteln. Die aus ähnlichem Bestreben heraus unternommene Beifügung von einzelnen für das vlämische Volkstum charakteristischen Märchen und Schwänken wird zum Gewinn des Werkes wesentlich beitragen. Das Buch bildet ein geschlossenes Ganzes von hervorragendem kulturgeschichtlichen Wert.

Volkswille Hannover: Die Sagen alle gewähren reizvoll-intime Einblicke in die Seele Flanderns, der Duft der Ursprünglichkeit schlägt aus diesen Seiten kräftig spürbar empor. Wir empfangen den Eindruck einer erstaunlich vielfältigen Mischung: Neben allerzartesten Zügen stehen derbrealistische, neben der Freude am stillen Glück der Hang, sich kräftig auszuleben, und neben den Beweisen feinster Menschlichkeit unbekümmerte Skrupellosigkeit, das begehrte Ziel zu erreichen, koste es was es wolle.

Leipziger Volkszeitung: Viel Zartes und Feines ist in diesen alten Mären, die sich oft mit deutschen berühren, aber auch viel Lustiges und Derbbehagliches, und vor allem eine unermüdliche Lust am Erfinden, Ausspinnen, Erzählen merkwürdiger Dinge. Wer Costers Ulenspiegel und seine Mären kennt und liebt, spürt bald den Duft jener volkstümlichen Überlieferungen, ohne die Coster nicht zu denken ist.

Als nächste Bände erscheinen und sind in Vorbereitung

Deutsche Natursagen, 2. Folge. Pflanzen- und Tiersagen. Herausgeber Dr. Paul Zaunert.

Die Seele in der deutschen Volkssage. " Dr. Paul Zaunert.

Thüringische Sagen. " Dr. Konrad Höfer.

Die Sagen des Rheinlandes. " Dr. Paul Zaunert.

Schlesische Sagen. " Erich Peukert.

Sagen der Hansa-Städte. " Dr. Paul Hambruch.

Böhmerwald-Sagen. " Hans Watzlik.



Als wesentliche Ergänzung des deutschen Sagenschatzes erscheint in Kürze

Hans Naumann

Primitive Gemeinschaftskultur

Beiträge zur Volkskunde und Mythologie

br. M 25.—, geb. etwa M 35.—

Naumann geht in diesem Buche dem Arbeitsgebiete der Volkskunde — Märchen, Sagen und Drama, Toten- und Schutzgeisterglauben, Rätsel und Lied, Haus und Siedelung, Tracht und Sitte — von ganz neuen Gesichtspunkten aus auf den Grund. Ihm ergeben sich da zwei klar geschiedene Wesensbegriffe: das Kulturgut, welches durch die primitive Gemeinschaft geschaffen wurde, und jenes, welches, von einer höheren, individuellen Gipfelkunst schöpferischer Einzelpersönlichkeiten herabgesunken, sich im Volksleben erhalten hat. So führt die Völkerkunde zur Anerkenntnis der Bildungsaristokratie des Individualismus, die jedoch im Mutterboden der primitiven Gemeinschaft wurzeln muß, wenn sie zu zukünftiger Kultur leiten will, und zugleich zur Erkenntnis praktischer und schöner Gemeinschaftskultur, wie sie heute noch viele Völker im primitiven Bauerntum zeigen. Der Totenglaube wird hier vom Standpunkt des Prädanimismus aus beleuchtet gesehen. In diesem Buche verbindet sich die Wissenschaft mit dem unmittelbaren Volksleben und wird diesem ein Wegweiser.

In neuer Auflage erscheint

Indische Sagen

Übersetzt von A. Holtzmann / Neue Ausgabe mit Einleitung von Prof. M. Winternitz-Prag / Buchausstattung von F. H. Ernst Schneidler

3.—5. Tausend / Pappbd. M 70.—, Ganzleder etwa M 150.—

Inhalt: Die Kuruinge (Ein Heldengedicht) / Bhīschmas Geburt / Ambā / Sāwitrī / Usinara / Das Meer / Rischjasringa / Rohini / Nahuscha / König Nal / Jajati / Das Schlangenopfer / Rama nach Walmiki.

Tägliche Rundschau: Holtzmanns Werk ist sehr viel mehr als eine bloße Übersetzung. Es ist geniale Neudichtung, von der doch auch der Kenner der Indologie rühmen muß, daß jede Zeile echt indisches Gepräge trägt. Das gilt vor allem von den „Kuruingen", einem Heldengedicht, in welchem Holtzmann mit wunderbarem Glück es versucht hat, den ursprünglichen epischen Kern des im Laufe der Zeit zu so ungeheuerlichem Umfang angeschwollenen Riesenepos Mahâ Chârata wiederherzustellen. Das endlos wuchernde lehrhafte Beiwerk späterer Jahrhunderte ist entfernt, und wir erkennen freudig staunend ein Heldengedicht echt arischen Geistes — kraftvoll und durchaus würdig, neben dem Homer und der Edda zu stehen, beiden wesensverwandt. Leopold von Schroeder.



Atlantis

Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas

Herausgegeben von Leo Frobenius / 15 Bände

Wie das sagenumklungene Wort Thule der alten Germanen ein Symbol ihrer nordischen Herkunft ist, so ist das Wort Atlantis der alten ägyptisch-griechischen Welt ein aus Urtiefen heraufleuchtendes Symbol der Herkunft einer die Antike in Vorzeiten befruchtenden Kultur aus dem Westen. Im Norden Afrikas, von den Kabylen Marokkos bis zu den Völkern im Sudan, haben sich die Dokumente ältester Kultur, teils in Felsensteinzeichnungen, teils in Ruinen alter Städte und in Funden aus Königsgräbern, teils in Sitten und Gebräuchen erhalten. Aber auch ältestes literarisches Kulturgut lebt noch dort in Gestalt von Mythen und Sagen, in Geschichten von Dämonen und zyklopisch-gigantenhaften Riesenwesen, in Bardengesängen von ritterlichen Sitten, von zarten, charaktervollen Frauen, von Helden und Heldentaten. Ein ganzer Band des Unternehmens behandelt allein die atlantische Götterlehre. Noch leben tatsächliche Reste der alten Hyperborder. — In langjährigen Forschungsreisen hat Leo Frobenius diese Dokumente gesammelt, und jetzt erleben sie, gesichtet und systematisch zusammengestellt, ihre erstmalige, vollständige Veröffentlichung. Die unsträflichen Äthiopen, die „Lieblinge der Götter", wachen wieder mit dieser unendlich großartigen Dichtung Afrikas, die man bisher kaum ahnte, auf. Der Entdeckung der primitiven Negerplastik folgt jetzt das Bekanntwerden dieser Dichtkunst. Sie schildert in überraschender Farbigkeit unbeirrbare Menschen voll seelischer Tiefe, Völker mit reinem Stilgefühl, Dichter in ihrer monumentalen Schlichtheit. Hier spricht Menschentum von weitem Weltgefühl, hier werden wundersame Motive geboten, die noch nicht von Hunderten von romanischen und germanischen Dichtern durch Schmöker und Komödienhäuser geschleift sind, hier lebt ein markig eigner Stil in Erzählung neben Erzählung und prangt in eigener Schönheit wie die Säulen in der Ordnung eines klassischen Tempels. Darum sei gesagt: Die deutsche Wissenschaft trägt mit diesem Unternehmen einen wichtigen Baustein zu einer zukünftigen europäischen Gesamtkultur bei. Atlantis lebt wieder!

Als erste Bände erschienen

Volksmärchen der Kabylen

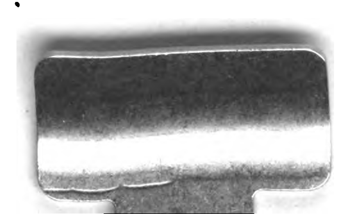
Band 1. Weisheit .... br. M 45.—, in Halbl. geb. M 57.—

Band 2. Das Ungeheuerliche (Erscheint im Herbst)

Band 3. Das Fabelhafte .... br. M 50.—, in Halbl. geb. M 62.—

Dem Gesamtplan entsprechend folgen sodann:

4. Märchen aus Kordofan. 5. Sagen und Mythen des Sudan. 6. Spielmannsgeschichten der Sahel. 7. Die Dämonen des Sudan. 8. Erzählungen aus dem Westsudan. 9. Erzählungen aus dem Zentralsudan. 10. Die atlantische Götterlehre. 11. Erzählungen aus Oberguinea. 12. Mythen der Kassaiden. 13. Märchen der Kassaiden. 14. Tierfabeln der Kassaiden. 15. Regesten.




G.E. STECHERT & Co
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK